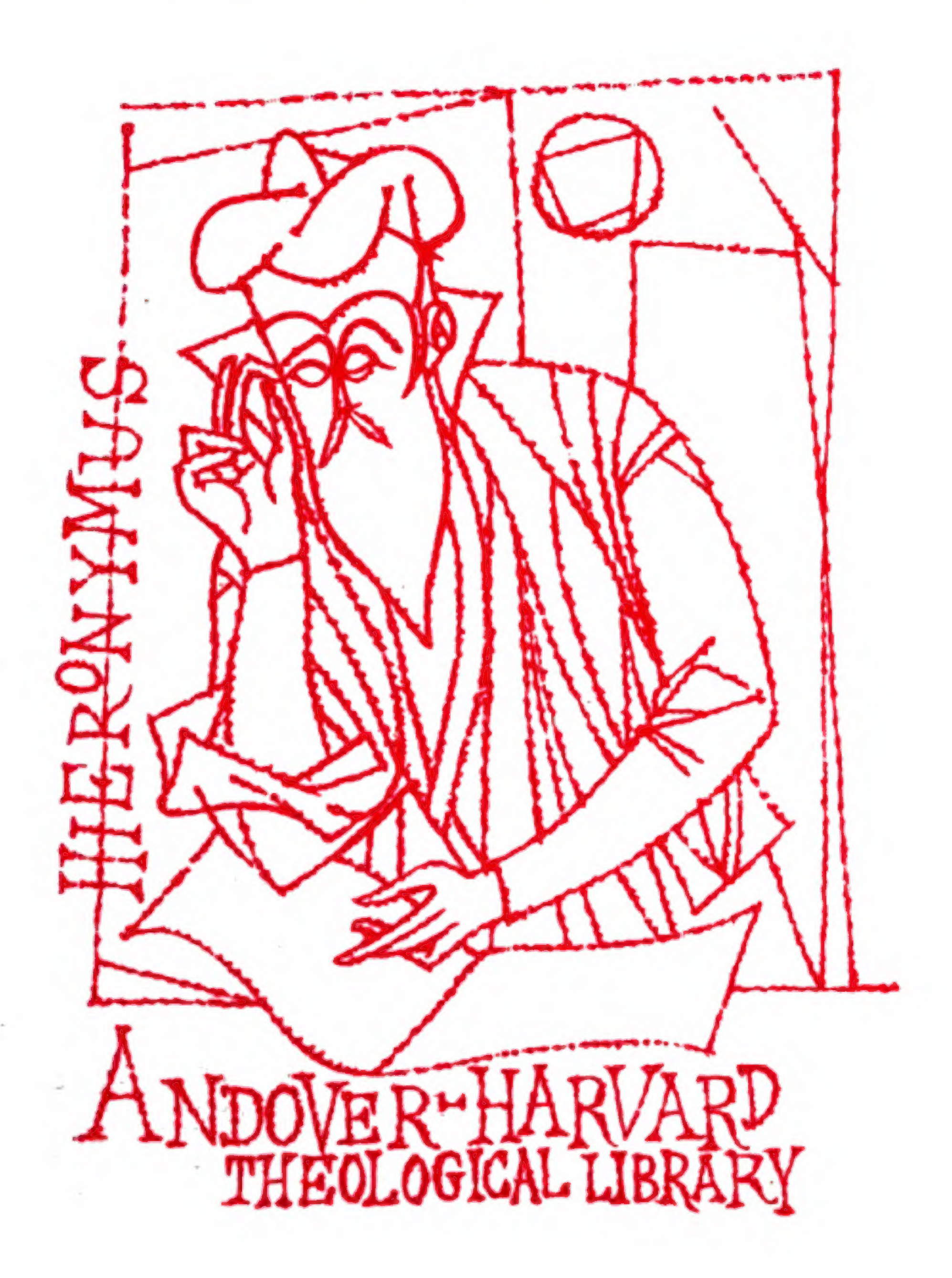
ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 4TT6 9

911
S875ge
1817

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Fortsetzung zwanzigster Band.

Mainz, 1839.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Digitized by Google

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Drei und dreißigster Band.

Mainz, 1839.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

911
S875ge
1817
v.33

Inhalts-Verzeichniss.

Erster Abschnitt.

Geschichte Frankreichs.

Seite

§. 1—6. Eine neue Dynastie auf dem Thron Frankreichs. — Schwacher Antheil der Nation an diesem Dynastienwechsel. — Völlige Unabhängigkeit der großen, oder sogenannten Kronvasallen. — Tief gesunkenes königliches Ansehen. — Zersplitterung Frankreichs in mehrere, theils größere theils kleinere unabhängige Staaten; daher auch in dieser Periode keine eigentliche Geschichte des französischen Reiches . . . . 1—10

Zweiter Abschnitt.

Hugo Capet, Gründer der neuen Dynastie.

§. 1—3. Hugo Capets Verhältniß zu den übrigen französischen Fürsten. — Sein Streit mit dem Römischen Stuhle, wegen des Erzbischofes Arnulph von Rheims. — Es gelingt ihm, sich der Stadt Rheims zu bemächtigen . . . . . 10—17

§. 4—6. Concilium von Rheims; Heftigkeit des Bischofes von Orleans gegen den Römischen Stuhl. — Arnulph wird seiner Würde entsetzt, und Gerbert Erzbischof von Rheims . . . . 17—24

§. 7—12. Demüthiges Schreiben des Königs an den Pabst. — Ein päbstlicher Legat kommt nach Frankreich. — Concilium von Mousson. — Zweites Concilium von Rheims. — Vollständiger Sieg des Römischen Stuhles. — Tod Hugo Capets. — Charakter dieses Monarchen . . . . . . 24—32

§. 12—15. End- und zahllose Fehden auf der ganzen Oberfläche Frankreichs während Hugo's Regierung. — Krieg zwischen den Grafen von

Digitized by Google

Seite

Rennes und Anjou. — Wilhelm Graf von Poitiers, einer der mächtigsten Herren Aquitaniens, und dessen Gemahlin Ermeline. — Einfluß des Fehdewesens auf den Charakter der Nation . . 33—43

Dritter Abschnitt.

§. 1—4. Robert II. folgt seinem Vater auf den Thron. — Wegen seiner, im vierten Grade mit ihm verwandten Gemahlin Bertha geräth Robert in einen heftigen Conflict mit dem Römischen Stuhle. — Er wird vom Pabst Gregor V. mit dem Banne belegt und scheidet sich, um vom Banne losgesprochen zu werden, von Bertha . . . . . 43—50

§. 5—7. Constantia, eine Tochter des mächtigen Grafen von Provence, zweite Gemahlin Roberts II. — Stolz und Herrschsucht dieser Fürstin. — Roberts Krieg mit Eudes II. Grafen von Chartres und Blois. — Otto Wilhelm von Burgund, und Roberts erfolglose Feldzüge gegen denselben. — Der König erhält nach fünfjährigem Kampfe Burgund, vereiniget es aber nicht mit der Krone, sondern gibt es seinem Sohne Heinrich. 50—58

§. 8—10. Frankreich mit einem Einfalle von den Normännern bedroht. — Bald wieder gedämpfte Empörung der Söhne Roberts gegen ihren Vater . . . . 58—64

§. 10—12. Die Italiäner tragen die Krone Italiens zuerst dem König Robert, dann einem seiner Söhne, und endlich dem Herzog Wilhelm von Aquitanien an; dieser nimmt sie an, ist aber bald gezwungen, das ganze Unternehmen wieder aufzugeben. — Mißlungener Versuch auf Lotharingen. — Tod des Prinzen Hugo . . . . . 64—66

§. 12—20. Robert ernennt seinen Sohn Heinrich zum Mitregenten. — Abermalige Empörung der Söhne Roberts. — Aussöhnung derselben mit ihrem Vater. — Zug nach Burgund. — Tod Roberts II. — Charakter dieses Monarchen. — Verschiedene biographische Züge aus dem Leben desselben . . . . 66—83

§. 21—26. Manichäische Sekte in Orleans. — Entdeckung derselben und Hinrichtung der Vor-

Digitized by Google

Seite
nehmsten ihrer Häupter. — Judenverfolgung in ganz Frankreich. — Rainard Graf von Sens. — Die eine Hälfte seiner Grafschaft wird mit den königlichen Domainen vereiniget, die andere dem Erzbischof von Sens als Lehen ertheilt . . . . . 84—100

§. 27—30. Krieg zwischen Eudes II. Grafen von Champagne und Fulko von Anjou. — Fulko ermordet in leidenschaftlichem Zorn seine Gemahlin Elisabeth, und wallfahrtet als ein Büßender nach dem heiligen Grabe in Jerusalem. Eudes wird auf seinem Rückzug aus Lotharingen erschlagen. — Fulko pilgert zum drittenmal nach Jerusalem und stirbt auf der Rückreise zu Metz 100—110

§. 30—31. Eudes Söhne und der tapfere Gottfried, Sohn Fulko's von Anjou, setzen den Krieg fort. — Das Heer der Erstern wird in einer entscheidenden Schlacht völlig vernichtet . . . 110—112

§. 31—34. Beinahe gleichzeitiger Tod mehrerer der mächtigsten Großen in Frankreich. — Aufstand der Bauern in Bretagne. — Erbschaftskrieg in der Normandie zwischen den beiden Söhnen Herzogs Richard II. — Richard, der ältere Bruder, besiegt den jüngern, Robert, behandelt denselben sehr edelmüthig, wird aber von demselben vergiftet, und Robert nun Herr der ganzen Normandie. — Roger, ein vornehmer Normann und glücklicher Abentheurer gegen die Sarazenen. — Allgemeine, zu den schrecklichsten und unmenschlichsten Handlungen führende Hungersnoth in ganz Frankreich . . . . 112—130

Vierter Abschnitt.

Geschichte von England.

§. 1—12. König Edgar wird nach seines Bruders Edwy Tod Herr von ganz England. — Der heilige Dunstan erster und vertrautester Rath des Königs. — Ueber die bei den protestantischen Geschichtschreibern zur Sitte gewordene Entstellung großer und heiliger, unserer Kirche angehöriger Männer. — Englands immer herrlicher aufblühende Größe unter Edgars Regierung. —

Seite
Edgars zweite Gemahlin Elfrida. — Die überall und lange schon erzählte Geschichte ihrer Vermählung mit dem König ein offenbarer werthloser Roman. — Edgar stirbt (975) . . . . . 130—159

Fünfter Abschnitt.

Fortsetzung der Englischen Geschichte.

§. 1—4. Gegen die Gefahr eines schon in der Nähe drohenden Krieges wegen der Thronfolge zwischen Eduard, Edgars Sohn erster Ehe, und Elfrida, als Vormünderin ihres kaum sieben Jahre alten Sohnes Ethelred, wird die Nation durch die Weisheit und das Ansehen des heiligen Dunstan geschützt. — Eduard besteigt den Englischen Thron. — Treffliche Eigenschaften des ungemein viel versprechenden jungen Monarchen. — Er fällt unter den Dolchen einiger von Elfrida erkaufter Meuchelmörder. Trauriges Ereigniß zu Calne. — Berichtigung des von Herrn Lappenberg über den heiligen Dunstan gefällten Urtheils . . . . 159—174

Sechster Abschnitt.

Regierungsgeschichte König Ethelreds.

§. 1—5. Ethelred wird in Kingston von Dunstan gesalbt und gekrönt. — Prophetisches Wort des heiligen Erzbischofes. — Mit dem Fluche der Nation beladen, verläßt Elfrida den Hof, zieht sich zuerst auf ein Landgut zurück, und baut dann ein Kloster, hinter dessen Mauern sie als eine Büßende ihr Leben endet. — Graf Alfere von Mercia. — Der heilige Dunstan stirbt. — Anfang der innern Zerrüttung Englands nach dem Tode dieses großen und weisen Ministers . . 174—180

§. 5—6. Veränderter Zustand des Nordens seit den letzten Einfällen der Dänen in England. — Des Nordens älteste, in unaufzuhellendes Dunkel eingehüllte Geschichte. — In der Mitte des 10. Jahrhunderts verschwinden in den Nordischen Ländern die vielen unabhängigen Häuptlinge, und Scandinavien theilt sich in die drei größeren Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden . . . . 180—183

Seite

§. 6—9. Die Lust zu abentheuerlichen See- und Raubzügen erwacht auf das neue wieder bei den nordischen Völkern. — Erste, jedoch noch unbedeutende Versuche derselben auf England. — Ethelreds unglücklicher Krieg, und bald darauf erfolgter Friede mit dem Herzog von der Normandie. — Justin und Guthmund landen mit einem Schwarm Dänen auf den Küsten von Essex. — Einführung der unter dem Namen Danengeld bekannten, ungemein drückenden Steuer. — Justin und sein Gefährte fahren fort, Englands Küsten zu verwüsten, und alle, selbst die besten, zur Vertreibung dieser Feinde getroffenen Anstalten werden durch Verrätherei Englischer Großen vereitelt . . . . 183—192

§. 9—13. Die beiden Könige von Dänemark und Norwegen, Sueno und Olav landen in England, erhalten von Ethelred eine große Summe Geldes und schiffen sich wieder ein. — Ethelred vermählt sich mit Emma, einer Tochter des Herzogs der Normandie. — Alle in England angesiedelte Dänen werden an einem und demselben Tage ermordet. — Verderbliche Folgen dieser grausamen, aber, wie Einige behaupten, durch ein teuflisches Complott eben dieser Dänen nothwendig gewordenen Maßregel . . . . 192—200

§. 13—17. Sueno landet abermals in England. — Anfang des zwölfjährigen Krieges zwischen den Dänen und Angelsachsen. — Oeftere Landungen der Dänen. — Kriegerische Ereignisse. — Wechselfälle. — Ethelred ist endlich gezwungen, aus England zu entfliehen und geht zu seinem Schwager, dem Herzog von der Normandie. — London ergibt sich hierauf an Sueno, und dieser ist nun Herr des ganzen Reiches . . . . . 200—209

§. 17—21. Sueno stirbt. — Ethelred wird von der Nation zurückberufen. — Cnut, Suenos Sohn, obgleich von den Dänen zum König von England ausgerufen, wird gezwungen, England zu verlassen. — England genießt jetzt eine Ruhe von zwei Jahren. — Ethelreds Unthätigkeit und Schwäche. — Cnut landet mit einem neuen Heere

Seite

in England. — Schändlicher Verrath Eadrics, Grafen von Mercia. — Ethelred stirbt, und sein Sohn Eadmund, mit dem Beinamen Ironside, wird in London zum König ausgerufen . . . 209—220

§. 21—25. Krieg zwischen Cnut und König Eadmund Ironside. — Letzterer stets Sieger, wird endlich durch die schändliche Verrätherei des Eadric zu Ashdown geschlagen . . . . 220—229

§. 26—28. Cnut und Eadmund schließen Frieden und theilen das Reich unter sich; aber Eadmund bleibt ausschließlich der Titel eines Königs von England. — Der junge tapfere Monarch fällt unter den Dolchen zweier, von dem Verräther Eadric erkaufter Meuchelmörder . 229—236

Siebenter Abschnitt.

Herrschaft der Dänen in England.

§. 1—18. Cnut wird von den Ständen als König von England anerkannt und im Anfange des Jahres 1018 in London gekrönt. — Grausamer und blutiger Anfang der Regierung Cnuts. — Er vermählt sich mit Emma, Ethelreds hinterlassener Wittwe. — Durch Ströme vergossenen Bluts auf dem Thron von England befestiget, herrscht Cnut mit Milde und großer Weisheit. — Er erobert Norwegen und einen Theil von Schweden. — Er macht eine Pilgerreise nach Rom, vereiniget Schleswig wieder mit Dänemark und stirbt nach neunzehnjähriger Regierung im Jahre 1035 . . . . 236—275

§. 19. Schon seine Zeitgenossen geben Cnut den Beinamen des Großen. — Würdigung desselben. — Einige biographische Züge aus dessen Leben 275—281

Achter Abschnitt.

Specielle Kirchengeschichte.

§. 1—5. Einleitung. — Die Kirche beginnt sich nach und nach aus der bisherigen knechtischen Abhängigkeit von der weltlichen Macht wieder zu größerer Selbstständigkeit zu erheben. — Heilsame Reformen im Innern derselben. — Erwachen eines

Seite
neuen christlichen Sinnes unter den Völkern. — Zustand der italiänischen Kirche . . . . . 282—298

Neunter Abschnitt.

Geschichte der Päbste.

§. 1—14. Pontificat Johannes XV. — Gregor V. — Sylvester II. — Frühere Geschichte Gerberts bis zu dessen Erhebung auf den päbstlichen Stuhl. — Gegenseitiges Verhältniß zwischen Sylvester II. und Otto III. — Tod dieses Pabstes (1003) . . . . 298—321

Zehnter Abschnitt.

Fortsetzung der Geschichte der Päbste.

§. 1—4. Fünfmonatliche Regierung Johannes XVII. — Johann XVIII. — Der heilige Bruno und der heilige Elphegus in Rom. — Tod dieses Pabstes (1009). — Sergius IV. — Märtyrertod des heiligen Columban während des Pontificates Sergius IV. — Tod dieses Pabstes (1012) . . . . 321—329

§. 4—10. Benedikt VIII. — Der Afterpabst Gregor sucht fruchtlos Schutz an dem Hofe Heinrichs des Zweiten. — Der Pabst krönt Heinrich II. zum römischen Kaiser und entreißt den Sarazenen Sardinien. — Erdbeben in Rom. — Tod des Pabstes (1024) . . . . 329—337

§. 10—16. Johann XIX. ein Bruder des verstorbenen Pabstes wird aus dem Laienstande auf den römischen Stuhl erhoben. — Rechtfertigung dieses Pabstes wegen dessen Gelangung aus dem Laienstande zur päbstlichen Würde. — Er weißt das Gesuch des Patriarchen von Constantinopel um den Titel eines ökumenischen Patriarchen mit weiser Schonung zurück und krönt Conrad II. zum römischen Kaiser. — Johannes XIX. stirbt gegen das Ende des Jahres 1033. — Tod der heiligen Kaiserin Cunigundis. — Sie wird in den letzten Jahren des zwölften Jahrhunderts von Innocenz III. heilig gesprochen . . . . 337—351

Seite

Eilfter Abschnitt.

Merkwürdige Concilien.

§. 1—4. Die beiden Concilien von Rheims und jenes von Mousson, dem Leser schon aus der Geschichte Frankreichs bekannt. — Concilium in Rom 998. — Gregor V. schleudert auf demselben den Bannstrahl gegen Robert II. König von Frankreich. — Concilium in Anse in dem Jahre 1025. — Fleury's und Marchetti's abweichende Berichte von den Verhandlungen dieses Conciliums. — Ueber das Recht der Päbste, den Kirchen und Klöstern Privilegien und Exemtionen zu ertheilen 351—361

§. 5—9. Rührende Scene auf einem in Frankreich gehaltenen Concilium, wovon jedoch das Jahr wie der Ort unbekannt sind. — Concilien zu Bourges und Limoges, wegen Einführung der Treuga Dei. — Interdikte auf ganze Provinzen, zum erstenmale auf diesen Concilien in Antrag gestellt. — Sonderbare Geschichte in Betreff eines excommunicirten, jedoch in geweihter Erde begrabenen Todten. — Merkwürdige, verschiedene Disciplinargegenstände betreffende Beschlüsse des Conciliums von Limoges . . . . 361—373

§. 9—11. In Deutschland gehaltene Concilien. — Die beiden wegen des zwischen Bernward von Hildesheim und Erzbischof Willigis von Mainz waltenden Streites, in den Jahren 1001 und 1007 zu Frankfurt gehaltenen Concilien. — Concilium zu Seligenstadt. — Durch ihren achtzehnten Canon überschreiten die auf diesem Concilium versammelten Bischöfe offenbar die Grenzen ihrer Befugniß. Weitere Entwickelung dieses Vorwurfs in einer Note. — Nationalconcilium in Mainz (1023), veranlaßt durch Graf Otto von Hammerstein, der von seiner rechtmäßigen Gemahlin sich getrennt und mit einer andern vermählt hatte. — Klagen über die Gewaltthätigkeiten mächtiger Laien gegen Kirchen und Klöster . . . . 373—380

§. 12—13. Concilien in England und Spanien. — Zu Enham unter König Ethelred (1009). — Da so viele Priester und Diakone in England verhei-

Seite
rathet waren, wird denen, die sich von ihren Weibern trennen würden, die Erhebung in den Adelstand versprochen. — Concilium zu Leon. — In Spanien sind die Concilien zugleich auch Reichsversammlungen . . . . 380—383

Zwölfter Abschnitt.

Weitere Verbreitung des Christenthums im Abendlande.

§. 1—8. Einige vorläufige Bemerkungen über den heidnisch-religiösen Zustand des Europäischen Nordens. — Langsame Fortschritte des Christenthums unter den Slavischen Völkern — Böhmen — Polen. — Miesko, erster christlicher Herzog von Polen (969). — Dänemark. — Die Ehre einer Universalisirung und Befestigung des Christenthums gebührt König Cnut dem Großen. — Norwegen und Schweden. In dem Erstern wird, im Anfang des eilften Jahrhunderts, das Christenthum unter Olav dem Heiligen, und in dem Zweiten, um die nämliche Zeit, unter Olav Scotkonung, die herrschende Religion des Landes. — Der heilige Siegfried Apostel der Schweden. — Digression über den Ursprung und die wahre Bedeutung der Canonisationen . . . . 383—412

§. 9—12. Ungarn. — Schon in der Hälfte des zehnten Jahrhunderts gibt es Christen in diesem Reiche. — Herzog Geisa und dessen Gemahlin Sarolta. — Der Herzog läßt sich taufen (978). — Stephanus mit dem Beinamen der Heilige, Sohn des Geisa, folgt seinem Vater in der Regierung . . . . 412—416

§. 12—13. Stand des Christenthums in Ungarn bei Stephans Regierungsantritt. — Große Empörung der Anhänger des Heidenthums unter der Führung Zezgars gegen den jungen Herrscher. Stephan schlägt sie in einer Schlacht bei Veszprim und begründet durch diesen Sieg die Herrschaft des Christenthums in Ungarn . . . . . . 417—421

§. 14—15. Organisation der neuen Kirche in ihren äußeren Verhältnissen durch Gründung von Bisthümern. — Stephans Gesandtschaft nach Rom. — Pabst Sylvester II. ertheilt ihm die

Seite
königliche Würde. — Frömmigkeit des neuen Königs . . . . 421—425

§. 16—17. Stephan als Regent, Feldherr und Gesetzgeber. — Die Ungarn erhalten von ihm das erste geschriebene Gesetzbuch und eine geregelte Reichsverfassung. — Nähere Entwicklung beider . . . . 425—433

§. 18—20. Letzte, durch Unglück getrübte Lebensjahre dieses vortrefflichen Fürsten. — Auch der hoffnungsvolle Prinz Heinrich, der jüngste seiner Söhne, stirbt vor ihm. — Seine letzten Verfügungen. Sein Tod (1038). — Er wird von P. Benedikt IX. unter die Heiligen aufgenommen. — Neue Zuckungen des Heidenthums in Ungarn nach Stephans Tod, durch die Könige Andreas (1047) und Bela (1060) bald unterdrückt . . . . 433—439

Dreizehnter Abschnitt.

Große Bischöfe und andere ausgezeichnete Heilige dieser Periode.

§. 1—5. Allgemeiner Charakter dieser Periode. — Besonders reich an heiligen und begnadigten Männern ist Deutschland, weniger Frankreich, England und Italien. — Ursachen dieser Erscheinung. — Besonders die Klöster sind die vorzüglichsten Stützen des gottseligen Lebens in dieser Zeit. — Digression über die Kraft des Gebetes und die Nothwendigkeit contemplativer Institute für die unsrige in einer Note. — Namentliche Anführung jener Männer im Allgemeinen, die ganz besonders segenreich wirkten . . . . 439—451

Vierzehnter Abschnitt.

Deutsche canonisirte Bischöfe, Aebte und Einsiedler.

§. 1—5. Mittheilungen aus dem Leben der merkwürdigsten Heiligen dieser Periode im Besondern. — Der h. Heribert, Erzbischof von Cöln. — Geburt und Jugendjahre des Heiligen. — Kaiser Otto III. ernennt ihn zu seinem Hofkaplan. — Seine Erhebung auf den erzbischöflichen

Seite

Stuhl von Cöln (999) und seine Wirsamkeit in diesem hohen Amte. — Auf Kaiser Otto III. Einladung zieht er im J. 1001 nach Rom. Sein Einfluß auf den jungen Monarchen. — Er fällt bei Ottos Nachfolger, Heinrich II., in Ungnade. — Würdiges Benehmen des Erzbischofs bis zur endlichen Versöhnung mit dem Kaiser. — Sein Tod (1021) . . . . 451—461

§. 6—7. Der h. Ansfried, Bischof von Utrecht. — Tapferkeit, Weisheit und Gerechtigkeit dieses Heiligen, so lange er noch als Graf von Löwen in der Welt lebte. — Sein Einfluß auf die deutschen Kaiser Otto II. und Otto III. — Er faßt den Entschluß, sich in ein Kloster zurückzuziehen, wird aber von Otto III. ungeachtet seines Widerstrebens zum Bischof von Utrecht ernannt. — Sein heiliger Wandel bis an seinen Tod im J. 1012 . . . . 461—466

§. 8—13. Der h. Bernward, Bischof von Hildesheim. — Was den Heiligen macht und ob der Heilige auch in der Welt leben könne? — Jugendgeschichte des h. Bernward. — Seine vielseitige Bildung. Er wird zum Erzieher Ottos III. und später (992) zum Bischof von Hildesheim ernannt. — Seine Wirksamkeit als Staatsmann, Landesregent und Kirchenvorsteher bis zu seinem Tode im Jahr 1022 . . . . 466—478

§. 14—17. Der h. Meinwerk, Bischof von Paderborn. — Ursprünglich Kaplan Ottos III. wird er von Heinrich II. zum Bischof von Paderborn ernannt. — Die Freiheit der Bischofswahlen wurde in früherer Zeit durch die deutschen Könige oft beeinträchtigt, ein Umstand, der jedoch damals, bei der Verwahrlosung der Kapitel, mehr Nutzen als Schaden brachte. — Meinwerk wird der Restaurator des ganz verfallenen Bisthums Paderborn. — Seine Verdienste um die Klöster und Schulen seiner Diöcese. — Traurige Heimsuchung, die Gott über ihn kommen läßt. — Sein Tod (1036). 478—484

§. 18—21. Der h. Simeon, Klaußner bei Trier. — Merkwürdige Lebensgeschichte dieses heiligen Eremiten . . . . 484—492

Seite

Fünfzehnter Abschnitt.

Heilige in Frankreich und Italien aus dieser Periode.

§. 1—3. Bischof Fulbert von Chartres. — Jugendjahre und erste Bildung dieses Heiligen. — Er gründet die theologische Schule von Chartres und wird im J. 1007 zum Bischof dieser Kirche erwählt. — Ausgezeichnet durch seine Demuth, wird er durch seine Weisheit das Orakel von ganz Frankreich. — Sein Einfluß in Kirche und Staat. — Er führt in seiner Diöcese zuerst das Fest Mariä Geburt ein, das sich von da über die ganze katholische Welt verbreitet. — Sein Tod (1029) . . . . 492—499

§. 4—8. Der h. Romuald, Stifter des Camaldulenserordens. — Geburt und Jugendjahre des Heiligen. — Aeussere Veranlassung, welche ihn bewegt, der Welt zu entsagen. — Er zieht sich in das Kloster des h. Apollinaris von Classe zurück. — Besondere Fügungen Gottes führen ihn in's Venetianische und von da nach Catalonien. — Romuald als Oberhaupt einer neuen Genossenschaft von Mönchen. Ihre gemeinschaftliche Lebensweise. — Er kehrt nach Italien zurück und gründet daselbst während einer Reihe von Jahren auf seinen apostolischen Wanderungen eine große Menge von Klöstern seines Ordens. — Kloster von Camaldoli. — Sein Tod (1027). — Seine Wunderkraft. — Züge aus dem Leben dieses Heiligen . . . . 499—514

§. 9—13. Der h. Nilus. — Lebensgeschichte dieses heiligen Einsiedlers. — Schlußbetrachtung . . . . 514—525

Des

zweiten Zeitlaufes

acht und zwanzigſter Zeitraum.

Von der
Thronerhebung des capetingiſchen Hauſes 987.
bis zu dem Tode Kaiſer Heinrichs II. 1024.

Zweite Abtheilung.

Geſchichte Frankreichs und Englands nebſt der ſpeciellen Kirchengeſchichte dieſes Zeitraums.

I.

1. Haus der Capetinger. — Einleitung. Der Uebergang einer Krone von einer Dynaſtie zu einer andern hat gewöhnlich auf die Denkart, die Sitten, den Charakter und das dadurch bedingte Schickſal eines Volkes einen nicht wenig bedeutenden Einfluß. Dieß war jedoch jetzt nicht der Fall in Frankreich. Der Dynaſtienwechſel hatte nichts weniger als auch einen Wechſel des geſellſchaftlichen Zuſtandes der Nation zur Folge, und wie unter den letzten Carolingern, gewinnen auch jetzt noch lange nicht in Frankreichs Geſchichte die geiſtigen und ſittlichen Beziehungen die Oberhand über die gewöhnlichen rohen Vorgänge und Ereigniſſe eines noch auf ziemlich niedern Stufen der Cultur ſtehenden Volkes. Blos in chronologiſcher Beziehung macht daher Hugo's Thronerhebung Epoche;

aber eine neue Periode beginnt mit ihr durchaus nicht in Frankreichs Annalen, und die einzige Veränderung, die sie zu Folge hatte, war, daß man jetzt in den Gegenden, wo die Herren des Landes ihn als König anerkennen wollten, nun auch die Zahl seiner Regierungsjahre den öffentlichen Urkunden beifügte. Alles Uebrige, Frankreichs ganze politische Gestaltung blieb dieselbe, wie unter den letzten Carolingern *). Die schon seit beinahe hundert Jahren selbstständig gewordenen ehemaligen Vasallen Carls des Großen fuhren fort, die Herzogthümer und Grafschaften, deren Verwaltung ihnen einst war übertragen worden, als völlig souveraine Herren zu beherrschen. Das aus dem ausgearteten Feudalwesen hervorgegangene, Frankreich in eine Menge einzeler Souveränitäten zerstückende föderalistische System **) behielt über zwei hundert Jahre noch

---

*) Daher auch die beinahe unbegreifliche Gleichgültigkeit, mit der alle französischen Chroniker von dieser Thronrevolution sprechen. Nur mit sehr wenigen Worten erwähnen sie derselben, verschmähen sämmtlich jedes nähere Detail darüber; und man sieht offenbar, daß sie Hugo's Thronbesteigung als ein Ereigniß betrachteten, das für das damalige Frankreich auch nicht das mindeste Interesse haben könnte.

**) Nur aus Mangel einer andern genauer bezeichnenden Benennung nannten wir es hier oben ein föderalistisches System. Aber der That und Wahrheit nach war Frankreich damals nichts weniger, als ein Föderativ-Staat; indem alle diese kleinern und größern Souveränitäten durchaus in keiner Berührung mit einander standen, noch stehen wollten. Das einzige Gemeinsame, was sie mit einander hatten, war, daß sie sämmtlich Theile der ehemaligen französischen Monarchie waren; denn das Band einer gemeinschaftlichen Sprache fehlte gänzlich; indem die romanische Sprache, aus welcher nachher das neuere eigentliche Französische entstand, sich gerade erst zu bilden anfing,

seinen völligen Bestand, und gerade die Erhebung einer neuen Dynastie auf den Thron war dieses Systems letzter Schlußstein, der es nur noch mehr befestigte, ja gewissermaßen dasselbe sogar staatsrechtlich begründete.

2. Um sich dieses recht anschaulich zu machen, darf man nur einen Rückblick auf die Regierungsgeschichte der letzten Carolinger werfen. So lange die Nachkommenschaft Carls des Großen, an den sich so viele, so große und glorreiche, und nachher noch ein ganzes Jahrtausend überlebende Rückerinnerungen knüpften, und dessen bloser Name für alle Zeiten gleichsam ein Bild geworden war, in welchem man dieses großen Monarchen ganzes Zeitalter in allen seinen Erscheinungen und Gestalten überschaute, noch blühte, mußte es natürlicher Weise ebenfalls in stetem und lebendigem Andenken bleiben, daß alle jene Länder, welche die souverain gewordenen Herzoge, Grafen und Barone jetzt als ihre eigenen Erbländer betrachteten, ehemals blos königliche Domainen waren, und sämmtlich eben so, wie die Krone selbst, dem Hause Carls des Großen gehörten. Es mußte ferner in eben so steter, lebendiger Erinnerung bleiben, daß alle jene, jetzt den unabhängigen Souverain spielenden Herren ehemals nichts als Beamtete der Carolingischen Könige waren, und daß sie blos durch eine, obgleich unter dem langsamen Tritt der Zeit nur allmählig fortgeschrittene, aber darum doch nicht minder gewaltsame Revolution, sich zu unabhängigen Herren der einst blos ihrer Ver-

und die mannigfaltigen, in den Provinzen herrschenden Dialekte so verschieden von einander waren, als nur ganz fremde Sprachen es von einander seyn können.

waltung übertragenen Provinzen aufgeworfen hatten. Aber diese, für die Carolinger eben so traurigen, wie für die ehemaligen Vasallen gefährlichen Rückerinnerungen waren es nun auch, welche der Politik beider Theile, einer jeden ihre eigene Bahn vorzeichneten. Das Streben der Carolingischen Könige, ohnehin schon getrieben von dem jedem Monarchen inwohnenden königlichen Instinkt, mußte jetzt unaufhörlich dahin gerichtet seyn, die ihrem Hause geraubten Güter nach und nach wieder mit ihrer Krone zu vereinigen, die usurpirte Macht der Großen, bei jeder sich darbietenden günstigen Gelegenheit, immer mehr und mehr zu beschränken, und endlich auf den Ruinen derselben ihr eigenes königliches Ansehen wieder zu erheben. Nichts war nun natürlicher, als eine kräftige Reaktion von Seite der ihre Existenz bedrohet fühlenden Herren, die in ihrem Verhältniß zum Thron nunmehr keine andern leitenden Grundsätze mehr kannten, als eben diesen Thron immer noch mehr zu untergraben, die königliche Macht in noch engere Grenzen einzuschließen, und jeden Erweiterungsversuch derselben sogleich in seiner Geburt zu ersticken.

3. Dieser Frankreichs Geschichte unter den letzten Carolingern ununterbrochen durchlaufende, ja den ganzen Inhalt derselben ausmachende Conflikt zweier feindlicher, gar nicht mehr mit einander zu vereinbarender Interessen hörte jetzt mit Erlöschung des Carolingischen Stammes gänzlich auf. In Hugo erblickten die übrigen Herren nur Ihres Gleichen. An den Thron Carls des Großen hatte er nicht den mindesten Anspruch. Nur von einer, nicht einmal sehr zahlreichen, aus seinen Verwandten und eigenen Hausvasallen bestehenden Parthei war er zu Noyon als König begrüßt worden. Sein auf Arglist und

Ungerechtigkeit gestellter Thron überschattete demnach bei weitem nicht ganz Frankreich, sondern nur seine eigenen, im Verhältniß zu dem weitschichtigen französischen Reiche höchst unbedeutenden Erbländer. Aber gegen einen solchen, hier offenbar auf einer blosen Fiktion beruhenden Thron glaubten die übrigen Herren Frankreichs, und zwar mit Recht, nicht die mindeste Verbindlichkeit zu haben. Von Hugo hatten sie nichts empfangen. Er hatte ihnen nichts gegeben, mithin auch nichts von ihnen zurückzufodern; und sein so gewaltsam ausgeführter, sogenannter Staatsstreich brachte ihm blos den leeren Königstitel, der weder seine Territorialmacht vermehren, noch ihm andere Rechte geben konnte als die, welche er vorher schon als Graf von Paris und Orleans ausgeübt hatte. In dem Laufe dieser Geschichte haben wir schon öfters überzeugende Beweise gefunden, daß unter den Carolingern ganze Königreiche, gleich Familiengütern, getheilt, mithin auch als solche betrachtet wurden. Aber mit Erlöschung des Carolingischen Stammes war nun auch das Geschlecht, dem das große Familiengut Frankreich gehörte, verschwunden; und da die vielen großen und kleinen Souverains, die sich in Frankreich getheilt hatten, ihre Länder, wenn gleich durch Usurpation, doch schon seit hundert Jahren besaßen; so gab jetzt, da das rechtmäßige Königsgeschlecht von dem französischen Boden verschwunden war, jener hundertjährige Besitzstand auch der Selbstständigkeit derselben, als unabhängige Landesherren, eine vollkommen gültige staatsrechtliche Begründung. Der unter den letzten Carolingern so sehr schon erschütterte, schwankende, aller seiner Grundvesten beraubte Thron Carls des Großen war mit dem Untergang seines Hauses ebenfalls zusammengestürzt, und nur auf einigen schwachen Ruinen desselben hatte Hugo Capet einen neuen

Thron errichtet. Aber wo dieser jetzt stand, war wahrhaftig nicht Frankreichs Herd, auf welchem ehemals, wenigstens doch bisweilen die heilige Flamme der Vaterlandsliebe, und eines, auf höhere und edlere Zwecke gerichteten, gemeinsamen Interesse brannte.

4. Obgleich Hugo nach Annahme der Königswürde durch seine frühern Besitzungen die königlichen Domainen nicht unbedeutend vermehrt hatte, so beschränkte sich demungeachtet sein und seiner ersten Nachfolger Königreich blos auf ein mittelmäßiges Herzogthum, das, seinem Territorialumfang nach, noch lange nicht mit den Besitzungen z. B. eines Herzogs von Aquitanien, oder der Normandie, oder auch noch anderer, nicht minder mächtiger Herren jenseits der Loire, verglichen werden konnte. Hugo und dessen erste Nachfolger standen also mit den übrigen, vorzüglich mächtigen Herren auf gleicher Linie. Gleich diesen, waren sie ebenfalls blose Kron-Lehenträger*), und der Königsmantel, mit dem sie sich schmückten, machte blos, daß man sie als die ersten und vornehmsten unter denselben betrachtete. — Bei der im Ganzen genommen so wenig bedeutenden Macht der neuen Dynastie, die bald nachher durch die Unfolgsamkeit der Vasallen ihres eigenen Hauses noch mehr geschwächt ward, in Verbindung

*) Diese Benennung behielten die souverain gewordenen französischen Reichsfürsten immer noch bei, und zwar um so lieber, da Hugo's neue Krone nichts weniger als die alte französische Krone war, mithin keine Rechte geltend zu machen hatte, auch Hugo's Nachfolger, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, beinahe zwei hundert Jahre lang gar keine, oder nur höchst schwache Versuche anstellten, die ehemaligen Rechte der alten französischen Krone nach und nach wieder geltend zu machen.

mit dem jetzt auch unter dem niedern Adel immer mehr erwachenden ungestümmen Triebe nach Freiheit und völliger Unabhängigkeit, würde höchst wahrscheinlich das Königthum schon unter den ersten Capetingern gänzlich verschwunden seyn, wäre nicht durch offenbare Fügung von Oben aus diesem Geschlecht eine lange, beinahe ununterbrochene Reihe muthvoller, edler und staatskluger Prinzen hervorgegangen, die sich tapfer mit ihren kleinen trotzigen Hausvasallen herumbalgten, jedoch nicht selten gezwungen waren, z. B. einen Grafen zu bekämpfen, dessen ganze Herrschaft sich blos auf eine, obgleich wohl befestigte Burg beschränkte, die noch überdieß der König aus den obern Fenstern seines Palastes, ohne seine Augen sehr anzustrengen, erblicken konnte.

5. Was indessen dem Königthum in Frankreich jetzt doch noch einigen Halt gab, war, daß der eine Königskrone umgebende unsichtbare Nimbus bei der Nation noch nicht gänzlich verschwunden war, und man daher auch gleich in den ersten Capetingern eine oberrichterliche Gewalt allgemein anerkannte. Durch klugen Gebrauch dieses oberrichterlichen Amtes, durch eine gerechte, bald milde, bald strenge, jedoch bisweilen leider auch von Politik geleitete Justizpflege, wurde nach und nach ihr Thron wieder ein Zufluchtsort nicht nur des Mindermächtigen und Unterdrückten, sondern auch der mächtigern Herren, sobald diese ihren Zwist lieber auf gütlichem Wege, als durch das Schwert entschieden zu sehen wünschten. Den staatsklugen Capetingischen Königen gelang es nun, sich im Laufe der Zeiten einen immer bedeutender werdenden Anhang zu verschaffen, und mit dessen und der dem Königthum ergebenen Bischöfe Hülfe, wenigstens gegen jeden Einzelen der übermächtigen Herren ein ihren, selbst nach einem Jahrhundert, noch nicht tief genug wurzelnden

Thron erhaltendes Gleichgewicht zu bilden. Aber bei allem dem mußten sie sich doch lange, gleich den letzten Carolingern, zu denselben kleinlichen Kunstgriffen gemeiner Politik herablassen. Wo sie konnten, suchten sie nämlich die mächtigen Herzoge und Grafen unter einander zu entzweien, deren Zwiste und Streitigkeiten sorgsam zu nähren, durch schlaues Hin- und Herschwanken zwischen den streitenden Partheien von beiden Vortheile zu erschleichen und endlich durch ihre, gewöhnlich dem Interesse des Siegers oder Mächtigern zusagende Vermittelung, sich diesen zum Freunde und einem Stützpunkte zu machen. Das Anschmiegen an irgend einen Mächtigern blieb nun lange Zeit ein Grundzug in der Politik der Capetingischen Könige; und schon Hugo Capets Sohn und unmittelbarer Nachfolger, König Robert, wußte den Herzog von der Normandie so sehr an sein Interesse zu fesseln, daß er mit dessen Hülfe alle seine Unternehmungen begann; obgleich nicht immer mit demselben erwünschten Erfolge sie auch auszuführen vermochte. Aber jedes politische System, wenn auch nicht gerade mit einem Maximum von Weisheit entworfen und durchdacht, jedoch mehrere Generationen hindurch unverrückt befolgt, muß und wird am Ende stets zu dem erwünschten Ziele führen.

6. In dieser, wie in der folgenden Periode, gibt es noch keine Geschichte von Frankreich in dem wahren Sinne des Worts. Diese beginnt erst mit der Regierung Ludwigs **VII.** und seines Sohnes Philipp August, denen unstreitig das Verdienst der Wiederherstellung oder zweiten Gründung der französischen Monarchie gebührt. Für jetzt haben wir einstweilen blos eine Geschichte z. B. von Aquitanien, von Poitou, Languedoc, von der Normandie, von Flandern und endlich von den ersten, nur über einen im Verhältniß zu ganz Frankreich außerst beschränkten Flächenraum

herrschenden Capetingischen Königen. Bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts ist Frankreichs Geschichte nur ein Complex der Specialgeschichten einer zahllosen Menge kleiner Souverainitäten, ohne alles universal-historische Interesse, und sich verlierend in ein unaufhörlich sich wiederholendes, daher äußerst monotones und ermüdendes Detail endloser Fehden und Raufereien, kleinlicher Bestrebungen, egoistischer Zwecke und lauter solcher Vorgänge, die man gewöhnlich in jeder Jugendgeschichte roher, noch wenig cultivirter Völker findet. Obgleich diese Periode nicht ganz arm ist an einzelen kräftigen und edeln biographischen Zügen, größtentheils entsprossen aus wahrhaft christlicher Gesinnung und Gesittung, begegnet man doch während derselben in dem weiten, für jetzt noch so öden Gebiete der französischen Geschichte keinem einzigen hervorragenden, wahrhaft großen Charakter, nirgends auch nur einem einzigen Denkmal, das große Erinnerungen zurückrufen könnte. Eben so wenig erblickt man auch irgendwo eine französische Nation. Stets sieht man sich blos entweder unter Aquitanier oder Normänner, Brettons, Burgunder, Provencalen versetzt, die jedoch sämmtlich auch nicht das schwächste Nationalband zu einer gesammten Nation vereiniget; und wenn auch z. B. ein Herzog von Aquitanien, oder der Normandie, irgend ein Unternehmen ausführt, dessen Folgen durch einen Zusammenfluß von Umständen sich ebenfalls über das übrige Frankreich wohlthätig verbreiteten; so hatte ein solcher Fürst doch nie das letztere im Auge, und seine wie seiner Hausvasallen und übrigen Unterthanen Wünsche und Bestrebungen blieben immer innerhalb der Grenzen des Herzogthums oder der Grafschaft eingeschlossen. Kurz, Frankreich befindet sich jetzt in einem wahrhaft chaotischen Zustande, dem Conflict seiner eigenen überall gährenden Kräfte überlassen, bis endlich, nachdem diese lange genug gestritten, gekämpft

und hin- und herfluthend sich gewaltig untereinander bewegt haben, nach und nach ein harmonischeres Gleichgewicht sich wieder bildet, und gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts auf den Trümmern der gestürzten föderalistischen Verfassung ein neues Frankreich, das heißt eine ächt französische Monarchie, und gewissermaßen selbst unter noch reinern Formen, als unter den beiden vorhergegangenen Dynastien, sich wieder erhebt.

II.

1. Hugo Capet, Gründer der dritten Dynastie*). — Das hier oben Gesagte enthält schon größtentheils, wenigstens in ihren Hauptumrissen, die ganze Regierungsgeschichte Hugo Capets. Auch als König blieb er der That nach immer noch bloser Graf von Paris und Orleans, und nur höchst unbedeutend ward durch seine neue Würde auch seine Territorialmacht vermehrt, die blos durch die beiden Städte Rheims und Laon, das spärliche Erbe des unglücklichen letzten Carolingers, einen Zuwachs erhielt. — Nur von seiner eigenen, aus seinen Verwandten und deren Vasallen bestehenden Parthei zum König ausgerufen, versagten ihm Frankreichs übrige Reichsfürsten die Anerkennung. Der erste Versuch, sie durch Waffen-

*) Quellen und Hülfsschriften bleiben die nämlichen, die wir schon im 18. B. dieser Fortsetzung, bei der Geschichte Frankreichs, den Lesern bekannt gemacht haben. Aus den Erstern scheidet jedoch Frodoards Chronik aus, die blos bis zu dem Jahre 966. geht. Dafür kommen jedoch hinzu: *Glaberi Rodulphi* historiarum sui temporis Libri quinque, ab electione Hugonis Capeti in regem ad annum usque 1046. — Ferner *Helgaldi* (Helgaudi) Floriacensis Monachi epitome vitae regis Roberti, Hugonis filii; und Excerpta historica de gestis sub Hugone et Roberto regibus. (Alle drei Schriften bei *Du Chesne*. T. IV.)

gewalt zu erzwingen, mislang. Nie oder nur äußerst selten war dem Hugo das Kriegsglück günstig. Aber desto sicherer und glänzender waren seine Erfolge auf dem Wege schlauer Unterhandlung; und durch seine Gewandtheit auf dem Felde der Politik brachte er es auch wirklich dahin, daß seine neue Würde, besonders nach der Gefangennehmung Carls, und der völligen Zerstreuung der Anhänger desselben, nach und nach von der Mehrzahl der Fürsten anerkannt ward *). Sehr große Schwierigkeiten konnte jedoch dieß nicht gehabt haben; denn die Anerkenunng hatte nicht die mindesten Folgen, vermehrte weder Hugo's Macht, noch verminderte jene der Fürsten. Als Rudolph von Burgund Carl dem Vierten die französische Krone entrissen hatte, mühete er sich ebenfalls mehrere Jahre ab, um allgemein als König anerkannt zu werden; und sobald er diese Anerkennung theils erkämpft, theils erhandelt hatte, kehrte er in seine Erbländer zurück. Vollkommen damit zufrieden, daß nun sein Name und seine Regierungsjahre allen Urkunden in Frankreich beigefügt wurden, blieb er der Verwaltung des französischen Reiches so fremd wie zuvor, und sah er sich auch einigemal gezwungen, an den Streitigkeiten der Herzoge und Grafen einigen Antheil zu nehmen; so erschien er dabei doch nicht sowohl als König, sondern blos als Bundesgenosse einer der mit einander streitenden Partheien. In demselben Verhältniß, wie Rudolph, stand nun auch Hugo Capet zu Frankreich und den französischen Fürsten **).

*) Allgemein war diese Anerkennung nicht; denn es erhellt aus Urkunden, daß sein Sohn und Nachfolger Robert, selbst einige Jahre nach dem Tode seines Vaters, in verschiedenen Gegenden Frankreichs noch nicht als König anerkannt war.

**) Daher auch die Chronisten jener Zeit nur sehr Weniges von Hugo Capets Regierung zu erzählen wissen, und noch überdieß das, was sie von ihm berichten, und

was größtentheils blos seine Person oder seine Familie betrifft, nur so allgemein und dunkel andeuten, daß man auch nicht zur Hälfte dadurch befriediget wird. So z. B. erzählen sie alle, daß der wahrhaft fromme, gut- und sanftmüthige Robert, nachdem ihn Hugo Capet zum Mitregenten ernannt hatte, seinem Vater vielen Verdruß gemacht haben soll. Aber keiner deutet auch nur mit einer Sylbe darauf hin, worin dieser Verdruß bestanden haben möchte; so daß man sich diesfalls auch nicht einmal von Ferne zu irgend einer Vermuthung veränlaßt fühlt. Selbst Hugo Capets Zeitgenosse, Rudolph Glaber, der doch das zweite, zwölf Folioseiten füllende Buch der Geschichte seiner Zeit mit Hugo Capets Thronbesteigung anfängt, berichtet gleichfalls nur so äußerst Weniges von demselben, daß alles, was er von ihm sagt, wenn man es zusammen stellen wollte, nicht einmal eine halbe Seite füllen würde; und dazu ist dieß Wenige so oberflächlich und nichtssagend gehalten, daß es Einen durchaus um nichts klüger macht, als man auch schon vorher gewesen ist.

2. Eine ungleich höhere historische Wichtigkeit erhält Hugo Capet durch seinen, während seiner ganzen Regierung dauernden Streit mit dem Römischen Stuhle; ein Streit, der um so mehr die allgemeine Aufmerksamkeit, selbst bei fremden Völkern erregen mußte, da derselbe, in Beziehung der Stellung des Römischen Stuhles zu allen Kirchen der Christenheit, wirklich von der höchsten Bedeutung war. Schon die in Frankreich vorgefallene Thronrevolution, wodurch, ohne den Pabst um Rath zu fragen, und ohne daß es die Bedürfnisse der Nation, der Kirche und der Christenheit erfordert hätten, die legitime Thronfolge gestört, und durch die unerlaubtesten und gewaltsamsten Mittel eine neue Dynastie auf den Thron war erhoben worden, hatte den heiligen Stuhl tief gekränkt. Der damalige Pabst Johann der Fünfzehnte fühlte die Nothwendigkeit, das in Frankreich

so sehr verkannte päbstliche Ansehen auf das neue wieder geltend zu machen, und dazu bot sich nun bald eine, zwar dem Pabste nicht gerade erwünschte, aber gewiß doch demselben nicht ganz unwillkommene Gelegenheit dar. — Diese Stimmung des Pabstes darf man jedoch ja nicht nach unsern gegenwärtigen Begriffen beurtheilen. Man muß sich durchaus in Zeiten, wie jene, versetzen, wo in den meisten Ländern, aber besonders in Frankreich, alle frühern, durch das Alter geheiligten gesellschaftlichen Verhältnisse völlig zerstört waren; wo es den Gesetzen so sehr an Festigkeit und Bestimmtheit fehlte und für den Stärkern es gar keine Gesetze mehr gab; wo der Eid seine Heiligkeit verloren hatte; wo die frevelhaftesten Gewaltthaten so an der Tagesordnung waren, daß sie als ganz gewöhnliche unbedeutende Ereignisse bei den schon daran gewöhnten Völkern auch nicht die mindeste Aufmerksamkeit erregten; wo endlich die Könige ohne Macht, und die trotzigen Vasallen, das heißt, die zahllosen, rohen, nur ihrer Selbstsucht fröhnenden kleinen Despoten kein anderes Recht als das ihres Schwerts kannten. Wenn in einer solchen Zeit die unterdrückte Menschheit nicht noch bisweilen unter den schützenden Flügeln der Kirche einen Zufluchtsort gefunden, wenn es nicht eine Macht gegeben, die, weil geistiger Art, auch keine politischen Schranken kannte, mithin überall kräftig eingreifend, wo es sich um Recht und Gerechtigkeit handelte, die Wildheit und Zügellosigkeit der Zeit gebändiget, und den kein Recht mehr anerkennenden weltlichen Herren bewiesen hätte, daß, sobald sie berauscht von ihrer Allgewalt gewisse Grenzen überschritten, sie nicht blos im Himmel, sondern selbst schon hier auf Erden einen höhern, sie richtenden Herrn hätten; kurz, hätte es nicht eine solche unsichtbare, nach göttlichen Gesetzen alles schlichtende und mild ordnende Macht gegeben; was

würde nicht aus den, seit zweihundert Jahren in ihrer Cultur immer tiefer gesunkenen, und so sehr verwilderten abendländischen Völkern geworden seyn, und woher hätte ihnen, da das Uebel in sich selbst keine Remedur mehr fand, endlich doch noch, wie es auch wirklich in der Folge geschah, eine höhere Länder- und Geistescultur, sanftere Sitten, mildere Lebensverhältnisse und eine bestimmte, feste Rechtsverfassung werden sollen? Und wie durchaus nothwendig war es daher nicht, daß der heilige Stuhl in Rom, so oft die Umstände es gebieterisch erheischten, die von Gott ihm theils mittelbar, theils unmittelbar übertragene Gewalt in ihrem ganzen Umfange vor den Augen aller Völker entfaltete? Dazu ward jetzt Pabst Johannes XV. aufgefordert durch die von Hugo Capet zuerst unmittelbar vor den Römischen Stuhl, und dann nachher auch vor jenen der Bischöfe Frankreichs gebrachte Anklage des Erzbischofes Arnulph von Rheims.

3. Die Leser werden sich erinnern, daß Hugo Capet, als er sich zum König aufgeworfen und der Stadt Laon bemächtiget hatte, das gleich darauf durch den Tod des Erzbischofes Adalbero erledigte Erzbisthum Rheims dem damals kaum zwei und zwanzigjährigen Arnulph, einem natürlichen Sohn König Lothars, mithin einem Sprossen des Carolingischen Hauses übertrug, Arnulph aber, obschon er dem König Hugo den Treueid geleistet, dennoch nachher, wie wenigstens damals allgemein behauptet, jedoch nie vollkommen erwiesen ward, sich mit Carl, sobald derselbe wieder Meister von Laon war, in ein geheimes Verständniß einließ, und bald darauf ihm die Stadt Rheims durch Verrath in die Hände spielte. Durch den Verlust dieser wichtigen, ungemein festen Stadt, die noch überdieß der Sitz des ersten Kirchen-

fürsten Frankreichs war, ward Hugo auf seiner empfindlichsten Seite verwundet. Carls zahlreiche Anhänger wurden mit neuem Muth belebt, jene des Hugo nicht wenig entmuthiget; und die erduldete Schmach entweder durch schnelle Wiedereroberung der Stadt Rheims, oder durch irgend eine glänzende Waffenthat zu tilgen, lag weder in Hugo's Genie noch Charakter. Aber desto erbitterter war er gegen Arnulph. Da dieser jedoch, weil in Laon unter dem Schutze Carls, ihm jetzt unerreichbar war, Er selbst aber auf seinem noch so sehr schwankenden, blos auf frevelhafter Gewaltthat gegründeten Thron es nicht wagte, eigenmächtig gegen Arnulph zu verfahren, und zwar in der sehr vernünftigen Besorgniß, daß er gar leicht in der Person des ersten Prälaten des Reiches die Rechte der gesammten Geistlichkeit Frankreichs verletzen könnte, die er doch bei dem Bewußtseyn seiner schlechten Sache, und dem daher rührenden Gefühle seiner moralischen Ohnmacht, um jeden Preis in sein Interesse zu ziehen suchte; so wandte er sich an den Pabst, in der Hoffnung, den Römischen Stuhl selbst zu einem Werkzeuge seiner Rache machen zu können. Den Erzbischof Arnulph klagte er also in Rom der Felonie und des Treubruches an, und bat um strenge Bestrafung des Verbrechers. In seinem mit geheuchelter Demuth geschriebenen Briefe erkennt er die oberrichterliche Gewalt des heiligen Stuhles an, und bittet am Ende, der Pabst möchte entscheiden, was mit dem neuen Judas geschehen sollte *). Mehrere

*) „Novis et inusitatis rebus permoti," sagt der König in seinem Schreiben an den Papst, „summo studio summaque cura vestra concilia expetenda decrevimus;" — ferner: „Considerate ergo quae facta sunt, et *facienda praescribite*" dann am Ende des Briefes: „Ergo qui vices Apostolorum tenetis, *statuite* quod de altero fieri debeat."

Bischöfe unterstützten durch ähnliche Schreiben Hugo Capets Gesuch. Aber auch Carl und Arnulph, ebenfalls von einigen, auf der Seite des rechtmäßigen Thronprätendenten stehenden Bischöfen unterstützt, wendeten sich an den Pabst, und suchten die von Hugo gegen Arnulph erhobenen Beschuldigungen zu entkräften. Der Pabst sah also noch lange nicht klar in der Sache, und da der von Hugo gegen Arnulph eingereichten Anklage auch die nöthigen, überzeugenden Beweise fehlten; so hielt der Römische Stuhl, ohnehin gewohnt, nur nach genauer Untersuchung und scharfer Prüfung aller Umstände, stets mit der größten Ruhe und Besonnenheit zu Werke zu gehen, auch seine Entscheidung zurück, und erklärte endlich, da einige von Hugo's Hofbischöfen noch ferner in ihn drangen, daß diese Sache durchaus nicht zu einem entscheidenden richterlichen Ausspruch reif sey. Diese Zögerung erfüllte Capet mit neuen Besorgnissen. Von sehr vielen der französischen Großen war er in seiner neuen Würde noch nicht anerkannt. Carl nannte sich ebenfalls König; die Zahl seiner Anhänger mehrte sich zusehends. Ueber die Gerechtigkeit seiner Ansprüche auf den Thron schwebte bei keinem Theile der Nation auch nur der mindeste Zweifel; und ihm an der Seite stand der von Hugo so sehr verfolgte Erzbischof von Rheims, Primas des Reichs und Haupt der französischen Kirche, dessen Einfluß sowohl auf den gesammten hohen und niedern Clerus, wie auf die Nation selbst, ihm mit jedem Tage gefährlicher werden konnte. Aus dieser beängstigenden Verlegenheit zog sich Capet wieder durch dieselben Künste, die, obgleich von einem rechtlichen Gewissen verschmähet, ihn doch bisher seinem Ziele immer näher geführt hatten. Es

— (Hugonis regis epistola ad Ioannem Papam. Bei *Du Chesne*, P. IV. p. 107.

gelang nämlich seiner Arglist, auf die dem Leser noch bekannte Weise sich der Stadt Rheims, König Carls und des Erzbischofes zu bemächtigen. Jetzt glaubte er einen kürzern und sichern Weg einschlagen zu dürfen. Er beschloß, Arnulphs Sache vor den Richterstuhl der französischen Bischöfe zu bringen, und berief ein Concilium nach Rheims zusammen, wozu er doch jetzt, da der Prozeß schon bei dem Römischen Hofe anhängig gemacht war, durchaus nicht mehr berechtiget seyn konnte.

4. Das Concilium war ziemlich zahlreich. Zwei Erzbischöfe, eilf Bischöfe und eine Menge Aebte fanden sich dabei ein. Seguin, Erzbischof von Sens, führte den Vorsitz. — Drei durch Wissenschaft, Beredsamkeit und frommen Wandel ausgezeichnete Aebte, nämlich der Scholastiker Johannes von Auxerre, der Abt Ranulph von Sens, und der, nachher von der Kirche den Heiligen beigezählte Abt Abbo von Fleuri, äußerten ein Bedenken, sich jetzt eine Gerichtsbarkeit anzumaßen, die sehr wesentliche, in dem grauesten Alterthum gegründete Prärogative des Römischen Stuhles so gröblich verletze. Sie lasen die Briefe der Afrikanischen Bischöfe an Damasus, wie auch die Antwort dieses Pabstes auf dieselben, den versammelten Vätern vor, hierauf auch Auszüge aus verschiedenen andern, auf denselben Gegenstand sich beziehenden päbstlichen Decretalen. Aber ihre Stimmen wurden nicht gehört. Ein Theil der Bischöfe war vom König schon gewonnen; und einem andern Theile fesselte Furcht die Zungen. Man sah gleich, daß nicht das wahre Wohl der Kirche, ihre Canons, Satzungen und heilige Disciplin, sondern blos das Interesse einer vorherrschenden Parthei hier das leitende Prinzip wäre. Am heftigsten, und oft in den leidenschaftlichsten Ausdrücken

erhob sich gegen das päbstliche Prärogativ der Bischof Arnulph von Orleans. Diesem Bischof gebrach es nicht an der Gabe der Beredsamkeit, aber auch in den Künsten der Sophistik war er nicht minder geübt. Seine Rede ist eine seltsame Mischung von Wahrem und Falschem; und nie ist ein Irrthum gefährlicher, als jener, der mittels verworrener Begriffe mit einem gewissen dunkeln Gefühle von Wahrheit schon in seinem Ursprung verwebt, und daher bald mit dem innersten Wesen des Menschen verschmolzen ist *).

*) Hier nur eine Probe von der Logik dieses Bischofes. Um dem, was er gegen den Päbstlichen Stuhl gesagt, noch mehr Kraft zu geben, macht er, wie es, Gott sey Dank, auch heut zu Tage noch so ziemlich Mode ist, einen Ausfall gegen die sogenannten lasterhaften Päbste; nennt aber deren nur zwei, nämlich Johann XII. und Bonifaz VII., und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil er damals, außer diesen Beiden, gar keinen andern, man will nicht sagen, lasterhaften, sondern nur in seinem Wandel sehr tadelnswerthen Pabst hätte nennen können. Nachdem er nun alle Laster und Unthaten des Johannes wie des Bonifazius den anwesenden Bischöfen in das Gedächtniß zurückgeführt hat, ruft er aus: „Und solchen Päbsten, „unter denen es solche, mit allem Greuel befleckte Un„geheuer gab, sollten wir gehorchen, ihrem Urtheil „uns unbedingt unterwerfen!“ — Vor allem müßen wir erstens bemerken, daß der sogenannte Bonifazius VII. kein anderer war, als der, dem Leser längst schon bekannte, elende Franko, der bei Lebzeiten des Papstes Benedikt VI. sich mit gewaffneter Hand auf den Päbstlichen Stuhl setzte und den rechtmäßigen Pabst erwürgen ließ, jedoch schon nach einigen Wochen, nachdem er die Vatikankirche auf das greulichste bestohlen hatte, aus Rom nach Constantinopel entfloh, sich dort mit seinen gestohlnen Schätzen Freunde machte, nach mehrern Jahren wieder nach Rom zurückkam, an der Spitze eines zahlreichen Haufens bewaffneter Banditen in den Päbstlichen Palast drang, den rechtmäßigen Pabst Johann IV. in den Kerker warf, dar-

zu verhungern ließ, selbst aber hierauf schon nach zwei Monaten starb; daß wegen der Kürze der Zeit seiner Usurpation die ganze Christenheit nichts von ihm wissen konnte, und er vielleicht nicht einmal in ganz Italien, viel weniger jenseits der Alpen bekannt, mithin auch noch von keiner Kirche, von keinem Volke als Pabst anerkannt war. Es ist ein unverzeihlicher Mißgriff, daß nicht die Geschichte, sondern die Geschichtschreiber diesen Elenden in die Reihe der Päbste setzen. Franko war nichts als ein Räuber und Mörder, der, nachdem er das Oberhaupt der Kirche ermordet, und mit dessen Insignien sich geschmückt hatte, durch die Waffen seiner Banditen eine neue canonische Wahl verhinderte, und dadurch ein, obgleich kurzes Interregnum herbeiführte. — Anders verhält es sich mit Johann XII. Dieser war ein wahrhafter, jedoch zugleich auch wahrhaft lasterhafter Pabst. Aber er ist der einzige, in der ganzen langen, damals schon neun Jahrhunderte durchlaufenen Reihe der Päbste. — Was möchte wohl der Herr Erzbischof gesagt haben, wenn z. B. Einer zu irgend einer andern Zeit aufgestanden wäre, der, nachdem er von des Judas schrecklicher, in den feinsten Fasern seines Herzens wurzelnden Bosheit, von dessen hämischem Neide, schändlichem Geitz und endlich von dessen, an seinem huldvollen, holdseligen Herrn und Meister begangenen schwarzen Verrath ein schauerliches Gemälde entworfen hätte, nun ausgerufen haben würde: „Und wie, solchen Aposteln, unter denen es so verabscheuungswürdige, mit allen Lastern befleckte Ungeheuer gab, sollten wir gehorchen, ihren Geboten, ihrem Urtheile uns unbedingt unterwerfen!" — O, du armer Bischof von Orleans! Nur Schade, daß du am Ende des zehenten Jahrhunderts, und nicht zu den Zeiten Josephs des Zweiten und des Emser Congresses gelebt hast!

5. Wie es scheint, machte die Rede des Bischofes von Orleans den gewünschten Eindruck auf die Versammlung; denn es ward entschieden, daß die in

einem Provinzial-Concilium versammelten Bischöfe auch ohne den Pabst berechtiget wären, einen ihrer Mitbischöfe zu richten *). — Der Erzbischof von

*) Um nicht nur einzusehen, sondern es auch zu fühlen, wie wohlthätig die auf diesem Afterconcilium bestrittene oberrichterliche Gewalt des Pabstes für die ganze Kirche sey, dürfen unsere Leser sich nur des edeln, von dem Erzbischof Hincmar von Rheims so hart verfolgten Bischof Rothardus von Soissons erinnern. Auch dieser, wie es nachher mit Sonnenklarheit erwiesen ward, völlig schuldlose, seinem Berufe getreue Bischof war auf einem, von König Carl und Hincmar zusammenberufenen Concilium, von den Bischöfen verurtheilt, entsetzt, ja sogar eingekerkert worden, und würde für sein ganzes Leben verloren gewesen seyn, hätte er nicht bei dem großen Pabst Nicolaus I. Schutz und Rettung gefunden. — Man erinnere sich des heiligen Patriarchen Ignatius von Constantinopel. Auch dieser ausgezeichnete Prälat, dessen Heiligkeit Gott selbst durch mehrere Wunder Zeugniß gab, ward von einer ganzen Menge von Bischöfen verurtheilt, entsetzt, verbannt, in das Gefängniß geworfen. Aber dieser heilige und gelehrte Patriarch, der gewiß in den Canons und Satzungen der Kirche kein Neuling war, erkannte das Urtheil der Bischöfe nicht an, sondern appellirte nach Rom und fand bei demselben großen und heiligen Pabst Nicolaus I. Schutz, Rettung und Wiedereinsetzung in sein heiliges Oberhirtenamt. — Wie vielen ähnlichen Beispielen sind wir nicht in dem Laufe dieser Geschichte schon begegnet. Bei dem, besonders in jener Zeit so häufigen und rohen Einmischen weltlicher Macht in kirchliche Angelegenheiten, bei den nicht seltenen Intriguen sogar der Bischöfe und anderer Geistlichen; kurz bei dem, selbst oft die Kirche nicht verschonenden, leidenschaftlichen Treiben: wie unglücklich würde jeder, den geraden Weg wandelnde, nur einer und derselben Richtschnur folgende Bischof sich nicht haben fühlen müßen, wenn seine ganze Existenz und Wirksamkeit von einem, oft blosen Heckenconcilium wäre abhängig gewesen, und er das

Rheims und dessen Ankläger, der Priester Adalger, wurden nun vorgeführt, und obschon der Erstere die ganze Anklage des Letztern leugnete, und ihn als einen bestochenen Zeugen verwarf; so ward er doch, sey es, daß er, wie die von Gerbert redigirten Akten dieses Conciliums es enthalten, nachher sich selbst schuldig bekannte, oder daß die Bischöfe, seine Vertheidigung nicht genügend findend, sich seines Verbrechens überzeugt hielten, der bischöflichen Würde entsetzt. Diese Entsetzung konnte auf doppelte Weise geschehen, entweder ganz einfach nach den Canons, denen zu Folge es nichts weiteres bedurfte, als eine Bekanntmachung des Urtheils, daß der Schuldige sich seines Amtes unwürdig gemacht, und daher desselben entsetzt worden; oder auch unter verschiedenen, in dem Laufe der Zeiten hinzugekommenen, den Verurtheilten noch mehr demüthigenden Ceremonien. Man schmückte ihn nämlich mit dem ganzen Ornat und allen Zeichen seiner bisherigen Würde, nahm ihm hierauf dieselben wieder Stück für Stück ab und zerriß ihm endlich selbst das priesterliche Gewand. Diese letztere Schmach ward dem Arnulph, dem mehrere der anwesenden Väter ihre innigste Theilnahme an seinem Schicksale bezeugten, erlassen. Er gab also blos Ring und Stab an den König, die übrigen Insignien aber an die Bischöfe zurück, um solche für seinen Nachfolger aufzubewahren. Endlich mußte er noch öffentlich eine Schrift vorlesen, in welcher er bekannte, daß er wegen Sünden und

---

auf dem Stuhle des heiligen Petrus sitzende Oberhaupt der Kirche nicht als seinen höchsten und gerechten Richter hätte anerkennen dürfen! — Aller Dunst auch noch so wortreichen Geschwätzes verschwindet vor der alles erhellenden Fackel der Geschichte.

Vergehungen, die er den Bischöfen in Geheim bekannt, sich des hohen erzbischöflichen Amtes unwürdig gemacht, mithin auf dasselbe verzichte, und dabei verspreche, nie mehr aus irgend einem Grunde Ansprüche auf den Erzbischöflichen Stuhl von Rheims zu machen, daher auch jetzt bitte, einen Andern an seiner Stelle zum Erzbischof zu wählen. — Der bei dem Concilium den Vorsitz führende Erzbischof von Sens hatte noch vor Eröffnung der Verhandlungen die versammelten Väter darauf aufmerksam gemacht, daß es, zu Folge des ein und dreisigsten Canons des vierten Conciliums von Toledo, den Bischöfen unter der Strafe der Absetzung verboten wäre, auf Befehl des Monarchen einen des Majestäts-Verbrechens Angeklagten zu richten, bevor ihnen nicht das Versprechen gegeben worden, daß dem Angeklagten, im Falle er schuldig befunden würde, die Todesstrafe sollte erlassen seyn. Dieser Antrag des Erzbischofs hatte jedoch keine Folgen. Als aber jetzt Arnulph war schuldig befunden, und verurtheilt worden, warf sich der Erzbischof von Bourges dem Könige, der bei der letzten Sitzung gegenwärtig war, zu Füßen, und bat um Schonung des Verurtheilten. Hugo Capet bewilligte die Bitte, worauf alsdann Arnulph ihm sogleich wieder übergeben, und nach seinem bisherigen Gefängniß, nämlich in den Thurm von Orleans zurückgebracht ward. — Auf den, nach der Meinung der Bischöfe; jetzt erledigten Stuhl ward Gerbert *), Diacon der Kirche von Rheims, erhoben. (991).

*) Es wird gesagt, ist jedoch nicht erwiesen, Gerbert sey die Seele aller Verhandlungen auf diesem Concilium gewesen, habe sogar dem Bischofe von Orleans seine, ganz nahe an Ketzerei grenzende Rede verfertiget. Ob es wahr ist oder nicht, dieß weiß Gott, der alles weiß.

6. In allen Reichen des christlichen Abendlandes war Gerberts Name bekannt. Wirklich war er auch damals vielleicht der einzige Mann, der die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen beinahe ausschließlich auf sich fesselte. Allgemein anerkannt als der genievollste, talentreichste Mann seiner Zeit, verband er jetzt, weil schon ziemlich in Jahren vorgerückt, mit dem ungeheueren Reichthum seiner wissenschaftlichen Kenntnisse einen eben so großen Schatz an Erfahrung und Menschenkenntniß. Mit den ausgezeichnetsten, wie am höchsten gestellten Personen seiner Zeit war er persönlich bekannt, ward von ihnen, besonders von den beiden Kaiserinnen Adelheide und Theophano, wie auch von dem jungen Kaiser Otto III. ungemein geschätzt, und besaß im höchsten Grade deren Gunst und ganzes Zutrauen. Auch an dem Römischen Hofe war er nicht minder ehrenvoll bekannt. Um so mehr mußte es jetzt diesen befremden, daß ein Mann wie Gerbert sich zum Werkzeuge theils der Rache eines Königes, theils einer, blos weltliche Zwecke im Auge habenden Parthei von Bischöfen hatte gebrauchen lassen. Ein mit ungewöhnlich hohen Geistesgaben ausgerüsteter, von den mächtigsten Monarchen geschützter, und jetzt an der Spitze von Frankreichs gesammter Geistlichkeit stehender Erzbischof konnte immer, als Gegner des Römischen Stuhles, demselben nicht wenig gefährlich werden. Aber alle diese Rücksichten schreckten den Pabst nicht im mindesten zurück. Zwar trat er nicht alsogleich hervor. Den französischen Bischöfen wollte er Raum lassen, von sich selbst zur Besinnung zu kommen. Also erst im Anfange des Jahres 993 ließ Rom seine furchtbare Stimme wieder hören. Auf einem, im Lateran gehaltenen Concilium verdammte Johannes XV. die vor anderthalb Jahren zu Rheims gehaltene Synode, kassirte alle ihre Be-

schlüsse, erklärte die Erhebung Gerberts auf den erzbischöflichen Stuhl für ungültig, Arnulph aber als rechtmäßigen Erzbischof von Rheims, und bedrohete alle bei jener Synode anwesenden Bischöfe mit dem Banne, woferne sie nicht nach einer gewissen Zeit Reue zeigen, und widerrufen würden. Einstweilen verbot er ihnen die Verrichtung jeder gottesdienstlichen oder kirchlichen Handlung.

7. Gerbert gab sich den Schein, die päbstliche Entscheidung als völlig kraftlos zu verachten. Weit entfernt, sich derselben zu unterwerfen, schrieb er an den Erzbischof von Sens und noch andere Bischöfe, sie zu gleicher Widersetzlichkeit ermunternd *). Klüger, vielleicht weil furchtsamer als Gerbert, war König Hugo. Er suchte auf alle Art den Pabst zu besänftigen. Demuthsvoll schrieb er an denselben; erkannte in seinem Schreiben die oberrichterliche Gewalt des Pabstes an; bat nur, daß der heilige Stuhl seine definitive Entscheidung noch zurückhalten möchte, bis er die Sache selbst an Ort und Stelle untersucht hätte. Der Pabst möchte sich also entweder nach Grenoble, an den Grenzen Italiens und

*) Gerberts Leidenschaftlichkeit übersteigt in diesen Briefen alles nur gedenkbare Maß. „Wenn der Pabst," sagt er darin unter Anderm, „sich verfehlt, und obgleich „gewarnt, dennoch sich nicht bessert; so müße man „ihn für den Antichrist halten, mithin nicht ferner „mehr gehorchen." — Eine Erwiederung dieser wahnsinnigen Rede wäre schnöder Zeitverlust. Der Cardinal Baronius geräth darüber in einen furchtbaren, aber gerechten Feuereifer; und die Ausdrücke, in denen er sich darüber äußert, sind, so hart sie auch klingen mögen, demselben wahrhaft nicht zu verübeln. — Nichts schlägt die gelehrtesten, ja selbst die geistvollsten Männer so schnell mit Blindheit, als Stolz und leidenschaftlicher Ehrgeiz.

Frankreichs, wohin schon frühere Päbste in besonderen Angelegenheiten der Kirche Galliens gekommen wären, oder auch zu ihm in das Innere Frankreichs begeben, wo er gewiß die glänzendste und ehrenvollste Aufnahme finden würde. — So schmeichelhaft das königliche Schreiben auch für den Pabst war; so fand derselbe dennoch nicht für gut, in den Vorschlag des Königes einzugehen, sandte jedoch im folgenden Jahre 994 den Abt Leo als seinen Legaten nach Frankreich, um an Ort und Stelle alles genau zu erkunden, und nach der ihm ertheilten Instruktion zu schlichten. Der Legat präsidirte zwei in Frankreich gehaltene Concilien; das Eine in Mousson, das andere in Rheims. Das Erstere war bei weitem nicht so zahlreich, als der Wunsch des Legaten es gewesen war. Er hatte nicht nur die französischen, sondern auch die deutschen und lotharingischen Bischöfe dahin berufen. Aber nur sehr wenige erschienen. Weit größer war die Anzahl der Aebte und vornehmer Laien, und unter diesen besonders der edle, in Frankreich wie in Deutschland in großem Ansehen stehende Herzog Gottfrid von Lotharingen. Von den Bischöfen kam aus Deutschland nur ein einziger; aus Lotharingen kamen vier, aus Frankreich gar keiner, außer Gerbert, der jetzt seine eigene Sache zu vertheidigen hatte, sie auch wirklich in einer sehr geschmückten, aber an manchen Stellen ziemlich matten Rede vertheidigte. Man kann nicht sagen, daß eine strenge Logik darin herrscht; besonders da, wo er die Einwürfe, die er sich selbst macht, zu beantworten sucht; und was das Geschichtliche betrifft, das sie enthält, so ist dieses gerade, obgleich mit vieler Kunst, so gedreht und verdreht, wie es das Interesse des gegenwärtigen Augenblickes erfoderte, steht daher auch mit seinen früher geschriebenen, sich auf dieselben Ereignisse beziehenden

Briefen in offenbarem Widerspruch. Gerberts Rede, weil nicht aus aufrichtigem, reinem Herzen geflossen, machte auf die Versammlung wenig oder gar keinen Eindruck. Indessen erfolgte doch jetzt zu Mousson noch keine definitive Entscheidung. Diese wurde bis zu einem neuen, im Monate Junius desselben Jahres in Rheims zu eröffnenden Concilium vertagt; Gerbert jedoch zu dem Versprechen gezwungen, sich bis dahin der Darbringung des heiligen Meßopfers zu enthalten *).

---

*) Es kostete eine ungemeine Mühe, den Gerbert zu diesem Versprechen zu bringen. Nur durch die dringendsten Bitten des erleuchteten Erzbischofes Liutpold von Trier, der ihm vorstellte, welches große Aergerniß er, durch diese offenbare Empörung gegen das Oberhaupt der Kirche, der ganzen Christenheit geben würde, ließ er sich endlich dazu bewegen. — Man sieht, Gerbert wäre damals ganz der Mann gewesen, ein förmliches Schisma herbeizuführen, und zwar ein solches, das den allgemeinen, Römisch-katholischen Glauben in seiner tiefsten und feinsten Wurzel zerstört hätte; denn wären die von Gerbert und den von ihm bethörten Bischöfen aufgestellten Grundsätze nachher auch in andern Ländern, in Deutschland, Lotharingen, England rc. rc. ebenfalls angenommen worden; so hätte es eine nothwendige Folge davon seyn müßen, daß die allgemeine Kirche nach und nach in Nationalkirchen, diese einige Zeit darauf, aus ähnlichen Ursachen, in Provinzialkirchen, und diese wieder noch weiter abwärts in andere Particularkirchen zerfallen seyn würden. Wie es aber alsdann bei dem gänzlichen Verfall der allgemeinen Kirche, und deren Zersplitterung in eine Menge National-Provinzial- und Particular-Kirchen mit der Einheit des Glaubens ausgesehen haben würde: diese Frage überlassen wir ganz getrost der Entscheidung eines jeden, wenn auch noch so wenig aufmerksamen Lesers. — Diese gar nicht zu verkennende und zu bestreitende Wahrheit hat auch Herr Professor

8. Ungleich zahlreicher war das Concilium in Rheims. Die Vorgänge auf der Synode zu Mousson hatten, wie wir sogleich sehen werden, die Bischöfe zu sehr ernsten Betrachtungen geführt. Sie fürchteten die Folgen ihrer vor vier Jahren, auf der ersten Synode in Rheims, gleichsam zum Canon erhobenen Widersetzlichkeit gegen den Römischen Stuhl. Sie ahnten, daß mit jedem Angriff gegen die Gewalt und das Ansehen des Pabstes auch der ganze Bestand einer allgemeinen Kirche in deren tiefsten Grundfesten untergraben werde. Alles dieß schwebte ihnen jetzt mit Sonnenklarheit vor der Seele; denn der Geist, den Christus verheißen hatte, daß er bis an das Ende der Tage bei seiner Kirche bleiben wird, derselbe Geist, qui gubernat ecclesiam, conciliat praesides, martyres corroborat, doctores illuminat, et religiones instituit: dieser hatte alle Gemüther gelenkt und erleuchtet; und so siegte nun auf diesem wahrhaften, weil von dem Oberhaupt der Kirche selbst zusammengerufenen, und unter der Leitung Desselben gehaltenen Concilium in Rheims abermals die gerechte Sache, das heißt, die Sache des heiligen Stuhls in Rom. Die Bischöfe nahmen einstimmig ihre vor vier Jahren, auf jener unheiligen Synode in Rheims gethanen Aussprüche zurück, erkannten die oberrichterliche Gewalt des Pabstes an, erklärten demnach Arnulph für den einzigen rechtmäßigen Erzbischof von Rheims, und geboten dem durch des Königs Gunst auf diesen Stuhl erhobenen Gerbert, denselben sogleich wieder zu verlassen, und die Kirche ihrem rechtmäßigen Besitzer zu übergeben.

Luden, obgleich leider unserer Kirche nicht angehörig, mit der ihm eigenen Klarheit und genau bezeichnenden Ausdrücken in seiner Geschichte des deutschen Volkes trefflich entwickelt und dargethan.

9. Mit diesem Ausspruch waren weder Gerbert noch König Hugo zufrieden; sie weigerten sich demnach der Anerkennung des von dem Pabste bestätigten conciliarischen Beschlusses. Der König zwar blos aus politischen Gründen. Er befürchtete nämlich, daß der, von ihm bisher so sehr verfolgte, tief gekränkte Carolinger Arnulph, wenn wieder in seine Würde eingesetzt, sehr leicht der Mittelpunkt aller Bewegungen der im Reiche noch so zahlreichen Carolingischen Anhänger werden, und dann als erster und angesehenster Kirchenfürst in Frankreich, ihm endlich gar noch den Preis aller seiner bisherigen Ränke und Schliche entreissen könnte. Wahrscheinlich von dem König dazu ermuntert, glaubte nun auch Gerbert sich auf dem erzbischöflichen Stuhle behaupten zu können, und dachte nicht anders, als nach wie vor sich allen erzbischöflichen Verrichtungen zu unterziehen. Aber bald mußte er die, für einen so weisen und gelehrten Mann, wie er war, tief beugende Erfahrung machen, daß jenem Felsen, an dem schon so viele Stürme, ohne ihn zu erschüttern, vorüber gegangen waren, er ebenfalls trotz aller seiner Gelehrsamkeit und mächtigen weltlichen Verbindungen doch nicht lange zu trotzen vermöchte. Seine ganze Diöcese gerieth nach und nach in Aufstand gegen ihn. Er mußte von Verschwörungen seiner eigenen Lehnleute hören. Die ganze Geistlichkeit von Rheims wollte keine Gemeinschaft mehr mit ihm haben. Eben so auch das Volk; kam er in die Kirche, so lief Alles aus derselben heraus; stand er am Altare, so war die Kirche leer. Ueberall begegnete er nur strafenden Blicken und zürnenden Gesichtern. Von allen Seiten erhielt er Beweise des Abscheues und der größten Verachtung. Endlich durfte er selbst seinen ihm am nächsten stehenden Hausbedienten nicht mehr trauen; und nun für sein eigenes Leben

besorgt, verließ er in der Stille die Stadt Rheims, entfloh aus Frankreich, und ging nach Deutschland, wo er, wie er hatte vermuthen können, am Hofe Otto des dritten eine ungemein wohlwollende Aufnahme fand.

10. Der Römische Stuhl hatte zwar jetzt einen vollständigen Sieg erkämpft; aber nicht alle Früchte desselben kamen sogleich zu ihrer vollen Reife. Arnulph war noch im Gefängniß, und die Kirche von Rheims eine Waise. Um dieser ihren Oberhirten wieder zu geben, mithin Arnulphs Fesseln zu lößen, bedurfte es eines neuen Kampfes; aber diesen mußten Johann XV. und Hugo Capet ihren Nachfolgern überlassen; denn jener starb schon im Anfange des Jahres neun hundert und sechs und neunzig, und wenige Monate darauf auch der König Hugo im fünf und fünfzigsten Jahre seines Alters nach einer nicht sehr langen Regierung von neun Jahren und einigen Monaten. Er hinterließ von seiner ersten Gemahlin Adelheide seinen Sohn und Nachfolger Robert, den er gleich bei seiner Thronbesteigung zum Mitregenten ernannt und von dem Erzbischofe von Sens hatte salben und krönen lassen. Außer diesem Sohne hatte er von derselben Gemahlin noch drei Töchter, Hedwig, Adelheide und Gisella, die sämmtlich noch zu Lebzeiten des Vaters mit französischen Reichsfürsten vermählt wurden. — Da Hugo stets in Paris seinen Sitz hatte, so fanden auch seine Gebeine in der nahe bei dieser Stadt liegenden Abtei St. Denys ihre Ruhestätte.

11. Frankreichs mit Sieg gekrönten Königen möchte Hugo Capet schwerlich beizuzählen seyn. Zwar sagt Rudolph Glaber: Hugo habe mehrere französische Großen, die ihn anfänglich anerkannt, aber

nachher sich gegen ihn empört hatten, schnell bezwungen, und wieder zum Gehorsam gebracht. Aber der mit ungemeiner Schnelligkeit und beinahe ganz unbegreiflicher Wortkargheit über Hugo Capets Geschichte hinwegeilende Glaber nennt uns keinen Einzigen jener von Hugo bezwungenen Großen. Wir wissen also nicht, ob sie zu den mächtigen französischen Fürsten, oder vielleicht blos zu Hugos eigenen, kleinen und unbedeutenden Hausvasallen gehörten. Aber eine, in ganz wenigen, vagen Ausdrücken enthaltene, gleichsam nur hingeworfene, höchst zweideutige Anzeige kann durchaus nicht zur Richtschnur eines historischen Urtheils dienen, und wir können demnach den König Hugo nur nach den wenigen genau bestimmten Thatsachen beurtheilen, die eine treue und unverfälschte Geschichte uns von ihm aufbehalten hat. Was aber diese uns von Hugo's Waffenthaten berichtet, ist wahrhaftig nicht sehr ruhmvoll. Sie erzählt uns blos, daß, als nach Ludwigs V. Tod einige Anhänger des Carolingischen Hauses sich versammelt hatten, um wegen der eröffneten Thronfolge sich zu berathen, Hugo mit sechs hundert Pferden sie ganz unvermuthet überfiel und auseinander sprengte; daß er bald darauf die blos von Aquitaniern, welche man damals für die schlechtesten Soldaten in ganz Frankreich hielt, vertheidigte Stadt Poitiers zwei Monate lang fruchtlos belagerte; aber hierauf dieselben Aquitanier, die ihm seinen Rückzug zu erschweren suchten, durch ein glückliches Gefecht zwang, von fernerm Verfolgen seines Heeres abzustehen; worauf er seinen Rückzug eiligst und mit verdoppelten Märschen fortsetzte; und endlich daß er von Carl von Lotharingen, obgleich demselben an Streitkräften weit überlegen, dennoch zweimal völlig geschlagen ward. Im Felde hatte also Hugo nie etwas Großes gethan, wohl

aber desto mehr durch Schlauheit und Künste der Arglist gewonnen. Ueberhaupt war er, wie es scheint, das, was man einen Laurer zu nennen pflegt, der gerne auf krummen und dunkeln Wegen einherschleicht, aber alles mit scharfem Blicke beobachtete, stets zu rechter Zeit aus seiner Verborgenheit hervortrat, und dann den günstigen Augenblick, den der Zufall ihm darbot, trefflich zu benutzen wußte. — Hugo war ein Freund der Geistlichkeit und ein Wohlthäter der Kirchen; ob aber sein wohl berechnetes politisches Interesse, wo nicht der einzige, doch wohl der Hauptgrund davon gewesen seyn mochte, dieß müßen wir dahin gestellt seyn lassen. — Wie in so vieler andern Menschen Brust, lag auch in Hugo's Seele mancher gar nicht zu erklärende Widerspruch. So z. B. scheuete er sich nicht, eine verbrecherische Hand nach einer Krone auszustrecken, und den rechtmäßigen Erben derselben im Kerker vor Gram und Kummer sterben zu lassen; aber eben diese Krone auf sein Haupt zu setzen, so wie mit den übrigen königlichen Insignien sich zu schmücken, dieß erlaubte ihm, selbst bei den feierlichsten Gelegenheiten, nie die Zartheit seines Gewissens. Einer der Chronisten jener Zeit hat uns eine Rede aufbehalten, die der sterbende König an seinen Sohn Robert soll gehalten haben, und die, wenn er sie wirklich gehalten hätte, wohl einiges Licht über Hugo's Charakter verbreiten könnte; aber leider trägt dieselbe so unverkennbar das Gepräge eines, von einem an sich zwar frommen, jedoch höchst beschränkten Mönche, verfertigten Machwerkes, daß man sie unmöglich als eine nur einigermaßen befriedigende Urkunde betrachten kann. — Von dem Ursprung des Geschlechtes Hugo's läßt sich Weniges mit Gewißheit sagen. In seinem höchstens bis zu Robert dem Starken, der durch seine Tapferkeit im Kriege gegen die Nor-

männer unter Carl dem Zweiten (dem Kahlen) die Grafschaft Anjou erhielt, hinaufreichenden Stammbaum prangen jedoch die Namen zweier Könige, nämlich des Eudes und Roberts des Ersten. Weiter über Robert hinauf umgibt undurchdringliches Dunkel Hugo Capets Geschlechtsregister. Uebrigens ist es höchst gleichgültig, wer Robert des Starken Altvodern mochten gewesen seyn. — Indessen war es selbst schon zu Hugo Capets Zeiten die allgemeine Meinung, vielleicht von seinen Feinden oder Neidern verbreitet, daß er einem ganz obscuren, plebejischen Geschlechte entsprossen sey. Le premier roi, sagt Voltaire, fut un soldat heureux. Vielleicht daß dieß auch der Fall bei Hugo Capet war. Aber jener gar zu abgeschmackten Fabel, welche ein paar hundert Jahre nach Capets Tod umherlief, daß nämlich Hugo Capet der Sohn eines Fleischers aus Paris gewesen seyn soll, erwähnen wir jetzt nur deswegen, weil Dante in seinem unsterblichen Gedicht: das Fegfeuer, dieselbe verewiget hat. Aber was erlaubt man nicht alles den Dichtern, oder vielmehr was glauben sie nicht alles sich erlauben zu dürfen *)!

*) Nie wird es den Genealogisten leichter Stammbäume zu verfertigen, als wenn sie von denjenigen, deren Geschlechtsregister sie entdeckt zu haben vorgeben, durch recht viele dazwischen liegende, und zwar ziemlich dunkle Jahrhunderte getrennt sind. Was Hugo Capets Zeitgenossen, und selbst dem Rudolph Glaber unbekannt war *), wußte nach zwei hundert Jahren schon weit besser ein französischer Mönch, und noch viel

*) Im zweiten Kapitel seines ersten Buches spricht Glaber von dem König Rudolph, und bemerkt, daß dieser vorzüglich durch die Macht und das Ansehen Hugo's des Großen zum Thron gelangt sey; und fügt dann in Ansehung des Letztern hinzu: Cujus (Hugonis) genus idcirco adnotare distulimus, quia valde *in ante* reperitur obscurum.

12. Während der acht Jahre, da Hugo Capet den Namen eines Königes von Frankreich führte,

---

mehreres als dieser wußten nach acht hundert Jahren die französischen Genealogisten des siebzehenten Jahrhunderts. Diese haben jedoch in Beziehung auf das Capetingische Haus nicht mehr und nicht weniger, als fünf völlig von einander verschiedene genealogische Systeme. Die Einen ließen Hugo Capet von dem tapfern Wittikind, dem berühmten Anführer der Sachsen in den Kriegen gegen Carl den Großen abstammen; die Andern von dem Longobardischen König Ansprand (703). Wieder Andere von dem heiligen Bischofe Arnulph aus dem Pipinischen Hause, der, bevor er die bischöfliche Würde erhielt, vermählt gewesen und Vater geworden seyn sollte. Einige, die es sogar von den Merowingern herleiten wollten, behaupteten endlich, in einer Enkelin Chlodowigs I. Hugo Capets ehrwürdige Ahnfrau gefunden zu haben. — Daß alles dieß blose, auf gar keinem historischen Grund beruhende Fiktionen sind, versteht sich von selbst. Wahrscheinlich bezweckte man dadurch, sich dem königlichen Hause gefällig zu erweisen. Aber ein Geschlecht, das schon über acht hundert Jahre, mithin länger, als irgend ein Monarch in einem der übrigen Reiche der Welt, einen der mächtigsten Throne Europens ziert, ein Geschlecht, aus dem noch überdieß so viele Helden und eine lange Reihe großer und weiser Könige hervorgingen: ein Ludwig VIII., Philipp August, Ludwig der Heilige, Carl der Weise, Heinrich IV., Ludwig XIV., Monarchen, die nach und nach Frankreich auf die höchste Stufe von Macht und Hoheit erhoben: ein solches königliches Geschlecht bedarf gewiß keiner solchen genealogischen Träumereien, um allenfalls den es selbst und seinen Thron umstralenden Glanz noch durch einen matten, aus falschem Gold hervorgebrachten Schimmer zu vermehren. — Als einst der Pater Jourdan, ein sehr gelehrter Jesuit und der Herzog von Epernon, dem man sogar zur Last legte, daß er, um seine sonderbaren Behauptungen historisch zu begründen, falsche Urkunden habe verfertigen lassen, einst in Gegenwart des großen

waren beinahe alle Theile des Reiches abwechselnd der Schauplatz einer Menge Fehden und kleiner Kriege zwischen den zahllosen großen und kleinen französischen souverainen Herren. Sehr blutig waren zwar dieselben nicht; aber demungeachtet nicht minder drückend und verderblich für das arme Landvolk, dessen Hütten verbrannt, dessen Aecker verwüstet wurden; besonders da damals gar oft die Operationen eines solchen selten länger als etliche Wochen dauernden kleinen Krieges blos darin bestanden, daß man die Besitzungen des Gegners, oder wenigstens einen Theil derselben zu verheeren und zu verwüsten suchte. — Merkwürdiger und einem förmlichen Kriege ähnlicher ist jedoch die, unter Hugo's Regierung, zwischen einem Grafen von Rennes und dem mächtigen Grafen von Anjou ausgebrochene Fehde. Bretagne gehorchte damals zweien Herren. Der Eine besaß den westlichen, der Andere den östlichen Theil der Provinz. Conan, welcher den letztern, nebst den beiden Städten Rennes und Nantes besaß, hatte den Grafen Godfried von Anjou zum Nachbar. Dieser machte Anspruch auf jene Gegenden der Bretagne, deren Bewohner französisch redeten. Darüber kam es zum Kriege. Godfried ward bei Conquereux geschlagen, machte hierauf Friede, gab seine Tochter dem Conan

Condé über ihre, in Beziehung auf den Ursprung der Capetinger von einander höchst verschiedene genealogische Systeme disputirten, und endlich den Prinzen um seine Meinung fragten; gab dieser ihnen zur Antwort: Wir müßen Ihnen, meine Herren! zwar danken, daß Sie an unserm Geschlecht ein so großes Interesse nehmen und den Ursprung desselben noch weit über eilf hundert Jahre hinaussetzen. Indessen muß ich Ihnen doch gestehen, daß wir mit acht hundert vollkommen erwiesenen und mit glorreichen Thaten erfüllten Jahren zufrieden sind.

zur Gemahlin, und stand von seinen Ansprüchen auf einen Theil von Bretagne ab. Aber nach Godfrieds Tod erneuerte sein Sohn und Nachfolger, Graf Fulko-Narra, dieselben alten Ansprüche. Es kam abermals zum Kriege und nun ward Conan auf demselben Felde, auf welchem er vor mehreren Jahren den Godfried besiegt hatte, völlig geschlagen. Er selbst und mehr als Tausend Mann seiner besten Soldaten blieben auf der Wahlstätte *). Fulko's Sieg hatte jedoch nicht die mindesten Folgen. Conans ältester Sohn Godfried blieb nicht nur im Besitze der Stadt Rennes und der ganzen väterlichen Erbschaft, sondern vereinigte auch nach und nach das ganze westliche Bretagne mit dem, von seinem Vater

*) Wenn die gegenseitig im Kriege begriffenen Theile mit einander über den Tag und den Ort, wo ihr Zwist durch ein entscheidendes Treffen sollte entschieden werden, einig waren; so ward Letzteres gerade so wie ein Zweikampf betrachtet, den alsdann auch jeder, wenn er wollte, für ein Gottesurtheil halten durfte. Wie beim Zweikampfe mußten nun auch die kämpfenden Heere gleiche Vortheile, gleichen Wind, gleiche Sonne, gleiches Terrain haben. Diese Bewandniß hatte es nun auch mit der Schlacht, welche Conan und Fulko einander lieferten. Aber der Erstere langte mit seinem Heere schon in der Nacht auf dem bestimmten Platz an; ließ große Gruben graben und diese mit Baumblättern bedecken. Als nun am folgenden Tage die Schlacht begann, gerieth Fulko's Heer in die ihm gelegte Schlinge. Viele von denselben stürzten in die Gruben, wurden verlezt, und die Schlacht schien schon gleich im Anfange verloren. Aber gerade Conans List, welche eine schändliche Verletzung des damaligen Kriegsrechts waren, entflammte Fulkos Soldaten zu einer Wuth, der nichts widerstehen konnte, und nun wurden Conan und dessen ganzes Heer, nur wenige ausgenommen, erschlagen. (*Glab.* L. II. C. 3.)

geerbten Ländertheile, und nahm hierauf wieder den Titel eines Herzoges von Bretagne an. — Diese Fehden führten nie ein nur einigermaßen bedeutendes Resultat, man will nicht sagen für Frankreich, sondern auch nur für irgend eine Grafschaft der Provinz herbei. Wegen der kleinsten wirklichen oder vermeinten Beleidigung griff man sogleich zu den Waffen, und zwar blos um dem Vorwurf der Feigheit zu entgehen. Man balgte sich dann einige Zeit herum, und machte wieder Friede, sobald jeder Theil hinreichende Beweise gegeben zu haben glaubte, daß er ebenfalls das Schwert mit ritterlicher Mannhaftigkeit zu führen wisse. Sehr oft war es eine Heirath, welche solchem Zwiste ein Ende machte, jedoch gewöhnlich Friede und Eintracht nur so lange erhielt, als der Schwiegervater oder Schwiegersohn lebten. Daß diese Raufereien, die alle Blätter der französischen Jahrbücher in dieser Periode füllen, und an und für sich, wie in ihren Folgen nicht in der mindesten Verbindung mit einander stehen, auch durchaus kein geschichtliches Interesse haben: dieß bedarf keiner Erinnerung. Indessen kann man doch nicht leugnen, daß eben dieses immerwährende Waffengeräusch, welches man unaufhörlich auf der ganzen Oberfläche Frankreichs hörte, doch, von einer gewissen Seite betrachtet, auch wohlthätige Folgen herbeiführte. Es weckte nämlich den beinahe völlig erloschenen kriegerischen Geist nicht nur wieder bei der Nation, sondern auch bei dem hohen wie niedern Adel jenes höhere, sich immer mehr verfeinernde, obgleich mit Vorurtheilen gemischte Ehrgefühl, welches bei dem völligen Mangel einer festen Gesetzgebung und der überall herrschenden Willkühr, lange Zeit das einzige Band war, welches den gesellschaftlichen Zustand in Frankreich zusammen hielt; auch nachher, unter dem Zusammenfluß mehrerer anderer mitwirkenden

Ursachen, jenen großartigen Charakter und Geist des Ritterthums erzeugte, der nur dem Mittelalter eigen, und in ihm möglich, auch in einem vollständigen Gemälde desselben eine der schönsten, glänzendsten und herzerhebendsten Parthien bildet.

13. Obgleich nun, wie wir so eben bemerkt, eine Erzählung auch nur eines Theils der vielen Fehden nnd kleinen Kriege, welche unter Hugos Regierung mehr als eine schöne Gegend Frankreichs oft auf Jahre in eine Einöde verwandelten, eine äußerst monotone, einförmige und langweilige Wiederholung immer derselben Auftritte seyn müßte; so glauben wir doch Eine Fehde ganz eigener Art und Natur, nämlich zwischen einem Gatten und seiner Gattin, weil den Charakter der Zeit bezeichnend, nicht, ohne ihrer in wenigen Worten zu erwähnen, übergehen zu dürfen. — Wilhelm, Graf von Poitiers, einer der mächtigsten Herren in Aquitanien, war mit der schönen Emmeline, einer Tochter des Grafen von Blois, vermählt. Geschäfte führten den Grafen Wilhelm auf einige Zeit nach Bretagne. Während der Abwesenheit ihres Gemahls beschäftigte sich Emmeline mit dem Bau eines Klosters, und alle Bewohner der dortigen Gegend freueten sich des frommen Sinnes ihrer Gebieterin. Auf seiner Rückkehr aus Bretagne trat der Graf Wilhelm in dem Schloß der Baronin von Thouars ab. Diese stand noch in der vollen Blüthe ihrer Schönheit. Ihren verführerischen Reitzen vermochte der Graf nicht zu widerstehen. Er entbrannte in Liebe zu ihr, und die Baronin, deren Schlösser und Besitzungen ein Lehen des Grafen von Poitiers waren, glaubte sich ihrem Lehnherrn gefällig erzeigen zu müssen. Unglücklicher Weise erfuhr dieß sogleich wieder Emmeline. Bei seiner Ankunft ward demnach der Graf von seiner Gemahlin mit Vor-

würfen überhäuft. Er suchte sich zu rechtfertigen. Jede Rechtfertigung zog ihm jedoch nur härtere Vorwürfe zu. Endlich gab er ihr gar keine Antwort mehr, und schwieg. Aber sein Schweigen deutete wo nicht auf Verachtung, doch auf Kälte und Gleichgültigkeit. Emmeline ward dadurch noch mehr erbittert; aber ihr ganzer Zorn fiel jetzt auf die, welche, wie sie wähnte, ihr das Herz ihres Gemahls entrissen hatte. An dieser beschloß sie furchtbare Rache zu nehmen. Sehr frühe am Morgen des andern Tages machte sich Emmeline, begleitet von mehreren Rittern und einer zahlreichen bewaffneten Dienerschaft, auf den Weg nach dem Schlosse Thouars. Nicht ferne davon begegnete ihr die Baronin mit einem äußerst schwachen Gefolge, wovon nicht einmal alle bewaffnet waren. Diese ließ die Gräfin sogleich angreifen. Mit leichter Mühe ward das Gefolg der Baronin zerstreut, sie selbst aber eine Gefangene Emmelinens, die nun gleich in der folgenden Nacht sich an ihrer wirklichen oder vermeintlichen Nebenbuhlerin auf eine Weise rächte, die eine bescheidene Geschichte, ohne selbst zu erröthen, und auch nur wenig keusche Ohren zu beleidigen, durchaus nicht näher bezeichnen darf. — Ihres schändlichen Frevels bewußt, und ohne Hoffnung von ihrem Gemahl Verzeihung zu erhalten, kehrte Emmeline nicht mehr zu demselben zurück, sondern begab sich nach der festen Burg Chinon. Eine förmliche blutige Fehde begann nun zwischen dem Grafen und der Gräfin. Dieselbe dauerte zwei Jahre. Die ganze Umgegend von Chinon und mehrere andere Gegenden der Grafschaft wurden abwechselnd schrecklich verwüstet; und erst als es des Elendes weit und breit zu viel geworden war, traten, wie der Mönch von Maillezais berichtet, fromme Männer als Vermitler auf. Sie stellten dem Grafen sehr ernstlich vor, daß, da

er durch seinen Treubruch sich schon so sehr an seiner Gemahlin versündiget habe, er jetzt noch um so viel straffälliger werde, da er derselben wegen eines unbedeutenden Vergehens*) so lange zürne. Aller Segen des Himmels werde von ihm und seinem Lande weichen, wenn er nicht, ohne zu zögern, sich wieder mit ihr aussöhne. Die Gründe dieser frommen Leute leuchteten dem Grafen ein. Er bat seine Gemahlin um Verzeihung, und da er diese sehr leicht erhielt, so hatte nun auch die Fehde ein Ende, und Emmeline, deren Frömmigkeit, wie wir gesehen, weder glühende Rachsucht, noch auch, um diese zu befriedigen, die schandbarsten Mittel verschmähet, hatte nun wieder Zeit und Muße, ihren Klosterbau zu vollenden und das Kloster mit der hinreichenden Zahl von Mönchen zu bevölkern.

14. Während Hugos Regierung entstanden noch mehrere, bis dahin unbekannte, kleine souveraine Häuser; wie z. B. die Grafen von Foix, von Bearn, von Carcassonne; die Barone von Grignan, von Soult, von Castellane rc. rc. Längst schon hatten die großen Vasallen ihre Länder ebenfalls zerstückt, und die einzelen Theile derselben ihren Getreuen als Unterlehen ertheilt. Diese Untervasallen suchten nun schon seit geraumer Zeit sich zu ihren Lehnherren in das nämliche Verhältniß zu stellen, in welches sich jene zu der Krone gesetzt hatten. Den Einen gelang es, den Andern wieder nicht. Aber im Ganzen

*) Wie äußerst enge und beschränkt muß doch bei dem guten Mönch der Umfang seiner moralischen und religiösen Begriffe gewesen seyn, daß er einen so schändlichen Frevel, der unter einem christlichen Volke gar nicht gedacht werden sollte, einen unbedeutenden Fehler nennt!

genommen brachten sie es doch dahin, daß sie gegen ihre Lehnsherrn keine andere Verpflichtung mehr hatten, als blos ihnen in ihren Kriegen und Fehden beizustehen, und nie gegen sie die Waffen zu führen. Was die innere Verwaltung betraf, so blieb diese den jetzt schon so ziemlich unabhängig gewordenen Lehnsträgern völlig überlassen. Ihre Lehnsherren durften sich in dieselbe gar nicht mischen, ja sogar eine von ihren Untervasallen erbaute feste Burg ohne deren Erlaubniß nicht betreten. Hugo Capet selbst konnte z. B. nicht von Paris nach Orleans gehen, ohne durch fremde Territorien zu kommen, das heißt, durch kleine Länderparcellen, die er oder seine Vorfahren Andern als Lehen ertheilt hatten.

15. Ueberhaupt bleibt Frankreichs Geschichte in dieser, wie in der folgenden Periode, ein wahres historisches Labyrinth, zu welchem das Licht nur selten einen Zugang findet; und wenn wir den jedesmaligen Königen nur eben so selten darum begegnen, so verschwindet noch weit mehr, ja oft gänzlich die Nation als solche aus derselben. Selbst wenn wir sie in den speciellen Geschichten der vielen Herzogthümer, zahllosen Grafschaften, oder auch in den Chroniken der Städte suchen wollten, würde unser Bemühen nicht minder fruchtlos seyn; denn bei der in diesen Jahrbüchern herrschenden chronologischen Verwirrung, bei den vielen, durch keine Combinationskraft zu füllenden Lücken und dem völligen Mangel an Zusammenhang und Verbindung mit andern, oft zunächst liegenden Theilen Frankreichs, vermag selbst nicht der tiefste Forscher auch nur das wenige Faktische, was sie enthalten, gehörig zu prüfen, vielweniger es zu ordnen und ein wenigstens in so weit vollständiges Gemälde davon zu entwerfen, daß aus demselben der mit dem Jahrhundert stets harmonische

Geist der Nation nur einigermaßen anschaulich hervortreten könnte. — Indessen berichtet uns doch die Chronik des Ademarus von Chabonnois, daß zu den Lebzeiten Hugo Capets eine furchtbare Pest, wenig sich bekümmernd um die von Politik und Gewaltthat gezogenen Grenzen und Demarkations-Linien, für ganz Frankreich ein gemeinschaftliches Band des schrecklichsten Elendes war. Am allerheftigsten wüthete die Seuche in Aquitanien, Limousin und den angrenzenden Ländern. Die Mortalität überstieg alle Vorstellung. Sogar die Landstraßen waren hie und da mit Leichen bedeckt. Das Uebel trotzte allen Künsten und Erfahrungen der Aerzte. Selbst die sonst heilsamsten Kräuter schienen ihre heilenden Kräfte verloren zu haben. Als die Erde den Menschen keine Hülfe mehr bot, richteten sie endlich ihren Blick zum Himmel. Die Kirche zum heiligen Martialis *) in Limoges war damals wegen der vielen dort schon geschehenen wunderbaren göttlichen Gnadenerweisungen ganz vorzüglich berühmt. Dahin strömte nun aus allen Gegenden Frankreichs eine ungeheure Menge Pilger: Fürsten und deren Völker, Vornehme und Niedrige, Edle, Freie und Knechte. Alle Bischöfe aus ganz Aquitanien kamen ebenfalls dahin und brachten die Reliquien ihrer Kirchen mit. Die Kirche des heiligen Martialis konnte natürlicher Weise die ungeheueren Menschenmassen nicht fassen. Auf allen zu ihr führenden Straßen lag also das Volk auf den Knieen. Die ganze Stadt schien in einen Tempel verwandelt, in welchem jetzt Tag und Nacht

*) Der heilige Martialis war mit dem heiligen Dionysius gegen das Jahr 250 nach Gallien gesandt worden, wo er mit ungemeinem Erfolge das Evangelium predigte und die Kirche von Limoges gründete, deren erster Bischof er ward.

alles Volk ohne Unterschied des Ranges und des Standes um Erbarmen zu dem Allerbarmer flehete. Diesen Augenblick des Schreckens und gänzlicher Selbstvernichtung wußten die Bischöfe trefflich zu benutzen. Sie ermahnten zuerst das Volk zur Buße und Besserung, und gingen dann zu einem Werke über, das zu jeder andern Zeit unausführbar gewesen wäre. Sie bewogen nämlich alle anwesenden Fürsten, Grafen und Barone, — und ihre Anzahl war nicht gering — zu einem Verein, dessen Mitglieder, um die strafende Rechte des Allerhöchsten zu lenken, sich durch einen Eid verbindlich machten, dem heillosen Fehdewesen aus allen Kräften zu steuern, die bisher so oft beraubten Kirchen gegen fernere Gewaltthätigkeiten zu schützen und in ihren Ländern einen dauerhaften Landfrieden zu erhalten. Der Tod unter seiner mannigfachen furchtbaren Gestalt hatte die Menschen beten gelehrt; ihr Gebet entquoll also einem demüthigen, Buße und Besserung gelobenden Herzen, durchdrang daher auch die Wolken und gelangte zu dem Throne des Allerhöchsten. Plötzlich hörte die Pest auf. Niemand ward mehr von derselben ergriffen. Aber auch Niemand, weder die Gelehrten noch Ungelehrten wußten, woher diese schreckliche Seuche entstanden und wodurch ihre mörderische Gewalt so schnell und auf einmal wieder gebrochen ward. — Zwar hatte die Seuche ganze Familien hinweggerafft; aber über den ausgestorbenen Geschlechtern blüheten nicht nur in kurzer Zeit wieder neue auf; sondern der zu Limoges geschlossene Fürstenverein, indem er dem Landmann wie dem Städtebewohner Schutz und Sicherheit verhieß, und dadurch größere Regsamkeit unter die Leute brachte, erweiterte auch noch um vieles die eigentlichen und wahren Quellen der Bevölkerung; und so ward nun das, was das Leben zerstören sollte, gerade in der

Digitized by Google

Hand der Vorsehung ein Werkzeug zu einem thätigern, reichern und dem Zwecke eines staatsgesellschaftlichen Zustandes weit angemessenern Leben.

III.

1. **Robert II.** — Weil schon vor acht Jahren gekrönt und zum Mitregenten ernannt, folgte Robert seinem Vater auf dem Throne, ohne daß eine Versammlung einiger Reichsfürsten, oder auch nur der Capetingischen Hausvasallen statt gehabt hätte. Für die Erstern war Roberts Thronbesteigung eine höchst gleichgültige Sache. Auf das, was in ihren Ländern geschah, hatte der König eben so wenig Einfluß, als auf irgend ein Ereigniß in Deutschland oder Italien. Was uns daher die französischen Chroniken jener Zeit von diesem König berichten, ist eigentlich blos eine Lebensbeschreibung desselben, aber durchaus keine Geschichte Frankreichs. Auf dieser, wie über den Schicksalen der verschiedenen, in Frankreich lebenden Völkerschaften schwebte noch lange Zeit ein nicht zu durchdringendes Dunkel, das nur hie und da durch einen, zufällig hineinfallenden Lichtstrahl bisweilen in etwas erhellt wird. Die Erzählungen der französischen Geschichtschreiber, besonders des Hellgalds oder Hellgauds, von Roberts Regierung beschränken sich also größtentheils auf die Persönlichkeit dieses Königes, auf dessen häusliche und Familienverhältnisse, auf seinen wissenschaftlich gebildeten Geist, seine Religiosität, seinen edeln Charakter und die vielen ungemein schönen Aeußerungen seines stets von Milde überfließenden Herzens *).

---

*) Da Roberts allenfalls ein nicht allzu großes Herzogthum ausmachende Erbländer ebenfalls in mehrere Theile zerstückt und als Lehen an eben so

viele Unter- oder Hausvasallen waren gegeben worden, diesen aber die innere Verwaltung ihrer kleinen Ländertheile ausschließlich zustand; so beschränkten sich auch Roberts königliche Funktionen blos auf die Regierung einiger unmittelbaren königlichen Städte und Ländereien; und dieser so beengte Wirkungskreis, in welchem sich immer dasselbe wiederholte und wiederholen mußte, konnte nun auch der Geschichte und dem Geschichtschreiber nur äußerst wenig oder gar keinen Stoff bieten, obgleich Roberts natürlicher Trieb nach Wohlthätigkeit immer noch darin einen hinreichenden Spielraum fand, um während seiner Regierung so viel Gutes zu thun, daß er am Ende sich den ehrenvollen Beinamen eines Vaters seines, freilich nicht sehr zahlreichen Volkes erwarb.

2. Gleich seinem Vater gerieth auch Robert bald nach seiner Thronbesteigung in einen heftigen Conflikt mit dem Römischen Hofe. Kurz vor dem Tode seines Vaters war nämlich Bertha, Tochter des Burgundischen Königes Conrad und Wittwe des Grafen von Blois, Roberts Gemahlin geworden. Dieser Verbindung standen jedoch zwei Haupthindernisse entgegen, von welchen nicht leicht eine Dispensation von dem Römischen Hofe zu erwarten war. Erstens war Robert im vierten Grade mit Bertha verwandt, und zweitens hatte er das letzte Kind, das sie ihrem Gemahl dem Grafen von Blois gebar, aus der Taufe gehoben, und da der Graf wenige Wochen darauf starb, sich sogleich mit der Wittwe desselben vermählt. Dieser Schritt erregte großes Aufsehen in Rom. Gregor V., welcher auf den Pabst Johann XV. gefolgt war, ließ also durch seinen Legaten Leo *) dem König diesfalls sehr ernst-

*) Es ist dieß derselbe Leo, welcher auf den Synoden von Mousson und Rheims den Vorsitz führte; jedoch nach Beendigung des Conciliums von Rheims noch

liche Vorstellungen machen. Aber diese wurden von Robert, der seine Gemahlin zärtlich liebte, wenig beachtet; und auch der Pabst, der von Crescentius aus Rom vertrieben, nach Pavia hatte fliehen müßen, konnte für jetzt den Worten seines Legaten keinen besondern Nachdruck geben. Aber Gregors Abwesenheit von Rom war von kurzer Dauer. Bald kehrte derselbe an der Seite Kaisers Otto des dritten wieder in die Stadt des heiligen Petrus zurück; und da Robert den festen Charakter und die strengen Grundsätze dieses Pabstes kannte; so ahnte er auch das Ungewitter, das jetzt unverzüglich von Rom aus gegen ihn heranziehen würde. Um dieses zu zertheilen oder ganz von sich abzuleiten, entließ er *also* nun den Erzbischof Arnulph seiner bisherigen *Haft* und setzte ihn wieder auf den Erzbischöflichen Stuhl von Rheims. Dadurch hoffte er den Römischen Hof sich geneigt zu machen und schickte hierauf, um wegen seiner ehelichen Angelegenheiten mit dem Pabst zu unterhandeln, den Abt Abbo von Fleury nach Rom. Um desto geneigteres Gehör zu finden, meldete Abbo dem heiligen Vater sogleich die Freilassung und Wiedereinsetzung des Erzbischofes von Rheims. Damit war nun der Pabst sehr zufrieden, hielt es jedoch nicht für einen Grund, von der zwar strengen, aber heilsamen Kirchendisciplin abweichen zu müßen. Abbo's Unterhandlungen hatten also nicht den mindesten Erfolg. Unverrichteter Dinge kehrte er wieder nach Frankreich zurück.

---

in Frankreich geblieben war, um die Vollstreckung der auf letzterer Synode erlassenen Dekrete, das heißt, die Entlassung des Erzbischofes Arnulph aus der Gefangenschaft und dessen Wiederherstellung auf dem Erzbischöflichen Stuhle von Rheims zu bewirken.

3. Da der Bericht, den Abbo von seiner Gesandtschaft dem König erstattete, keinen sehr tiefen Eindruck auf ihn machte; so zögerte auch Gregor nicht mehr länger, demselben die ganze Macht des heiligen Stuhles fühlen zu lassen. Der Pabst berief demnach ein aus acht und zwanzig größtentheils Italiänischen Bischöfen bestehendes Concilium nach Rom. Er selbst und Kaiser Otto **III**. führte dabei den Vorsitz. Auf dieser Synode wurden acht Canons abgefaßt, wovon der erste folgenden Inhalts: „König Robert, der sich gegen die Gesetze der Kirche mit Bertha, seiner Anverwandten, vermählt hat, wird unter der Strafe der Excommunication, dieselbe sogleich wieder entlassen, und sieben Jahre nach den kirchlichen Satzungen Buße thun; desgleichen auch Bertha. Der Erzbischof Erchambald von Tours, der des Königes gesetzwidriger Verbindung den priesterlichen Segen ertheilt, sowie sämmtliche Bischöfe, welche der Trauung beigewohnt, sind so lange von allen bischöflichen und priesterlichen Verrichtungen suspendirt, bis sie dem heiligen Stuhle werden Genugthuung geleistet haben (998)." — Es ist möglich, ja wohl wahrscheinlich, daß an des Pabstes strengem Verfahren gegen den französischen König auch Otto des dritten Staatsinteresse einigen Antheil gehabt haben mag. Das Königreich Burgund war für Deutschland, wegen dessen Verhältnisse zu Italien, von ungemeiner Wichtigkeit. Durch die Kaiserin Adelheide, Schwester des verstorbenen Burgundischen Königs Conrad des Friedfertigen, ward dem Sächsischen Hause, im Falle Conrads Sohn, der jetzt in Burgund regierende König Rudolph, ohne männliche Erben zu hinterlassen, sterben würde, auf die reiche Burgundische Erbschaft eine höchst erfreuliche Aussicht eröffnet. Aber diese war nun durch Roberts Vermählung mit

Bertha, einer Tochter desselben Königs Conrad, nicht wenig getrübt worden. Offenbar hatte der französische König, wenn der oben erwähnte Fall eintrat, auf Burgund weit gegründetere Ansprüche als das Ottonische Haus; und so lag es nun in dem Interesse des Kaisers und des ganzen deutschen Reiches, Roberts eheliche Verbindung mit Bertha so bald als möglich wieder zu zerstören und Beide auf immer von einander zu trennen.

4. Erchambald und die übrigen, unter dem Interdikt liegenden Bischöfe unterwarfen sich sogleich dem Ausspruche des Pabstes. Theils in Person, theils durch Bevollmächtigte erschienen sie vor dem heiligen Stuhle, thaten, was der Pabst verlangte, und erhielten die päbstliche Lossprechung. Aber nichts, selbst nicht der Bannstrahl der Kirche, konnte den König bewegen, sich von seiner Gemahlin, an der sein ganzes Herz hing, zu scheiden. Bertha war zwar weder jung, noch besonders schön; aber den Mangel an Jugend und Schönheit ersetzten reichlich die schönsten und herrlichsten Eigenschaften des Herzens; und das Band, von gegenseitiger Liebe und Hochachtung geflochten, vermochte jetzt selbst Roms ganze geistige Macht nicht sogleich zu zerreissen. Trotz dem, gegen Robert ausgesprochenen Anathema, blieb doch Bertha noch über drei Jahre seine Gemahlin. Aber der Römische Hof, stets mit Strenge wachend über Aufrechthaltung der Disciplin und Satzungen der Kirche, und nicht gewohnt, ein einmal angefangenes Werk unvollendet zu lassen, drohete endlich ganz Frankreich mit dem Bannfluch zu belegen. Jetzt traten bei Robert größere Besorgnisse und höhere Interessen ein. Das Volk begann zu murren, und mit der immer höher steigenden Unzufriedenheit der Nation fing auch Roberts, noch so wenig befestigter

Thron an zu wanken. In Frankreich gab es noch mehrere Fürsten, für die, weil an Territorialmacht dem Robert gleich, oder ihm gar noch überlegen, die Königswürde, obwohl sie ihre Macht nicht vermehrte, dennoch die nämlichen Reitze wie einst für Hugo Capet haben konnte. Bertha selbst erstickte jetzt die Stimme ihres Herzens, und fest entschlossen, dem zeitlichen wie ewigen Heile ihres Gemahls jedes auch noch so schwere Opfer zu bringen, drang sie mit Bitten in ihn, nicht länger gegen ein unerbittliches Schicksal zu kämpfen und in eine Scheidung zu willigen, die eine höhere Macht jetzt so gebieterisch von ihm forderte. Den Vorstellungen der Bischöfe und mehrerer seiner getreuesten Räthe gab der König nun wieder Gehör, und so trennten sich endlich, im Anfange des Jahres Ein Tausend und Zwei, Robert und Bertha auf immer von einander. Letztere behielt jedoch, so lange sie lebte, den Titel einer Königin von Frankreich *).

*) Wir dürfen eine, weil in die meisten neuern französischen wie deutschen Geschichtbücher übergegangene, sich auf Robert und Bertha beziehende Erzählung des frommen und gelehrten, jedoch nicht wenig leichtgläubigen Petrus Damianus hier nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Nach dem Bericht dieses, obgleich erst ungefähr sechzig Jahre später blühenden Cardinals, machte die Excommunication des Königs einen solchen Eindruck nicht blos auf seine Unterthanen, sondern auch auf seine ganze Umgebung, von dem Höchsten bis zu dem Niedrigsten, daß sie alle vor ihm davon liefen, und nur zwei arme Sclavenjungen noch bei dem König blieben, die ihm seine Nahrung zubereiteten, jedoch alles von der Tafel des Königs abgetragene Geschirr sogleich in das Feuer warfen, weil es zum Gebrauch eines Excommunicirten gedient hatte. — Wenn diese Erzählung nur zur Hälfte wahr wäre; so ließe es sich nicht begreifen, wie Robert und Bertha noch ganze drei Jahre in diesem

Zustande völliger Verlassenheit hätten leben mögen. Es wäre unbegreiflich, wie er dabei alle königlichen Functionen hätte verrichten können; und daß er sie verrichtete, dieß beweisen mehrere aus dieser Zeit auf uns gekommene Urkunden. Er ertheilte Privilegien, dotirte auch Kirchen und Klöster, und in den darüber ausgefertigten Urkunden lesen wir noch immer die Namen: Robert und Bertha. — Nicht minder ergibt sich der Werth dieser Damianischen Erzählung aus dem, was der Cardinal noch am Ende hinzuzufügen beliebte, nämlich daß die Königin Bertha, als sie während der Excommunicationszeit in Kindesnöthen kam, eine Geburt zur Welt gebracht, welche den Kopf und Hals einer Gans gehabt habe; wodurch Robert und Bertha so geschreckt worden, daß sie wirklich sich endlich getrennt hätten. — Es verdient bemerkt zu werden, daß es derlei Geschichten von wunderbaren, die Feinde und Verächter der Kirche treffenden göttlichen Strafgerichten eine Menge in dieser Priode, und mehr als in jeder andern gibt. Es scheint, daß die Verfasser eine bestimmte auf den Geist des Jahrhunderts berechnete Absicht dabei hatten. Auf den stolzen, gewaltthätigen, blos ihr Schwert als den ersten und letzten Rechtsgrund betrachtenden, dabei völlig rohen, von der Religion nur den äußersten Saum ihres Gewandes kennenden, daher im höchsten Grade abergläubischen hohen Adel konnten dergleichen schreckhafte Erzählungen immer einen gewünschten Eindruck machen; und da dieser Zweck wirklich erreicht ward, so kann man sie auch als fromme Dichtungen betrachten, und ganz füglich in die Klasse jener vielen Erzählungen setzen, mit denen man auch jetzt noch unartige Kinder, die nicht beten wollen, einzuschüchtern pflegt. — Uebrigens ist es auch eine bekannte Sache, daß in dunkeln und verwirrten Zeitepochen stets eine Menge Dichtungen und Volkssagen sich der historischen Wirklichkeit anzureihen pflegen. Daß Robert und Bertha, in offenbarer Empörung gegen den heiligen Stuhl, den Decreten des Pabstes und des Conciliums sich nicht unterwarfen, drei Jahre lang ein mit dem Bannfluch belastetes Leben fortschleppten, während dieser ganzen Zeit an dem vereinten Gebete der Kirche

nicht den mindesten Antheil hatten, daher gleichsam von einem dichten, dunkeln Dunstkreise umgeben waren, zu dem kein Strahl der göttlichen Gnade einen Zugang finden konnte: dieß alles ist ohne Zweifel zu bedauern, und leider gewiß, daß König Robert, so vieles auch die französischen Geschichtschreiber von seiner Frömmigkeit sprechen, doch noch nicht jene Kraft völliger Selbstbeherrschung erlangt hatte, die, ein Geschenk der Religion, jedoch blos denen zu Theil wird, die auch ganz von dem Geiste derselben, das heißt, vom Geiste Christi und seiner Heiligen durchdrungen sind. Indessen muß man jedoch auch von der andern Seite gestehen, daß, da von den Hindernissen, welche Roberts und Bertha's eheliger Verbindung entgegen standen, heut zu Tage dispensirt werden kann, vielleicht wohl auch schon in dem eilften Jahrhundert hätte dispensirt werden können. Die Sache empfahl sich ja von selbst der Schonung einer liebevollen Mutter. Das ganze Lebensglück eines gütigen, frommen, menschenfreundlichen Königes hing davon ab, eines Monarchen, der noch überdieß manches Verdienst um die Kirche sich erwarb, und der, statt einer sanften liebevollen Lebensgefährtin, wie Bertha ihm gewesen, nun, wie wir sogleich sehen werden, unter einer äußern blendenden Larve einen ihn Tag und Nacht quälenden weiblichen Drachen zur steten Begleiterin auf allen Pfaden seines Lebens erhielt. Aber bei allem können wir doch nicht daran zweifeln, daß die Kirche gewiß ihre sehr guten Gründe zu solcher Strenge gehabt haben mußte. Wir haben schon einigemal bemerkt, daß die Geschichte dieser Periode gröstentheils in einen oft undurchdringlichen Nebel gehüllt ist. Aber eben dadurch wird es auch unmöglich, zu einer klaren Anschauung des Charakters derselben, und besonders der Stufe sittlicher und religiöser Ausbildung der Völker zu gelangen; was doch ganz vorzüglich die einzigen Bedingungen sind, unter welchen beurtheilt werden kann, ob Strenge der Milde oder diese einer unerbittlichen Strenge vorzuziehen war.

5. Um die Krone in seinem Hause zu erhalten, mußte Robert sich auf das neue vermählen. Aber

seine Wahl war nicht glücklich; sie fiel auf eine Tochter Wilhelms des Ersten, Grafen von Provence. Constantia, so hieß dieselbe, war von blendender Schönheit; der jedoch nicht eine gleiche innere Schöne der Seele entsprach. Aber selbst die anziehendsten körperlichen Reitze vermögen nie den völligen Mangel an sittlicher Ausbildung zu ersetzen; und in dem Augenblick, da Robert am Traualtar Constantien die Hand reichte, lud er eine Bürde auf seine Schultern, schwerer und drückender, als sie je noch irgend ein gekrönter Kreuzträger getragen hatte. — Daß Constantia, weil in dem südlichen, wollustathmenden Frankreich geboren, auch die sogenannten Freuden des Lebens als dessen eigentlichen, höchsten Zweck betrachtete; daß sie gleich mit einem ganzen Schwarm von Sängern, Tänzern, Mimen, und einem aus lauter leichtfertigen, lebenslustigen jungen Leuten gebildeten Gefolge aus der Provence nach Paris kam, dort die alte, ehrwürdige Sitteneinfalt aus dem Palaste und von dem Hofe verbannte, und dafür verschwenderische Pracht, Ueppigkeit und geräuschvolle Ergötzungen einführte: dieß möchte vielleicht noch einer der geringsten der Vorwürfe seyn, welche die Geschichte ihr zu machen berechtiget ist *). Aber in Constantiens Charakter waren Herrschsucht und unerträglicher Stolz die bei weitem hervor-

*) Wie jedes Uebel gewöhnlich, wenn auch nur in seinen entferntesten Folgen, etwas Gutes herbeiführt; so soll auch Constantia unter den Franzosen zuerst den Geschmack an der Romanischen Sprache, wie die Liebe und den Sinn für Dichtung geweckt haben, der in der folgenden Periode jenen in so reicher Fülle blühenden poetischen Frühling erzeugte, der nun bald durch der Troubadours liebliche Gesänge auch über das nördliche Frankreich, und alle angrenzenden Länder sich verbreitete.

stechendsten Züge. Um diese zu befriedigen, suchte sie anfänglich durch alle, besonders einem durch Schönheit blendenden Weibe zu Gebote stehenden Künste das Herz ihres Gemahls zu bestricken, und sich gänzlich desselben zu bemächtigen; und als ihr dieses gelungen war, beherrschte sie den gutmüthigen König sein ganzes Leben hindurch mit mehr als tyrannischer Willkühr und Härte. Alles mußte jetzt ihren, stets wechselnden, stets unerträglichen Launen sich fügen, und eine wahre Furie ward sie, sobald sie nur den mindesten Widerstand fand. Als Pfalzgraf Hugo von Beauvais, einer der treuesten Diener, und erster Rath des Königs, sich nicht zum blinden Werkzeuge ihrer selbstsüchtigen Zwecke wollte machen lassen, auch den König seinen Herrn auf die verderblichen Folgen des immer zunehmenden Einflußes seiner herrischen Gemahlin in alle Zweige der Verwaltung aufmerksam gemacht hatte, überfiel eines Tages Constantia mit zwölf kühnen Rittern, die sie aus der Provence mitgebracht hatte, den König und dessen Gefolge auf der Jagd, und ließ den seinem Herrn so treu ergebenen Pfalzgrafen unter den Augen ihres Gemahls ermorden. *)

---

*) Robert that alles nur Mögliche, um den treuen, schuldlosen Diener gegen die Wuth der gekrönten Hekate zu schützen; aber alles war umsonst; und um noch weit verderblichern Folgen vorzubeugen, mußte der gutmüthige König zu diesem unerhörten Frevel seiner Gemahlin schweigen, und die immer drückender werdende Abhängigkeit von seinem bösen Weibe mit Geduld und Ergebung ertragen. — Ohne die historische Treue zu verletzen, dürfen wir jedoch nicht unbemerkt lassen, daß dieser Vorfall von einigen Geschichtschreibern ganz anders erzählt wird. Diesen zu Folge soll Hugo von Beauvais zwar ein seinem Herrn treu ergebener, aber zugleich ziemlich leichtfertiger Mann gewesen seyn, und dem König den Rath ge-

6. Robert liebte den Frieden, mischte sich daher selten in die Kriege der übrigen französischen Herren; und obgleich er keinen Vortheil, auf den er und sein Haus gegründete Ansprüche hatte, aus dem Auge ließ; suchte er doch so viel möglich den Krieg zu vermeiden: griff er aber wirklich zu den Waffen, so standen stets Recht und Gerechtigkeit auf seiner Seite; daher auch in seinen kriegerischen Unternehmungen das Glück gröstentheils seinen Fahnen folgte. Der Erste, der den friedliebenden König zwang, das Schwert zu ziehen, war **Bertha's** Sohn erster Ehe, nämlich Eudes II. Graf von Chartres und Blois. Dieser junge Herr, mit Eroberungs- und Vergrößerungsplanen beschäftiget, wünschte einen festen Ort an der Seine zu haben, der ihm zum Anhalts- und Stützungspunkt seiner fernern Unternehmungen dienen könnte. Die sehr wohl befestigte Stadt Melün schien ihm am besten seinen Absichten zu entsprechen. Aber Roberts Vater, Hugo Capet, hatte Melün dem Grafen Bouchard von Corbeille als Lehen gegeben. Seit dieser Zeit unterhielt dieser stets eine, obgleich nicht sehr zahlreiche Besatzung in Melün, und hatte erst unlängst einen gewißen Edelmann, Namens Gautier, zum Befehlshaber der Festung ernannt. Gautier hatte

---

geben haben, sich weder um den Pabst noch dessen Decrete viel zu bekümmern, die Constantia ohne weiteres nach Hause zu schicken, und die sanfte Bertha wieder zu sich zu nehmen. Constantia, die sich gerade auf einem Besuche bei ihrem Vater befand, erfuhr dieß, eilte mit zwölf Rittern von dem Hofe ihres Vaters zurück, und ließ auf die erzählte Weise den Hugo hinrichten. — Wenn diesem wirklich so ist; so wird es auch sehr begreiflich, daß der König diesen Frevel seiner Gemahlin geduldig hinnehmen mußte.

eine junge, schöne, aber dabei ziemlich leichtsinnige Gattin. Eudes stellte sich sterblich in sie verliebt, und da er jung und schön, und in den Künsten der Verführung nicht ungeübt war, fand er bei der Dame bald sehr geneigtes Gehör. Beide Verliebten wußten nun, mittels einer sehr ansehnlichen Summe Geldes, den Gautier zu bethören, daß er die Stadt an den Grafen von Blois verrieth. Natürlicher Weise klagte jetzt Bouchard bei dem König seinem Lehensherrn, und die Erhaltung seines königlichen Ansehens machte es nun Robert zur Pflicht, das zu thun, was er schon als bloser Graf von Paris und Orleans zu thun verbunden gewesen wäre. Des Königs Streitkräfte waren jedoch jenen des mächtigen Grafen nicht überlegen, konnten demnach auch ihm den gewißen Erfolg seiner Unternehmung nicht verbürgen. Aber Robert, auf diese und ähnliche Vorfälle schon vorbereitet, hatte seit seiner Thronbesteigung auf alle mögliche Weise den mächtigen Herzog Richard von der Normandie sich zu verbinden, und zum Freunde zu machen gewußt. Richard schickte also jetzt dem Könige zahlreiche Schaaren seiner besten Krieger zu Hülfe. — Dem mit den tapfern Normännern vereinten königlichen Heere vermochte nun auch seiner Seits der Graf von Blois nicht im offenem Felde zu widerstehen. Die Verbündeten rückten demnach unverzüglich vor die Mauern von Melün. Der Widerstand der Belagerten war äußerst hartnäckig; aber desto heftiger und häufiger waren auch die Angriffe der Belagerer. Tag und Nacht ward die Stadt mit allen, damals üblichen Kriegsmaschinen geängstiget, und als endlich ein Theil der Mauern einstürzte, ward Melün gezwungen sich dem Könige zu ergeben. Der junge Graf Eudes hatte das Glück, vier und zwanzig Stunden vor der Uebergabe der Stadt, aus derselben zu ent-

fliehen. Aber Gautier und sein Weib wurden gefangen, beide zum Strang verurtheilt, und an einem auf einer Anhöhe der Stadt gegenüber errichteten Galgen aufgehangen.

7. Gefahrvoller, aber auch ruhmvoller und von größerm Gewinn für Robert waren dessen Feldzüge gegen Otto Wilhelm, Grafen von Burgund.*) — Heinrich, Bruder Hugo Capets und Herzog von dem französischen Burgund, war gestorben. Nur einen einzigen Sohn hinterließ er. Dieser war jedoch außer der Ehe gezeugt, konnte also auf das Herzogthum keinen Anspruch machen, und hatte schon von seinem Vater, zu dessen Lebzeiten, die nicht zu dem Herzogthum gehörende Grafschaft Beaume zu seinem Erbtheil erhalten. Offenbar war also der Neffe des Verstorbenen, Robert, der einzige rechtmäßige Erbe des französischen Burgunds; ohne noch zu erwähnen, daß ihm als König von Frankreich das Herzogthum jetzt als ein Kronlehen anheimfiel. Aber des verstorbenen Herzogs Gemahlin Gerberga hatte aus ihrer ersten Ehe mit König Adalbert von Italien einen Sohn, Namens Otto Wilhelm. Dieser behauptete jetzt, Heinrich habe ihn kurz vor seinem Tode an Kindes Statt angenommen, schloß mit dem Grafen von Nevers, mit dem Bischofe Bruno von Langres, und endlich mit Roberts ärgstem Feinde, nämlich mit Bertha's Sohne, dem Grafen von Blois und Chartres ein Bündniß, besetzte beinahe alle festen Plätze Burgunds und nahm bald darauf von dem ganzen Herzogthum Besitz. Feierlich protestirte Robert gegen dieses Verfahren, sandte auch einen Herold an die Bur-

*) Man hieß damals die Grafschaft Burgund, was heute zu Tage die Franche-Comté genannt wird.

gundischen Stände, und ließ sie auffordern, ihm als ihrem Herrn zu huldigen, und den Eid der Treue zu schwören. Natürlicher Weise wiesen die Burgunder diese Forderung zurück; denn wie hätten sie sich jetzt dem Könige unterwerfen können, da alle ihre festen Städte, Burgen und Schlösser schon in den Händen Otto Wilhelms waren? — Robert war also gezwungen, seine Ansprüche auf Burgund mit den Waffen in der Hand geltend zu machen, und damit er dieß thun konnte, ließ sein treuer Freund, Herzog Richard von der Normandie, abermals ein Heer von zwei und zwanzig Tausend Mann zu den königlichen Truppen stoßen. An der Spitze einer so ansehnlichen Kriegsmacht hoffte Robert alle Burgundischen Herren sich schnell zu unterwerfen. Diesen Hoffnungen entsprach jedoch keinesweges der Erfolg. Der erste Feldzug (1005) lief völlig fruchtlos ab, und die lange Belagerung von Auxerre und die nicht sehr ehrenvolle Aufhebung eben dieser Belagerung waren Roberts einzige Waffenthaten in demselben. Etwas glücklicher war der zweite Feldzug. Nach einer abermaligen sehr langen Belagerung mußte Auxerre seine Thore dem Sieger öffnen. Die Stadt Sens ergab sich zu Folge einer mit den Einwohnern geschlossenen, denselben sehr günstigen Capitulation; und die kleine, schlecht befestigte Stadt Avalon ward, obgleich erst nach einer dreimonatlichen Belagerung, durch den plötzlichen Einsturz ihrer alten, völlig verwitterten und baufälligen Mauern zur Uebergabe gezwungen *). Aber der Besitz dieser

*) Als die Belagerung schon beinahe drei Monate gedauert hatte, ritt der König, um die Stärke der Mauern noch einmal zu recognosciren, gerade um dieselben herum, als der Einsturz eines Theiles derselben erfolgte. Sogleich schrie nun alles: Mirakel,

drei Städte machte jedoch Robert noch lange nicht zum Herrn von Burgund. Der Krieg dauerte noch drei Jahre ununterbrochen fort; wahrscheinlich lange Zeit mit wechselndem Erfolge. Von den verschiedenen Ereignissen in demselben wissen wir durchaus nichts; denn die darüber in den Chroniken enthaltenen Berichte sind so voll Widersprüchen und so verwirrt und dunkel vorgetragen, daß man sich von nichts auch nur eine halb klare Vorstellung machen könnte. Blos das Endresultat dieses Krieges ist bekannt. Die Burgunder nämlich, nachdem sie fünf Jahre hatten sehen müssen, wie ihr Land abwechselnd von Freund und Feind, in die Länge und die Breite verwüstet ward, waren endlich so klug, dem Stärkern, nämlich dem König Robert, sich zu unterwerfen, worauf der, schon bis hinter die Seine getriebene Otto Wilhelm gezwungen ward, sich mit seiner Grafschaft Burgund auch noch ferner zu begnügen. — Leider vereinte Robert das schöne Herzogthum nicht mit der Krone, sondern gab es seinem zweiten Sohne Heinrich, der, als er nach dem Tode seines ältern Bruders Hugo vom Vater zum Mitregenten ernannt ward, es seinem jüngern Bruder Robert abtrat. Dieser Robert ward der Stammvater der ersten königlichen Linie der Herzoge von Burgund, die beinahe 360 Jahre blühete. Als sie im Jahre

---

Mirakel! und die bei dem Heere anwesenden Bischöfe und Prälaten, der Geschichte des alten Bundes nicht unkundig, nannten nun den König einen andern Josua, bei dessen blosen Anblicke schon die Mauern des zweiten Jericho von selbst eingestürzt wären. — Avalons Einwohner mußten jedoch während der Belagerung den König schwer beleidiget haben; denn nach der Einnahme der Stadt ließ der sonst zum Verzeihen so geneigte Robert Einige aufhängen, und sehr viele des Landes verweisen.

1361 erlosch, vereinte König Johann das Herzogthum wieder mit der Krone, gab es aber bald darauf seinem vierten Sohne, Philipp dem Kühnen zum Lehen. Dieser ward nun der Gründer der zweiten Linie von Burgund, die aber schon im Jahre 1477 sich mit Carl dem Kühnen endigte.

8. Zur Zeit König Roberts ward Frankreich, was seit vielen Jahren nicht mehr geschehen war, mit einem neuen Einfall der Normänner bedrohet, und schon hatten die Streitigkeiten zwischen dem Herzog von der Normandie und dem unruhigen Grafen von Blois und Chartres ein zahlreiches Heer heidnischer Dänen nach Bretagne geführt. Der Ursprung des schon seit mehreren Jahren zwischen dem Herzog Richard nnd dem Grafen von Blois dauernden Krieges war folgender. Eudes II., Graf von Blois, hatte eine Schwester Richards zur Gemahlin. Aber Mathilde, so hieß dieselbe, starb leider in der Blüthe ihrer Jahre, und da sie keine Kinder hinterließ, so behauptete Herzog Richard, daß die, seiner Schwester zum Brautschatz mitgegebene, sehr bedeutende Grafschaft Dreux wieder an ihn zurückfallen müsse. Dazu hatte jedoch der Graf von Blois keine Lust. An Macht waren beide Herren einander beinahe gleich, und was allenfalls dem Letztern noch daran gebrach, wußte er durch staatskluge Bündnisse doppelt und dreifach zu ersetzen. Richard erbauete an den Ufern des Flußes Aure eine feste Burg, und die starke Besatzung, die er hinein legte, streifte nun öfters bis vor die Thore von Dreux, der Hauptstadt der Grafschaft, und dabei ungemein befestigt. Das ganze dazu gehörende Gebiet ward nun, wie es sich von selbst versteht, nichts weniger als sehr geschont. Der Graf von Blois wollte nun die ihm und der Stadt Dreux so

lästige Burg überrumpeln, ward aber selbst auf dem Marsche dahin überfallen und geschlagen. Dieß entmuthigte jedoch nicht den tapfern Eudes. Im Gegentheil ward der Kampf jetzt erst recht lebhaft von beiden Seiten mit einer immer höher steigenden Erbitterung geführt, und der Graf von Blois wußte nach und nach so viele andere Herren in sein Bündniß zu ziehen und dem Herzog so viele Feinde zu erregen, daß Richard wirklich fürchten mußte, am Ende seinem Gegner völlig zu unterliegen. In dieser Bedrängniß wendete er sich an seine alten Landsleute, die Dänen, und unter zwei Anführern oder Königen, Namens Olav und Lankmann, landete nun ein über vierzig tausend Mann starkes dänisches Heer auf den Küsten von Bretagne; und daß sie noch die alten Normänner waren, dieß bewiesen sie sogleich dadurch, daß sie die ihrem Freunde und Bundesgenossen gehörige Stadt Dole überfielen, plünderten und zur Hälfte verbrannten. Die Kunde von der Landung eines Heeres heidnischer Normänner auf Frankreichs Küsten verbreitete überall Schrecken und Bestürzung. Nur allzu traurige Rückerinnerungen knüpften sich schon an den bloßen Namen dieser Barbaren. Die größten Besorgniße zeigte König Robert. Ihm bangte, daß auch nach Beendigung des Krieges zwischen Richard und Eudes, die Normänner, von Raubsucht getrieben, immer weiter, und endlich in das Herz von Frankreich vordringen, die Hälfte des Reiches zum Schauplatz ihrer Verheerungen machen und allen ehemaligen Greuel blutiger Verwüstung wiederholen würden. Um den französischen Boden so bald als möglich von diesen gefürchteten Gästen zu befreien, bot Robert sich den beiden mit einander Krieg führenden französischen Herren zum Mittler an. Richard, der seiner Landsleute schon wieder überdrüßig war, und

Eudes, der einem Besuche derselben in seinen Staaten ängstlich entgegen sah, nahmen mit der größten Bereitwilligkeit die ihnen angebotene Vermittelung an, und König Robert betrug sich bei diesem Geschäfte mit so viel Klugheit und Würde, daß schon nach wenigen Tagen der Friede zu Stande kam. Die Grafschaft Dreux fiel an den Herzog von der Normandie zurück, aber die Stadt und Festung gleichen Namens blieb dem Grafen von Blois. Sobald der Friede geschlossen und von beiden Seiten ratificirt war, bedeutete man den Normännern, daß, da der Herzog jetzt ihrer Hülfe nicht mehr bedürfe, sie die Wahl hätten, entweder friedlich wieder zurückzusegeln, oder zu sehen, wie ganz Frankreich mit vereinter Macht sich gegen sie erheben würde. Da man dieses Dilemma noch mit einem sehr bedeutenden Geschenke an Geld, wozu König Robert das Meiste beitrug, unterstützte, so wählten die Normänner das Erstere; und einer der beiden dänischen Könige, nämlich Olav, ließ, bevor er Frankreichs Küste verließ, sich taufen. Nach erhaltener heiliger Taufe nahm er den Namen Robert an (1018).

9. Constantia hatte ihrem Gemahle drei Söhne geboren, Hugo, Heinrich und Robert. Aber eine eben so lieblose Mutter als unfreundliche Gattin, warf Constantia, sobald ihre Söhne zu Jünglingen gereift waren, sogleich zwischen diese und deren Vater eine neue, die Tage des Letztern nur noch mehr verbitternde Fackel der Zwietracht und des gegenseitigen Mißtrauens. Der Aelteste, Hugo, war ein ausgezeichnet trefflicher Prinz, und alle gleichzeitigen oder bald darauf folgenden Geschichtschreiber*) geben

*) In dem Recueil des Historiens des Gaules et de la France findet man im 10. Bande von einem

uns von den seltenen Eigenschaften seines Geistes wie seines Herzens ganz ungemein hohe Begriffe. Als er das fünfzehnte oder sechzehnte Jahr erreicht hatte, ernannte ihn Robert gegen den Rath aller verständigen Männer zum Mitregenten, und ließ ihn zu Compiegne zum König salben und krönen. Der Umfang von Roberts Staaten war wahrhaftig nicht so groß, daß er sie nicht sämmtlich ganz allein, und zwar mit einer Alles überwaltenden Thätigkeit hätte überschauen können *). Hugo's Krönung war

unbekannten Verfasser eine Chronik, die von dem Prinzen Hugo sagt: „Qui propter nimium decorem corporis et morum vocatus est Flos juvenum."

*) Die ersten Capetinger besaßen eigentlich Nichts, als das von allen Seiten durch die Besitzungen der mächtigen Grafen von Blois und Champagne eingeengte Herzogthum Franzien. Die Acquisition des französischen Burgunds hatte dem König, ausser dem leeren Titel eines Herzogs von Burgund, keine weiteren Vortheile gebracht. Mit Flandern stand Robert nur in äußerst schwacher Berührung, und in dem mittägigen Frankreich, wie jenseits der Loire, war kaum der Name des Königs bekannt. — Wegen der Größe des Umfanges seiner Staaten hätte also Robert gewiß keines Gehülfen bedurft. Aber als er jetzt seinen Sohn Hugo krönen ließ, war es ihm bloß darum zu thun, die königliche Würde seinem Hause zu erhalten; denn, wenn gleich der die Krone Frankreichs umgebende Glanz jetzt beinahe erloschen war, so konnte doch selbst dieser matte Schimmer noch manche andere, den Capetingern an Macht gleiche, französische Herren reitzen, nach dem Tode des Königs die Hand darnach auszustrecken, welches jedoch nicht wohl geschehen konnte, wenn schon zu Lebzeiten des Monarchen dessen Nachfolger gekrönt, von den meisten französischen Reichsfürsten, wie von den auswärtigen Mächten, besonders von Rom, als König von Frankreich anerkannt war. Auch war die Salbung damals von ganz ungemein hoher Bedeutung; sie

bloß das Werk der Constantia, jedoch nicht aus Liebe zu dem Sohne, sondern blos um für die Dauer ihres Regiments dadurch eine neue Bürgschaft zu erhalten, und im Falle, daß ihr Gemahl stürbe, unter dem Namen ihres Sohnes fortherrschen zu können. Aber aus diesem süßen Traume ward sie bald sehr unsanft geweckt. So wie Hugo an Jahren fortschritt, zu immer reiferm Gefühl und Bewußtseyn seiner Kraft kam, foderte er auch einen thätigern Antheil an der Regierung, wollte Constantiens weiblichen Launen sich nicht länger unterwerfen, suchte im Gegentheil ihren Einfluß immer mehr und mehr zu schwächen. Dadurch zog er sich nun den Haß seiner Mutter zu, und da der in Allem, was seine Familie und seinen Hof betraf, äußerst schwache, von seiner Gemahlin unumschränkt beherrschte Robert auch hierin sich ihrem Willen fügen mußte, so ward der junge König nun bei jeder Gelegenheit so sehr gekränkt, zurückgesetzt und unterdrückt, daß er endlich heimlich aus dem Palaste entwich, eine Anzahl Unzufriedener, besonders Leute seines Alters

---

warf auf die Person des Gesalbten einen Reflex von Heiligkeit und Majestät, und war die erste und vorzüglichste Bedingung der königlichen Würde. — Robert ist also keineswegs zu tadeln, daß er, so enge auch sein dermalen noch ganz kleines Reich begrenzt war, doch seinen Thron so frühzeitig mit seinem Sohne theilte; besonders wenn er, was wir freilich nicht wissen können, damals schon ahnete, daß die königliche Würde, die er seinem Hause zu erhalten suchte, weil offenbar einer immer größern Entwickelung und Erweiterung fähig, auch ganz gewiß im Laufe der Zeit sich nach und nach wieder zu ihrer ersten primitiven Bedeutung erheben würde. Was auch, wie wir in der Folge sehen werden, wirklich geschah, und zwar bevor noch ein ganzes volles Jahrhundert verflossen war.

um sich sammelte, und die Güter und Maierhöfe des Königes wie der Königin zu plündern anfing. Gleich einem fahrenden Ritter irrte Hugo einige Zeit unstät umher, und lebte, wie man damals zu sagen pflegte, vom Steigbügel, das heißt, er raubte und plünderte, wo er es ungestraft thun zu können glaubte. Als er aber endlich mit seinen Gesellen auch in die Provinz Perche einbrach, ging ihm Wilhelm, Graf von Perche entgegen, zerstreute Hugo's Schaar und nahm ihn selbst gefangen. Dieser Unfall führte den jungen König zu einigen ernsten Betrachtungen. Er bereuete den gethanen unbesonnenen Schritt, wünschte mit seinem Vater sich wieder auszusöhnen, und da der Bischof Fulbert von Chartres als Vermittler auftrat, so kam die Versöhnung auch bald zu Stande. — Von jetzt an machte Hugo seinen königlichen Eltern nicht mehr den mindesten Verdruß, schmiegte sich, gleich seinem Vater, geduldig unter das Joch seiner herrschsüchtigen Mutter, und bediente sich des wenigen Einflusses, den er am Hofe hatte, blos dazu, um alle Hülfsbedürftigen bei dem König und der Königin zu vertreten, und so viel es von ihm abhing, fremde Leiden zu lindern. Nach Rudolph Glaber und auch Hellgaud waren alle Tugenden eines Christen, eines Königs und Menschenfreundes in Hugo vereint. Der Ruf von dem, mit einer ungemein schönen, ritterlichen Gestalt verbundenen Eigenschaften dieses Prinzen, drang sogar über die Alpen, und der größte Theil der Italiänischen Reichsstände bot ihm Italiens Krone an. Als nämlich mit dem Tode Kaiser Heinrichs des Zweiten das Ottonische Haus erlosch, glaubten sich die Italiäner von aller Verbindlichkeit gegen Heinrichs Nachfolger im deutschen Reiche gelößt, mithin in dem Recht, sich selbst einen König zu wählen, ordneten daher Gesandten nach

Frankreich, welche den König Robert, oder, wenn dieser sich in Jahren schon zu weit vorgerückt fühlen sollte, dessen Sohn Hugo einluden, über die Alpen zu kommen und als König über Italien zu herrschen. Aber die Lehren einer noch ganz jungen Vergangenheit waren weder an Robert noch Hugo unbeachtet vorübergegangen. Sie kannten den unzuverläßigen, wandelbaren Geist der Italiäner, kannten vielleicht auch schon den großartigen, wahrhaft heldenartigen Charakter des, Heinrich dem Zweiten von den Deutschen zum Nachfolger gewählten Conrads des Saliers, und lehnten daher sehr freundlich und verbindlich das ihnen angetragene gefahrvolle Geschenk von sich ab.

10. Die Italiänischen Abgeordneten wandten sich nun an Wilhelm, Grafen von Poitiers und Herzog von Aquitanien. Dieser, geblendet durch den Schimmer einer Königskrone, nahm den Antrag an, und ging, um von der Bereitwilligkeit wie von den Kräften der ihm ergebenen Italiänischen Fürsten sich zu überzeugen, als Pilger verkleidet nach Italien. Wie es scheint, muß er das gewagte Unternehmen ausführbar gefunden haben; denn nach seiner Rückkehr nach Aquitanien ließ er seinen Sohn, der ebenfalls Wilhelm hieß, an der Spitze eines bedeutenden Heeres nach den Alpen aufbrechen, jedoch mit der Weisung, an dem Fuße derselben halt zu machen, bis noch über verschiedene Bedingungen, die er seinen Anhängern in Italien gemacht, nähere Kunde eingetroffen, er selbst auch noch mit einer nicht minder bedeutenden Verstärkung zu ihm gestoßen seyn würde. Aber nun war der thätige deutsche König Conrad ihm schon zuvorgekommen und mit einem Heere in Italien eingerückt. Der erste und angesehenste Italiänische Kirchenfürst, nämlich

der Erzbischof von Mailand, hatte sich für Conrad erklärt, und brachte es durch seine und seiner zahlreichen Anhänger Bemühungen bald dahin, daß alle Bischöfe und weltliche Herren, welche Wilhelm für sein Interesse gewonnen zu haben glaubte, wieder von ihm abfielen und sich auf die Seite Conrads stellten; und da nun auch noch der Pabst Johann der neunzehnte Conrad als König von Italien anerkannte, so gab Wilhelm sein Unternehmen auf, und war nun um nichts so sehr besorgt, als daß, wie es sich aus einem von ihm an den Markgrafen Manfred geschriebenen Briefe ergibt, seine vorübergehenden Ansprüche auf die Italiänische Krone für die ganze Welt ein Geheimniß bleiben möchten. — Während Conrad beinahe ausschließlich mit Italien beschäftiget schien, wollte Robert einen Versuch machen, Lotharingen wieder mit seinen Domainen zu vereinigen. Es war ihm gelungen, durch geheimes Einverständniß mit einigen Lotharingischen Herren Unruhen in dem Lande zu erregen. Diese wollte er zu seinem Vortheile benutzen, ließ an alle seine Untervasallen ein allgemeines Aufgebot ergehen und zog mit einem ziemlich zahlreichen Heere nach Lotharingen. Aber auch dieser Plan scheiterte an des deutschen Conrads Klugheit und Thätigkeit. Als Robert in Lotharingen ankam, war das Land schon wieder völlig beruhiget. Kein Lotharingischer Vasall wollte von dem französischen Könige etwas wissen noch hören, und völlig unverrichteter Dinge mußte der gute Fürst, der nun wohl einsah, wie sehr man ihn getäuscht hatte, mit seinem Heere wieder nach Hause gehen.

11. Aber schmerzhafter, als der mißlungene Versuch auf Lotharingen, war für das Herz des Königes der Verlust seines Sohnes Hugo (1026). Zu frühe ward dieser edle junge Monarch der

Menschheit entrissen. Zu den größten Hoffnungen berechtigend, starb er in der Blüthe seines Lebens, kaum noch acht und zwanzig Jahre alt. Nicht nur der König und dessen Umgebung weinten an Hugo's Grabe, sondern der Tod des edeln Prinzen warf in Wahrheit über ganz Frankreich einen Trauerflor. Da man ihn, so lange er lebte, überall mit Liebe verehrte, so gaben ihm nach seinem Tode die Franzosen, obgleich ziemlich lächerlich, den Beinamen: der Große.

12. Aus denselben Gründen, welche den König vor neun Jahren bewogen hatten, seinen ältesten Sohn Hugo zum Mitregenten zu ernennen, wollte er jetzt mit Uebergehung des Eudes, der, krank an Körper und Geist, offenbar zum Regieren unfähig war, seinem dritten Sohne Heinrich die Königskrone aufsetzen. Leider war Heinrich bei seiner Mutter nichts weniger als sehr beliebt. Constantiens ganzes Herz hing an ihrem jüngsten Sohn Robert, und nun ihren Gemahl Tag und Nacht quälend, bediente sie sich nicht blos ihrer gewöhnlichen, nur ihr eigenen Künste, sondern auch des Einflusses einiger Bischöfe, um ihrem Liebling Robert die Krone zu verschaffen. Ihren Sohn Heinrich verläumdete sie nicht nur auf alle Weise bei seinem Vater, sondern sprach auch, wo nur immer die Rede von ihm war, selbst in Gegenwart der Bischöfe und des ganzen Hofes mit der größten Verachtung von ihm, nannte ihn einen äußerst beschränkten Kopf, einen tückischen, unwissenden, trägen und verweichlichten Jungen, der zu nichts, am wenigsten zum Regieren tauge. Selbst Bischöfe stimmten ihr bei. — Alle diese öffentlichen und geheimen Umtriebe vermochten jedoch nicht, den König in seinem Entschlusse wankend zu machen. Als Constantia sah,

daß ihr Eigensinn dießmal der Festigkeit ihres Gemahles weichen müße, schlug die Verschmitzte einen andern Weg ein. Sie drang nämlich jetzt in den König, daß er bei seinen Lebzeiten weder den Einen noch den Andern der beiden Söhne sollte krönen lassen. Das leicht aufzulößende Räthsel dieses ihres veränderten Betragens bestand darin, daß Constantia mit Zuversicht hoffte, sie würde nach dem Tode ihres Gemahles auf die Wahl seines Nachfolgers ungleich größern Einfluß haben, als jetzt, mithin es ihr alsdann ein leichtes sey, den Robert, den Gegenstand ihrer Affenliebe, auf den Thron zu erheben. Von den weltlichen Herren, die bisher an dem, den König und die Königin von einander trennenden Zwist wegen der Wahl eines Nachfolgers nicht den mindesten Antheil genommen hatten, traten jetzt Viele dem Vorschlag der Königin bei. Aber, ermuntert durch den Bischof Fulbert von Chartres, der ganz allein die Sache Heinrichs mit vieler Wärme vertheidiget hatte, zeigte jetzt Robert, und zwar zum erstenmale in seinem Leben, daß er nicht blos zu Paris und Orleans, sondern auch in seinem eigenen Palaste und in dem Kreise seiner Familie Herr und König sey. Er berief eine Fürstenversammlung nach Rheims, und ließ dort am ersten Pfingstfeste des Jahres Ein tausend und sieben und zwanzig seinen Sohn Heinrich zum König salben und krönen. Wie es scheint, war jedoch die Ceremonie nicht sehr prachtvoll; denn von den geistlichen Herren waren, außer dem Erzbischof von Rheims, nur acht Bischöfe gegenwärtig, und von den weltlichen Fürsten wohnten dem Krönungsfeste nur zwei Grafen bei, nämlich Eudes, der mächtige Graf von Blois, und der an Macht auf gleicher Linie mit ihm stehende Graf Wilhelm von Poitiers, die beide jedoch nicht eher an den Hof gekommen waren, als

bis sie erfahren hatten, daß die Königin nachgegeben habe und die Sache nun entschieden sey.

13. Dasselbe Schicksal, was einst dem Hugo zu Theil ward, war nun auch das Loos des jungen Königs Heinrich. Von jedem Antheil an der Regierung ausgeschlossen, überall zurückgesetzt, mit Geringschätzung behandelt, ohne alles Ansehen an dem Hofe seines Vaters, ward seine neue Würde für ihn eine immer unerträglicher werdende, alle seine Gefühle jeden Augenblick schmerzhaft verletzende Bürde. Constantia, noch nicht zufrieden Heinrich auf alle Weise zu demüthigen, wollte, um ihn noch mehr zu quälen, nun auch noch dessen jüngsten Bruder Robert, ihren Liebling, zum Werkzeuge ihrer Rache machen. Aber Robert war eine junge edle Seele. Auch er empfand tief die seinem Bruder täglich zugefügten Beleidigungen. Seiner Mutter machte er daher einige sehr dringende, obgleich im höchsten Grade ehrerbietige Vorstellungen; und als diese fruchtlos blieben, schloß er sich fest seinem Bruder an, ward dessen treuester Rath und Freund, und das schönste brüderliche Band umschloß nun auf immer Heinrich und Robert. Sobald Constantia dieß bemerkte, haßte sie den Robert beinahe noch mehr als den Heinrich, und ihr ganzes Sinnen und Streben ging nun dahin, den beiden Prinzen ihr Leben so sehr wie möglich zu verbittern. Ruhig ertrugen Heinrich und Robert ein ganzes Jahr die Verfolgungen ihrer Mutter. Ihre Geduld ward jedoch endlich erschöpft. Was vor neun Jahren Hugo gethan hatte, thaten sie nun ebenfalls, und fest entschlossen einen entscheidenden Schritt zu thun, verließen sie, ohne Wissen des Königes und der Königin, den Hof und die Stadt Paris. Weit ernsthafter und besser berechnet, als Hugo's

ehemalige unbedeutende Schilderhebung, war das Unternehmen Heinrichs und Roberts. Eine förmliche Empörung nahete sich jetzt ihrem Ausbruch, und ein nothwendig sich bald weiter verzweigender, vielleicht gar den Sturz des Capetingischen Hauses herbeiführender bürgerlicher Krieg bedrohete auf das neue die innere Ruhe Frankreichs. Allem Anscheine nach hatte sich indessen die Zahl der Unzufriedenen bedeutend vermehrt; denn in kurzer Zeit folgte ein ziemlich zahlreiches Heer dem Panier der beiden Prinzen. Sie theilten dasselbe. Heinrich fiel mit einem Theile desselben in das Gebiet von Orleans, besetzte mehrere Städte, und unter diesen auch die sehr feste Stadt Nevers. Mit dem andern Heerhaufen drang Robert in das Herzogthum Burgund, eroberte die Grenzfeste Avalon und besetzte Beaune. — So schwer es auch dem alten Könige fiel, so sah er sich jetzt doch gezwungen, an der Spitze eines Heeres gegen seine eigenen Söhne zu ziehen: traurige Folgen des Eigensinnes und der leidenschaftlichen Herrschsucht eines unverständigen Weibes! — Als der König mit seinem Heere nach Dijon kam, besuchte er dort, um einige Worte des Trostes zu vernehmen, den im Rufe der Heiligkeit stehenden Abt des Klosters zum heiligen Benignus. Dieser erinnerte ihn, daß er in seiner Jugend einst auf die nämliche Weise gegen seinen Vater und seine Mutter, die Königin, sich versündiget habe. Er ermahnte ihn, den Verdruß, den seine eigenen Söhne ihm jetzt machten, als eine göttliche Züchtigung mit Geduld und Ergebung in den Willen Gottes zu ertragen, und mehr auf dem Wege der Milde und Schonung, als durch Waffengewalt, seine Söhne wieder zu ihrer Pflicht zurückzuführen*). Der König

*) Diese Worte des frommen Abtes sind die einzige

versprach dem frommen Abt, dessen Rath zu befolgen. Heinrich und Robert hatten indessen ihre Streitkräfte vereint und erwarteten mit Sehnsucht den Tag einer entscheidenden Schlacht. Aber der König sandte Boten des Friedens zu ihnen, und stellte ihnen ihr Unrecht und dessen verderbliche Folgen so lebhaft, und in so rührenden, väterlich zärtlichen Ausdrücken vor, daß ihnen die Waffen gleichsam von selbst aus den Händen fielen. Heinrich und Robert wünschten eine persönliche Zusammenkunft mit dem König. Diese ward ihnen bewilliget, und alle drei begaben sich unverzüglich an den dazu bestimmten Ort. Aber statt jetzt lange mit einander zu hadern, umarmten sich Vater und Söhne auf das zärtlichste; und so kam nun in wenigen Stunden eine vollkommene, von beiden Seiten aufrichtige und herzliche Aussöhnung zu Stande. Da Heinrich und Robert nun nichts mehr von den Intriguen und Umtrieben ihrer Mutter zu befürchten hatten, so entließen sie augenblicklich alle ihre Schaaren; sie selbst aber blieben in dem Lager ihres Vaters. — Da der König jetzt mit einem Heere auf den Grenzen von

---

Quelle, aus der wir wissen, daß zwischen Hugo Capet und seinem Sohne Robert zu irgend einer Zeit eine bedeutende Spaltung statt gehabt haben muß. Was es aber war, und ob Roberts Unzufriedenheit endlich in eine förmliche Empörung ausgebrochen sey, dieß wissen wir nicht. Das Letztere ist nicht wahrscheinlich; denn erstens lag es gar nicht in Roberts weichem, gutmüthigem und nachgiebigem Charakter, daß er gegen seinen Vater sogar die Waffen hätte ergreifen sollen, und zweitens würden in diesem Falle doch gewiß die Chroniker wenigstens einige Erwähnung davon gemacht haben. Vielleicht war es blos ein häuslicher Verdruß, den allenfalls Robert in noch nicht ganz reifem Alter seinen Eltern gemacht haben könnte.

Burgund stand, so beschloß er einige minder mächtige, jedoch nicht weniger unruhige Burgundische Herren zu züchtigen. Diese hatten seit einiger Zeit mehrere, auf Anhöhen liegende feste Raubschlösser erbaut, aus denen sie, weil in unaufhörlichen Fehden mit einander liegend, nicht nur sich gegenseitig, sondern auch die ganze umherliegende Gegend ängstigten und brandschatzten. Der König griff jetzt diese, ohne seine Genehmigung erbauten Burgen an, eroberte sie sämmtlich, und ließ sie dem Erdboden gleich machen. Dieser Akt strenger Gerechtigkeit hob wieder in etwas das königliche Ansehen in Burgund, war aber auch der letzte in dem Leben König Roberts. Schon im folgenden Jahre, Ein tausend und ein und dreißig, starb er zu Melün im sechzigsten Jahre seines Alters nach einer sieben und dreißigjährigen größtentheils friedlichen Regierung*).

14. Grenzenlose Gutmüthigkeit war der Hauptzug in Roberts Charakter. Diese ging bisweilen so weit, daß man nicht selten den gütigen Monarchen da der Schwäche beschuldigte, wo er blos dem Zuge seines edeln Herzens gefolgt war. Hugo Capet hatte seinem Sohne eine treffliche Erziehung gegeben. In allen Wissenschaften und Künsten, die man damals auf den Schulen lehrte, war Robert gründlich unterrichtet, auch der berühmte Gerbert ebenfalls eine Zeitlang sein Lehrer gewesen; und obgleich die Natur ihn nicht gerade mit ganz vorzüglichen geistigen Gaben geschmückt hatte, so ersetzte er doch so ziemlich durch seinen Fleiß, was ihm an natürlicher An-

*) Zählt man jedoch Roberts Regierungsjahre von dem Augenblicke an, wo er von seinem Vater Hugo Capet zum Mitregenten ernannt worden, so hatte er 45 Jahre regiert.

lage gebrach. Der lateinischen Sprache vollkommen mächtig, liebte er ganz vorzüglich die alten Römischen Dichter. Ueberhaupt hatte nichts größern Reiz für ihn, als Poesie und poetische Arbeiten. Da, wie wir schon bemerkt, seine königlichen Verrichtungen ihm noch Zeit und Muße genug dazu ließen, so übte er sich sehr oft und sehr gerne in kleinen Dichtungen, verfertigte nach und nach eine Menge heiliger Lieder, Oden, Hymnen, Antiphonen, auch viele, wahrhaft salbungsvolle, weil seinem frommen Herzen entquollene Gebete; und da er auch der Tonkunst nicht unkundig war, so pflegte er seine frommen Lieder gewöhnlich auch zum Gesang sogleich in Noten zu setzen. Mehrere derselben legte er, als er einige Jahre nach seiner Vermählung mit Constantia nach Rom reißte, auf dem Altare des heiligen Petrus nieder, und wirklich wurden die damals in der Kirche üblichen Gesänge und Gebete durch einige, von König Robert von Frankreich verfertigte, vermehrt. Als Constantia ihren Gemahl öfters mit dergleichen Arbeiten beschäftiget sah, fiel sie auf den Gedanken, auch ein von ihm auf sie verfertigtes Lobgedicht zu sehen. Robert, der nicht viel Gutes von ihr zu sagen wußte, suchte, so gut er konnte, sich zu entschuldigen. Da aber Constantia das, was eine ihrer vielen Launen einmal gefaßt hatte, sobald nicht wieder losließ; so mußte der gute König, um Ruhe zu haben, auch wieder nachgeben. Er verfertigte nun die bekannte liebliche Hymne: „O, *Constantia* martyrum etc.“ Als jetzt seine Gemahlin ihren Namen Constantia las, glaubte sie wirklich, es sey ein auf sie gerichtetes Lobgedicht, dankte freundlichst dafür ihrem Gemahl, und dem gekrönten Dichter ward nun der süße Lohn, doch einmal wenigstens vier und zwanzig Stunden an der Seite seines weiblichen Plagegeistes ruhig

verleben zu können: ein Glück, das bekanntlich ihm nicht sehr oft zu Theil ward.

15. Von Roberts, nur ihm eigener, ungemein gütiger und menschenfreundlicher Denk- und Handlungsweise, hat uns sein Lebensbeschreiber und Zeitgenosse, der Mönch Hellgaud, eine Menge Züge aufbewahrt: doppelt merkwürdig, theils weil dieses Königes gegen die ganze Welt wohlwollendes, menschenfreundliches Herz sich so schön und kar darin spiegelt, theils auch, weil sie von der damaligen, ungemein liebenswürdigen Sitteneinfalt selbst an den Höfen der Könige ein so unbefangenes Zeugniß uns ablegen. Von dem Vielen, was Hellgaud aufzeichnet, hier nur einige Anekdoten. — Um ihren Gemahl mit einem ganz besondern Geschenke von bedeutendem Werth zu überraschen, hatte Constantia eines Tages, an welchem der König länger als gewöhnlich in der Kirche zu verweilen pflegte, dessen Lanze stark mit Silber beschlagen lassen. Als der König nach geendigtem Gottesdienste in sein Gemach kam, fiel ihm das ihm gemachte Geschenk sogleich in die Augen. Er freute sich desselben, dachte aber gleich bei sich selbst: Siehe, dieß viele Silber könnte Einem, der gar keines hat, ungleich mehr nützen, als mir und meiner Lanze. Noch mit diesen Gedanken beschäftiget, sah er auf der Straße einen Armen in ganz zerlumpter Kleidung. Sogleich ließ er diesen zu sich rufen; sandte ihn aber eben so schnell wieder fort, und zwar mit dem Auftrage, eiligst eine Feile, Zange und noch einige andere kleine Werkzeuge herbei zu schaffen. Der Bettler zögerte nicht den Auftrag des Königes zu vollziehen. Sobald Robert, was er jetzt brauchte in Händen hatte, schloß er sich mit dem Bettler in ein Zimmer ein, und Beide arbeiteten nun mit der größten

Emsigkeit, die kleinen Ketten zu durchfeilen, die silbernen Nägel herauszuziehen, kurz, alles Silber von der Lanze abzulößen. Als sie mit der Arbeit fertig waren, schenkte der König alles dem Armen, sagte ihm aber zugleich, daß er jetzt suchen sollte, so schnell als möglich, und zwar unbemerkt, aus dem Palaste zu kommen. — Bald darauf trat die Königin ein. Ganz erstaunt bemerkte sie sogleich die mit der Lanze vorgegangene Veränderung, und drang nun in ihrem gewöhnlichen Ungestüme mit Fragen in ihren Gemahl, was aus dem an der Lanze befindlichen Silber geworden sey. Unter mancherlei Betheurungen und Schwüren gab ihr nun Robert in allem Ernste die Versicherung, daß er nicht wisse, auch sich nicht einbilden könne, wer dasselbe genommen haben sollte. Man sieht, der gute König hatte hier durch ein Wortspiel sich zu helfen gesucht; denn da er es mit eigenen Händen dem Armen in seinen Bettelsack gesteckt hatte, so glaubte er nun auch schwören zu dürfen, nicht zu wissen wer es genommen, das heißt, gestohlen haben könnte.

16. Ein andermal, als der König mit der Königin und den Vornehmsten seines Hofes, denen er gerade an diesem Tage ein großes Festmahl gab, an der Tafel saß, bemerkte er durch ein offen stehendes Fenster eine ganze, bei dem Palaste vorüberziehende Reihe Bettler. Ohnehin schon zur Fröhlichkeit gestimmt, befahl Robert, sie sogleich heraufkommen zu lassen. Die Thüren des Speisesaales wurden nun geöffnet und der ganze Haufe drang herein, erhielt Speise und Trank und ward überdieß am Ende noch beschenkt. Aber Einer dieser Bettler war indessen unter den Tisch gekrochen, und hatte sich gleich einem Hausthier unter die Füße

des Königs gelegt. Dieses belustigte den gutherzigen Robert, und nun reichte er demselben von seinem Teller einen Brocken nach dem andern, gerade so, wie man einen getreuen Haushund zu füttern pflegt. Von Allem, was auf die Tafel kam, erhielt der unter dem Tische die besten Bissen. Durch diese Herablassung immer vertrauter und auch dreister gemacht, fing der Bettler endlich an, die silbernen oder goldenen Franzen, mit denen der Königsmantel besetzt war, abzuschneiden. Auch dieses bemerkte Robert; ließ jedoch jenen immer noch fortarbeiten. Als er aber endlich glaubte, daß es genug sey, bückte er den Kopf unter den Tisch und sagte ganz leise zum Bettler: „Freund! du hast jetzt deinen Theil, höre also auf zu schneiden, und bedenke, daß auch für Andere Deinesgleichen noch Etwas übrig bleiben muß*).“

17. Selbst großen Verbrechern war Roberts mildes, theilnehmendes Herz nicht verschlossen. Als er einmal in Compiegne, wohin er öfters kam, sich länger als gewöhnlich aufhielt, ward ein Complott gegen sein Leben entdeckt. Zwölf Bösewichter hatten sich verschworen, den König des Abends, wenn er in die Kirche gehen würde, zu ermorden. Robert ließ sie verhaften. Eine gerichtliche Untersuchung ward unverzüglich gegen sie eingeleitet. Es war mit Gewißheit voraus zu sehen, daß sie sämmtlich zum

*) Hierin, wie in so vielem Andern, war Constantia gerade das Gegentheil von ihrem Gemahle. Sie war nicht nur gar nicht freigebig, sondern sogar von Herzen geizig. — So oft Robert einem Vornehmen oder Niedern ein nur einigermaßen bedeutendes Geschenk machte, pflegte er stets zu denselben zu sagen: „Sorge ja dafür, daß nur die Königin nichts erfährt.“

Tode würden verurtheilt werden. Während man an dem Prozeß derselben arbeitete, schickte Robert einen Geistlichen zu ihnen in das Gefängniß. Dieser sollte sie trösten, zur Buße ermahnen und mit ihnen beten. Willig und reumüthig hörten die Gefangenen dem Priester zu; und als dieser sie hinreichend vorbereitet glaubte, nahm er ihnen ihre Beicht ab und reichte ihnen auch auf ihr Begehren die heilige Kommunion. Sobald der König dieß erfuhr, entließ er die Zwölf nicht nur ihrer Haft, sondern zog sie auch noch an demselben Tage an seine Tafel; denn, sagte er, die, welchen Jesus die Gnade erzeigt hat, an seinem heiligen Tische zu speisen, kann wohl ein sündiger Mensch, wenn auch König, ebenfalls an dem seinigen speisen lassen. Den Richtern ließ er sagen, daß er unmöglich die könne strafen lassen, welchen jetzt Gott selbst schon verziehen habe! — Fürwahr ein Akt der Barmherzigkeit, dessen blos ein Titus, hätte das Licht des Evangeliums ihn erleuchtet, allenfalls noch fähig gewesen wäre. — Man mögte vielleicht sagen, daß eine solche, selbst über die größten Missethäter sich verbreitende Milde und Erbarmung auch ganz gewiß die Zahl der Verbrecher habe vermehren müßen. In andern Zeiten möchte dieß wirklich die Folge einer sich so weit erstreckenden Milde und Schonung seyn. Bei Robert war es jedoch nicht der Fall; denn in seinen eigenen Ländern gab es damals ungleich weniger Diebe und Räuber, als in allen übrigen Theilen Frankreichs, und eine für diesen guten König nach dessen Tod verfertigte Grabschrift sagt ausdrücklich, daß zu keiner Zeit weder die Städtebewohner noch die Landleute, weder die Freien noch die Knechte sich einer solchen Sicherheit ihres Eigenthums zu erfreuen gehabt hätten, als unter der Regierung des Königs

Robert II., der allen seinen Unterthanen ein sie gleich zärtlich liebender Vater gewesen sey.

18. Aecht und ungeheuchelt war die Frömmigkeit dieses Königs. In seinem Innern offenbarte sich eine Religiosität, die allen seinen Handlungen ein eigenes Gepräge aufdrückte. In der Wissenschaft des Heils wohl erfahren, glaubte Robert, daß Wachsamkeit über Aufrechthaltung der wahren, ungetrübten Lehre der Kirche ebenfalls zu den ersten und heiligsten Pflichten eines Monarchen gehöre. Als demnach der Bischof Leotherich von Sens *) die Neuerung in seiner Diöcese einführte, daß er bei Angeklagten deren Schuld oder Unschuld durch das allerheiligste Altarssakrament prüfen wollte, auch bei Spendung desselben zu der von der Kirche vorgeschriebenen Formel einige willkührliche Zusätze machte, so schrieb Robert an denselben: „Bei „meinem und meiner Väter unverfälschtem heiligen „Glauben schwöre ich Euch, daß Ihr, wenn Ihr „von euerm, der Kirche Anstoß gebenden Betragen „nicht ablasset, unverzüglich der bischöflichen Würde „werdet entsetzt werden.“ Diese Warnung blieb bei Leotherich nicht fruchtlos, und ein sehr strafbarer Mißbrauch, der schon ziemlich in seiner Diöcese sich zu verbreiten begonnen hatte, hörte wieder auf. — In Nichts beurkundete sich Roberts frommer und erleuchteter Eifer schöner und wohlthätiger, als bei

*) Man weiß nicht, worin eigentlich diese vorübergehende Verkehrtheit des Bischofes von Sens bestanden haben mag. Aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß seine Neuerung keine eigentliche, besonders auf die wirkliche Gegenwart in dem allerheiligsten Altarssakrament sich beziehende Irrlehre gewesen war; denn in diesem Falle würde der Bischof öffentlich haben widerrufen müßen.

Besetzung erledigter bischöflicher Stühle. Nur ächtes Verdienst, nur Gelehrsamkeit, verbunden mit apostolischen Tugenden, entschieden seine Wahl. Hohe Geburt, Reichthum, große Verdienste der Vorfahren um den Staat kamen bei ihm dabei gar nicht in Anschlag, und Männer von ganz dunkler, niederer Geburt bestiegen unter Robert nicht selten die bischöflichen Stühle. Natürlich ward dadurch der Stolz des hohen Adels nicht wenig verletzt, und nur zu oft gerieth hierin der König mit den Großen Frankreichs in heftige Conflikte *). — Roberts Eifer für das Wohl der Kirche und die Ehre des Episcopats

*) Schon unter den letzten Carolingern, deren königliches Prärogativ in Besetzung der erledigten bischöflichen Stühle man lange Zeit nicht anzutasten gewagt hatte, erlaubten sich auch hierin die souverain gewordenen Herren die vermessensten Eingriffe. Noch ärger ward es unter den ersten Königen aus dem Capetingischen Hause. Jetzt glaubten wenigstens die mächtigern Fürsten sich berechtiget, alle in ihren Ländern gelegenen Bisthümer eigenmächtig zu besetzen. Nicht einmal nach der königlichen Bestätigung ward mehr gefragt, oder diese blos dem Scheine nach eingeholt (*Mably* observ. sur l'histoire de Fr. Liv. III. C. 2.). — Aber welche Scandale jetzt geschahen, und welches unerhörte Aergerniß der Kirche und allen Gläubigen gegeben ward: dieß geht über alle Vorstellung. Größtentheils wurden nun die bischöflichen Stühle förmlich und ohne alle Scheu verhandelt. Ein Graf, Wilhelm von Toulouse, setzte in dem Jahre 990. das Bisthum daher öffentlich zum Verkauf aus; während andere, wie z. B. ein Graf von Bezieres, die bischöflichen Stühle unbesetzt ließen, und dann in ihrem Testament sie ihren Töchtern als Aussteuer vermachten. — Bei seiner so sehr beschränkten königlichen Macht konnte freilich Robert diese schrecklichen Mißbräuche nicht völlig abschaffen; aber von der Kirche unterstützt, that er doch was zu thun möglich war, um wenigstens bisweilen solche Greuel zu verhindern.

schien bisweilen selbst die ihm vorgezeichneten Schranken zu überschreiten. Als der erzbischöfliche Stuhl von Bourges durch den Tod des Erzbischofes erlediget ward, schlug der König der Geistlichkeit dieser Kirche den Abt Gozelin von Fleury, einen natürlichen Sohn Hugo Capets, zum Erzbischof vor. Das Kapitel sträubte sich jedoch gegen diese Wahl, behauptend, daß die Canons außer der Ehe gezeugte Söhne von der höhern Prälatur ausschlößen. Wir wollen den Werth oder Unwerth dieses Grundes für jetzt auf sich beruhen lassen. Als aber Robert durch Beschlagnahme aller Einkünfte dieser Kirche die Canonici zwang, sich seinem Willen zu unterwerfen und Gozelin den erzbischöflichen Stuhl bestiegen hatte, da erprobte sich erst die Weisheit der von dem Könige getroffenen Wahl. Durch seine Gelehrsamkeit, hervorleuchtende Frömmigkeit und den wahrhaft apostolischen Eifer, mit welchem der neue Erzbischof sich allen Verrichtungen eines von dem Geiste der Kirche beseelten Oberhirten hingab, tilgte derselbe vollkommen, und mehr als nöthig war, den seiner Geburt anklebenden Flecken.

19. Auch die von Robert erbauten Kirchen und gegründeten Klöster sind eben so viele sprechende Denkmäler der Frömmigkeit dieses Königs. Beinahe unglaublich ist die Zahl der einen wie der andern; und die ungeheuern Summen, die er dazu verwandte, besonders da er seine Klöster stets reichlich dotirte, auch die von ihm erbauten Kirchen mit den prächtigsten Tempelgaben schmückte, geben uns einen wahrhaft Erstaunen erregenden Begriff von der Größe seiner königlichen Einkünfte, die alles Verhältniß zu seinem beschränkten Länderbesitz um vieles überstiegen zu haben scheinen. — In den ersten Decennien des eilften Jahrhunderts war plötzlich in allen Reichen

ein ganz eigener Geschmack an großartigen architektonischen Werken erwacht, und der durchaus christliche Sinn des Abendlandes hielt die dem lebendigen Gott geheiligten Kirchen für die würdigsten Gegenstände, an welchen die jetzt um so vieles weiter fortgeschrittene Baukunst ihre ganze Macht und Erhabenheit entfalten könnte. Was davon in Deutschland geschah, haben wir schon in dem letzten Bande, in der Regierungsgeschichte Kaiser Heinrichs des Zweiten, gesehen. Noch größer war das Verlangen in Italien und Frankreich. Schnell verschwanden demnach jetzt von dem französischen Boden alle hölzernen Kirchen, und an ihrer Stelle erhoben sich überall in ganz riesenhaften Dimensionen eine Menge wahrhaft tempelartiger Kirchengebäude, deren bloser Anblick den Völkern schon die unendliche Majestät Desjenigen verkündete, Dem, obgleich alle Himmel Ihn nicht fassen können, dennoch Menschenhände ein Haus zu erbauen gewagt hätten. Den Styl, in dem diese oft ungeheure Kirchen erbaut wurden, nannte man in den neuern Zeiten die Gothische Bauart. — Nach Rudolph Glaber war die Lust und das Verlangen nach neuen Kirchen so groß und die darauf erfolgte Bewegung so allgemein, daß, wie er sich ausdrückt, man hätte sagen mögen, der ganze Erdboden habe auf einmal sich erhoben und sich gerüttelt, um die schmutzigen Kleider seiner Kirchen abzuschütteln und diese mit neuen und prachtvollern zu bekleiden *). — Auch König

*) Igitur infra supradictum millesimum tertio jam fere imminente anno, contigit in *universo pene terrarum orbe*, praecipue tamen in Italia et in Galliis, innovari Ecclesiarum Basilicas, licet pleraeque decenter locatae minime indiguissent. Aemulabatur tamen *quaeque gens* Christicolarum adversus alteram decentiore frui. Erat enim

Robert trug ungemein viel dazu bei, und jedes seiner Regierungsjahre zählte, so lange Robert lebte, eine neue von ihm erbaute Kirche, und nicht selten dazu auch noch ein neues von ihm gegründetes und mit allem Nöthigen hinreichend versehenes Kloster.

20. Aber Robert schmückte und zierte nicht blos Kirchen aus Steinen erbaut. Auch über die lebendigen Tempel Gottes, über die kostbarsten Glieder des Leibes Jesu Christi, nämlich über die Armen und Nothleidenden, ergoß sich stets in gleicher Fülle seine durch nichts zu erschöpfende Freigebigkeit. In Paris, Orleans oder jeder andern Stadt, in welcher er sich aufhalten mochte, speisete er täglich über drei hundert Arme, denen er Brod und Wein im Ueberfluß reichen ließ. Am Grünendonnerstag ward diese Anzahl noch mit drei hundert andern Armen vermehrt, wovon ein jeder Brod, Hülsenfrüchte, Fische und einen Denar erhielt. An demselben Tage lud er hundert arme Geistlichen zum Essen ein, bediente sie selbst unter anhaltendem Psalmengesang, und gab nach beendigter Mahlzeit einem jeden derselben zwölf Denare. Er selbst legte hierauf ein grobes härenes Gewand an, wusch hundert und sechzig armen Leuten die Füße, meistens Greisen oder doch in Jahren schon ziemlich vorgerückten Personen, wovon jeder, so viel ihrer seyn mochten, zwei Sous von ihm erhielt. Zu Ehren der zwölf Apostel unterhielt Robert an seinem Hofe stets zwölf Arme. Er sorgte für alle ihre Bedürfnisse; und wenn er ausritt, ritten sie auf zwölf Eseln vor ihm her, Gott lobend und preisend, und betend um

instar *ac si mundus excutiendo semet, rejecta vetustate, passim candidam Ecclesiarum vestem indueret.* (*Rud. Glab.* Lib. III. c. 4.).

die Erhaltung eines so frommen und menschenfreundlichen Königes *). — Nie fehlte Robert bei dem öffentlichen Gottesdienste; und die Ehrerbietung, mit der er demselben beiwohnte, weckte auch Andere, besonders seine nächste Umgebung, zu gleicher Andacht. Am Vorabend der großen Kirchenfeste legte er sich nie zu Bette, sondern brachte die Nacht unter Gebet und Betrachtung göttlicher Dinge schlaflos zu. — Das Fastengebot beobachtete er mit der größten Strenge und Gewissenhaftigkeit, und versagte sich alsdann selbst das, was er ganz erlaubter Weise sich hätte geben können. Die ganze vierzigtägige Fastenzeit über schlief er blos in einem Mantel eingehüllt auf rauher Erde. — So war König Robert **II.** von Frankreich. Aber bei allem dem erschien er, sobald die Umstände es erfoderten, an der Spitze seiner Heere, schlug sich wacker mit seinen Feinden herum, eroberte feste Städte und Schlösser, zwang die Burgundischen Herren sich ihm zu unterwerfen, vermehrte seine Domainen mit den Städten Dijon und Sens, war ein scharfer Beobachter von Allem, was in Frankreich vorging, nahm thätigen Antheil an den Angelegenheiten Lotharingens, und wußte durch seine, mit vieler Weisheit von ihm eingeleiteten freundschaftlichen Verhältnisse mit dem Herzog von

*) Nach unsern gegenwärtigen Begriffen, Ansichten und gesellschaftlichen Verhältnissen möchte dieses vielleicht manchem unserer Leser als wenig bemerkenswerth, selbst sogar als ziemlich drollig vorkommen. Aber eben daher glauben *wir* auch erinnern zu müßen, daß wir weiter oben schon bemerkt haben, wie die verschiedenen biographischen Züge, die wir aus König Roberts Leben anführen würden, auch noch das ganz eigene Verdienst hätten, von der damaligen ungemeinen Sitteneinfalt der Könige und anderer großer Herren uns ein eben so schönes als richtig gezeichnetes Gemälde vor Augen zu stellen.

der Normandie, so wie durch sein eben so wohlberechnetes und kluges Hin- und Herschwanken zwischen den beiden übermächtigen Grafen, nämlich dem Grafen Eudes von Blois und Chartres, und dem Fulko-Narra von Anjou, seinen wahrhaftig noch wenig befestigten Thron dennoch unerschüttert seinem Nachfolger zu übergeben. Nur Schade, daß ein so wahrhaft frommer Monarch, ungeachtet seines wohl unterrichteten, gebildeten Verstandes, dennoch von der Natur und dem Wesen eines Eides einen so völlig verkehrten Begriff hatte. Er floß nämlich aus Roberts väterlicher, daher ungemein ängstlicher Sorgfalt für das ewige Heil seiner Unterthanen. Um dem Eide, wie man glaubte, noch eine größere Heiligkeit und Verbindlichkeit zu geben, schwur man damals, und schon lange Zeit vorher, über Reliquien der Heiligen, oder auch über den Gefäßen, in welchen sie aufbewahrt wurden. Nun war für den frommen Robert nichts peinlicher, als der Gedanke, daß falsche Eide könnten geschworen werden, auch wahrscheinlich wirklich geschworen würden. Um dergleichen schrecklichen Frevel zu verhüten, ließ er aus den Reliquienkästchen, über denen gewöhnlich geschworen ward, die Reliquien heimlich herausnehmen, und beruhigte sich nun bei dem Gedanken, daß ein über einem solchen leeren Kästchen geschworener Eid, weil nach seinen Begriffen kein wahrer Eid, auch in den Augen Gottes kein Meineid seyn könne*).

*) Man sieht, daß des frommen Königes ächte, von allen irdischen Schlacken geläuterte Frömmigkeit dennoch von einer kleinen Beimischung abergläubischen Wahns nicht ganz frei war. Wir nennen Aberglauben, wenn man die Mittel für den Zweck hält. Unter diesem Begriffe kann man alle Gattungen des Aberglaubens füglich zusammenfassen; und das Halten der

21. Wir dürfen nicht wohl diesen Abschnitt schließen, ohne noch einer, bis dahin unerhörten, zwischen den Jahren 1017 und 1020 in Frankreich eingeschlichenen Ketzerei mit wenigen Worten zu erwähnen. Ein Italiänisches, aus ihrem Lande verjagtes Weib hatte sie über die Alpen gebracht, und die Stadt Orleans zu ihrem Sitze und zum Mittelpunkt ihrer neuen Lehre gewählt. Hier fand sie bald mehre Anhänger, und zwar nicht gerade unter dem niedern Pöbel, sondern unter den Gelehrten, ja selbst unter einem Theile des höhern Klerus, und drei, in dem Rufe der Gelehrsamkeit und einer hervorleuchtenden Frömmigkeit stehende Geistlichen, nämlich Stephan, Beichtvater der Königin, und der auch bei dem König und dem ganzen Hofe in großem Ansehen stand; ferner Loisie, ein Canonicus des Stiftes zum heiligen Kreuz in Orleans, und endlich ein junger Normann, Namens Herbert, der, um seine Studien zu vollenden, vor einiger Zeit nach Orleans gekommen war, wurden in kurzer Zeit die gelehrigsten Schüler dieses Weibes, deren wärmste Anhänger und die eifrigsten Verbreiter ihrer abscheulichen Lehre. Nach dem Zeugniß aller damaligen und spätern Chronisten war die neue Weisheit, welche das Weib ihren Schülern lehrte, und immer noch weiter verbreiten wollte, das unbegreiflichste scheußlichste Gemisch von manichäischem Wahn, gnostischem Unsinn und zauberischem Frevel. Die Secte verwarf alle Schriften

Mittel für den Zweck ist auch der einzige Aberglaube, den man Manchem, ja vielleicht vielen Katholiken zum Vorwurf machen könnte. Alles Uebrige, was die von unserer Kirche Getrennten Aberglauben der Katholiken zu nennen belieben, sind gewöhnlich Dinge, wovon sie gar keinen Begriff haben und wofür es ihnen auch durchaus an Empfänglichkeit fehlt.

des alten wie des neuen Bundes, leugnete die Menschwerdung Jesu, mithin auch das ganze große Werk der Erlösung, nannte die Sakramente blos leere menschliche Erfindungen, hielt Mäßigkeit und Enthaltsamkeit nicht für Tugenden, und die gröbsten Ausschweifungen der Wollust für keine Laster. An gewissen Tagen versammelten die schrecklich Bethörten sich in dem Hause eines ihrer Häupter. Jeder hatte ein brennendes Licht in der Hand. Nach Art einer Litaney recitirten sie alle Namen der gefallenen Engel, sie bittend zu ihnen herabzukommen; und dieß dauerte so lange fort, bis sie endlich sahen, daß wirklich ein Dämon in Gestalt eines kleinen Thieres zu ihnen herabstieg. Sogleich wurden die Lichter ausgelöscht. Ein jeder griff zu der ihm zunächst stehenden Frauensperson und überließ sich dann allem Greuel der Unzucht. Die Häupter der Secte gaben vor, ein Pulver zu haben, von dem sie behaupteten, daß es in jedem, der Etwas davon zu sich nähme, eine solche Standhaftigkeit erzeuge, daß er nie mehr, welche Gefahr ihm auch drohe, von ihnen abfallen könne. Dieses Pulver ward nach dem Berichte der Chronisten auf folgende Art bereitet. Ein bei dem nächtlichen Teufelsdienst in Unzucht erzeugtes neugebornes Kind ward in die Versammlung gebracht, in Gegenwart der ganzen saubern Gemeinde auf ein Feuer gelegt und zu Asche verbrannt; und diese Asche war das Pulver, das die so eben erwähnte miraculöse Kraft haben sollte.

22. In Orleans wie in der nächst umliegenden Gegend fand die Secte bald mehrere Anhänger. Aber damit noch nicht zufrieden, schickte sie, um noch mehr Proselyten zu machen, auch in andere Provinzen, besonders nach dem obern Languedoc, geheime Emissäre, die jedoch, zu Folge der ihnen gegebenen

Instruction, nur mit der größten Vorsicht zu Werke gehen sollten. Jeden, den sie für ihre Lehre zu gewinnen hofften, prüften sie erst sehr sorgfältig, ob er für dieselbe auch einige Empfänglichkeit habe. Fanden sie diese, so entdeckten sie sich ihm doch noch nicht gänzlich, sondern theilten ihm ihre vorgebliche Weisheit nur nach und nach, gleichsam blos stückweise mit; und völlig eingeweihet in ihre scheußlichen Mysterien ward ein Solcher erst dann, wenn sie ihn in Banden des Lasters und der Unzucht völlig umstrickt zu haben glaubten. So ging es einige Zeit ganz gut. Im Stillen und in nächtiges Dunkel gehüllt schlich die Secte zwar langsam, jedoch sicher umher, überall lauernd auf Beute, die sie verschlingen könnte. Aber der Engel, der Frankreich schützte, machte endlich dem dämonischen Spiele ein Ende. Ein vornehmer normännischer Edelmann, Namens Arefast, kam nach Orleans. Herbert, jetzt einer der eifrigsten Schüler des Italiänischen Weibes, war, bevor er nach Orleans gekommen, in Arefastes Diensten gestanden. Aus Eitelkeit und Stolz auf seine nunmehrige Weisheit, wollte er seinem ehemaligen Herrn zeigen, welche höhere Erleuchtung er indessen erlangt und wie weit sein starker Geist über den Glauben und die Vorurtheile des großen und gemeinen Haufens erhaben sey. Ganz erstaunt hörte Arefast ihm zu, und bald einsehend, daß hier von einer neuen Secte die Rede sey, hielt er es für seine Pflicht, das Wesen und die Lehrsätze derselben, so wie auch deren ganze innere Einrichtung, so genau als möglich zu erforschen. Um dazu zu gelangen, stellte er sich, als wenn alles, was Herbert gesagt, ihm vollkommen einleuchte, und zeigte überhaupt große Lust, ein Anhänger der Secte zu werden. Höchst erfreut darüber, sprach Robert nun immer deutlicher und unumwundener, machte ihn auch, da er ihn für einen

sichern Proselyten hielt, mit Stephan, Loisie und andern Häuptern der Secte bekannt, und obgleich nun Arefast unter allerlei Vorwänden sich ihren nächtlichen Versammlungen zu entziehen wußte, so hatte er doch bald alle Fäden des höllischen Gewebes in Händen. Jetzt glaubte Arefast nicht länger mehr zögern zu dürfen, erstattete daher seinem Lehnsherrn, dem Herzog Richard von der Normandie, sehr umständlichen Bericht, und der Herzog säumte nun ebenfalls nicht, den König Robert davon in Kenntniß zu setzen. Der fromme Monarch, über diese unerhörte Kunde nicht wenig betroffen, lud sogleich eine Anzahl Bischöfe an seinen Hof, und begab sich hierauf selbst mit der Königin und den angekommenen Bischöfen nach Orleans. — Die Häupter der Secte, mehrere ihrer eifrigsten Anhänger, und selbst Arefast wurden jetzt verhaftet; letzterer jedoch blos verstellter oder vielmehr abgeredeter Weise. Als die Angeklagten vor den in einem Concilium versammelten Bischöfen erschienen, gaben sie auf alle an sie gestellten Fragen nur ausweichende Antworten, leugneten das Eine, bemäntelten das Andere, kurz, sie suchten das Wesentliche ihrer Lehre auf alle Weise zu verhüllen. Aber nun stand Arefast auf, und sich stellend als wenn er wirklich einer der Ihrigen wäre, beschuldigte er sie ungeziemender Feigheit, machte es ihnen zum Vorwurf, daß sie, die so oft erklärt hätten, die Wahrheiten ihrer Lehre ungeschreckt und ohne Scheu öffentlich zu vertheidigen, nun dieselbe so schändlich verleugneten. Er, im Gegentheil, sey entschlossen, zu dem, was er von ihnen gelernt, auch unter den Augen des Königes und der hier versammelten Bischöfe sich freimüthig zu bekennen. Arefast entdeckte nun alle Geheimnisse der Secte, entwickelte vor dem Concilium das ganze schauderhafte Gewebe ihrer Gottlosigkeit. Alles fernere Leugnen war jetzt

unmöglich; und zum Theile ermuntert durch die Standhaftigkeit des Arefasts, den sie auch jetzt noch nicht durchschauten, theils auch in der zuversichtlichen Hoffnung körperlicher Straflosigkeit, bestättigten sie einstimmig alles, was Arefast gesagt hatte. — Das Concilium suchte nun auf mildem Wege, durch sanfte Belehrung die Bethörten von ihrem Wahne zu heilen. Aber diese gaben nicht das mindeste Zeichen von Reue, antworteten größtentheils gar nicht, und setzten ein hartnäckiges, in sich brütendes Verstummen selbst den liebvollsten Ermahnungen der Bischöfe entgegen. Als das Concilium sah, daß alles fruchtlos wäre*), sprach es die Excommunication und den Bannfluch über die Schuldigen aus, übergab sie der Gerechtigkeit des weltlichen Arms, und das niedergesetzte Gericht verdammte sie sämmtlich zum Feuertode. Vor einem der Stadtthore hatte man schon eine sehr geräumige hölzerne Hütte errichtet, und in diese ward nun in aller Eile eine Menge brennbarer und schnell zündender Materialien gebracht. Indessen hatte sich das Gerücht von den Ketzereien der in der Kirche vor das Concilium Gestellten unter dem Volke verbreitet, und dasselbe so gewaltig erregt, daß es die Kirche stürmen und alle Ketzer darin in Stücken zerreissen wollte. Um der Wuth des Volkes Einhalt zu thun, mußte die Königin selbst sich vor die Kirche stellen und deren Eingang bewachen. Als die Verurtheilten jetzt zum Richtplatze geführt wurden und bei der Königin vorüberzogen, und Constantia an der Spitze derselben ihren bisherigen Beichtvater, den Stephan erblickte, gerieth sie in eine solche Wuth, daß sie auf ihn hindrang

*) Die in Gegenwart des Königes und der Königin gehaltene Sitzung der Bischöfe hatte von Morgens sechs Uhr bis Nachmittags drei Uhr gedauert.

und mit ihrem kleinen Stocke, auf dessen Knopf ein künstlich verfertigter Vogel befestiget war, dem Unglücklichen ein Auge aus dem Kopfe riß *). Aber alle, die jetzt einem so grausamen Tode entgegen gingen, zeigten auf dem Wege nichts als Muth und eine gar nicht zu begreifende Zuversicht. Weder auf ihren Gesichtern, noch in ihrem Gange, bemerkte man auch nur die mindeste Spur von Schrecken oder Zaghaftigkeit. Als man sie aber in der Hütte eingesperrt hatte und sie bald darauf die Wirkungen des Feuers empfanden, erhoben sie ein jämmerliches Geschrei, sie wollten, riefen alle, sich sogleich bekehren, man habe sie auf die schrecklichste Weise getäuscht, belogen und betrogen. Viele vom umherstehenden Volke liefen herbei, um wo möglich die Unglücklichen zu retten. Leider war es jetzt zu spät. Schnell hatten die Flammen um sich gegriffen, und in diesen fanden sie nun sämmtlich ihren Tod. — Noch an andern Orten, und besonders in dem Ober-Languedoc, wo schon mehrere Familien von dieser Ketzerei angesteckt waren, hatten ähnliche Untersuchungen und Hinrichtungen statt. Höchst selten kehrte einer von denen, die in dieses Irrsal gerathen waren, wieder auf den Weg wahrer Erkenntniß zurück. Nur dem weisen Bischof Gerard von Arras gelang es, die Verblendeten, die er in seiner Diöces entdeckte, von ihrer Blindheit zu heilen.

---

*) Die Frauen von höherm Stande trugen damals in Frankreich kleine dünne Stöckchen, deren oberer Theil gewöhnlich mit irgend einem Vogel geziert war. Constantiens eben so gemeine und niedrige, als grausame Handlung war blos elende Ziererei und Verstellung. Da sie bei dem Volke nicht beliebt war, so wollte sie demselben jetzt wenigstens einen auffallenden Beweis ihrer großen Anhänglichkeit an den wahren Glauben geben.

Durch seine väterlichen Ermahnungen und salbungsvollen Worte wußte er dieselben so zu rühren, daß sie unter einem Strome von Thränen ihre Irrthümer abschwuren, in den Schooß der Kirche wieder aufgenommen wurden, und dann mit reuigem aufrichtigem Herzen Buße thaten. — Man glaubte nun diese Ketzerei sammt ihrer Wurzel vertilgt. Dieß war jedoch eine Täuschung. Von dem vergiftenden Samen, welchen das Italiänische Weib und deren thätigste Schüler schon so reichlich in Frankreich gestreut hatten, war ein Theil auf empfänglichen Boden gefallen. Gehärtet durch den Frost kalter, der Liebe zu Jesu entfremdeter Herzen, harrte derselbe einige Zeit eines neuen ihm günstigen Sonnenblicks; und als dieser wirklich erschien und jene Keime zu erwärmen begann, gingen sie auch nach und nach wieder auf, und erzeugten endlich im eilften Jahrhundert die bekannte, nicht minder verabscheuungswürdige Secte der Albigenser*).

*) Wir haben jetzt unsern Lesern die Geschichte wie das Wesen der zu Lebzeiten König Roberts in Frankreich ausgebrochenen Ketzerei ganz nach den Berichten der damaligen Chronisten, und in der Voraussetzung, daß sie ächt wären, auch in deren Geiste mitzutheilen gesucht. Indessen müssen wir dennoch gestehen, daß wir einige, wenn auch nicht gerade sehr schlagende Gründe zu haben glauben, an der Wahrheit eben dieser Mittheilungen zu zweifeln. Erstens ist es beinahe gar nicht denkbar, daß selbst die tiefste menschliche Verworfenheit, im Bunde mit dem höchsten Grade von Wahnsinn und Aberwitz, ein so monströses Gewebe von unbegreiflichem, jeden Funken von Vernunft wie jede Regung moralischen Gefühls verleugnendem Unsinn und Gottlosigkeit sollten hervorzubringen im Stande seyn. Zweitens wäre es eben so unbegreiflich, wie Männer, die, zu Folge derselben Berichte, im allgemeinen Rufe nicht blos großer Gelehrsamkeit, sondern auch eines völlig tadellosen Wandels standen,

sich von einem fremden, in Schande, Schmach und Laster ersoffenen Weibe so schnell und in einem so unbegreiflich hohen Grade hätten können bethören lassen. So wenig der Mensch gleichsam auf einen Sprung sich auf alle Höhen evangelischer Vollkommenheit hinaufschwingen kann, eben so wenig ist es möglich, daß er bei dem ersten und leisesten Impuls einer, ihm bisher völlig fremden, eckelhaft-, scheußlich-sündhaften Natur sogleich, und zwar auf einmal in einen so bodenlosen Abgrund geistigen und sinnlichen Verderbens stürzen könnte. — Was endlich gar die schändliche Praktik jener nächtlichen Zusammenkünfte betrifft, auf welchen die Anhänger der Secte taumelnd vom Kelche der Unzucht sich dem Teufel und dessen Anhang sollen geweiht haben, so wünschen wir, zur Ehre der Menschheit uns überzeugen zu können, daß alles, was sich darauf bezieht, blos entweder auf spätern abentheuerlichen Volkssagen oder auf übertriebenen Zusätzen beruhen möchte, die der allgemeine Abscheu und Haß gegen die Sectirer allenfalls nachher noch hinzugefügt haben könnte. — Diesem frommen Wunsche steht jedoch entgegen, daß wir noch öfters derselben Secte, nur unter den veränderten Namen der Paulicianer, Bogomilen, Katharer, Albigenser rc. rc. in Constantinopel, Thracien, Bosnien, Italien, Frankreich und Deutschland begegnen und stets finden werden, daß man ihr überall, im Orient wie im Occident, und zu allen Zeiten denselben Vorwurf schändlichen Incestes und aller übrigen Gottlosigkeiten machte. — Daß übrigens, wie diesem auch seyn mag, in jedem Falle die Verrücktheit eines schändlichen buhlerischen Weibes und die Verstandesverirrung derer, die sich in ihrem Netze hatten fangen lassen, eine höchst verdammungswürdige, nicht schnell genug auszurottende Ketzerei herbeiführten, daran ist nicht zu zweifeln. Wenn aber alles das, was die alten Geschichtschreiber davon erzählen, wirklich; und wie es alles Ansehen hat, gegründet seyn sollte, so wäre dieß wahrhaftig nicht anders zu erklären, als wenn wir annehmen wollten, was wir auch geradezu zu leugnen durchaus nicht im Sinne haben, daß nämlich furchtbare Blendwerke der Zauberei, und unmittelbare,

ja wohl sichtbare Wirkungen dämonischen Einflusses dabei vorherrschend im Spiele gewesen waren.

23. In ganz natürlicher Gedankenfolge reihet sich an die brennenden Scheiterhaufen von Orleans und Toulouse auch jene blutige Judenverfolgung, welche zwischen den Jahren 1010 und 1016, zwar beinahe in allen abendländischen Reichen, aber ganz vorzüglich in Frankreich jeden denkenden und fühlenden Menschen auf das höchste empören mußte. Die Veranlassung dazu war folgende. Der fatimitische Kaliph Hakem*), obgleich von einer christlichen Mutter geboren und daher im Anfange seiner Regierung die Christen schützend, hatte seit einiger Zeit angefangen, die Christen in seinen Staaten blutig zu verfolgen. Viele derselben ließ er bei der geringsten Veranlassung hinrichten, und selbst seinen eigenen Oheim, den melkitischen Patriarchen Jeremias von Alexandrien, erwürgen. Aber ganz besonders erregte seinen blutigen Argwohn die ungemein große Anzahl von Pilgern, welche damals ununterbrochen jedes Jahr aus Europa nach Jerusalem zogen, um bei dem Grabe des Erlösers ihre Andacht zu verrichten. Diese wurden von ihm jetzt immer härter und härter gedrückt, oft auf das grausamste mißhandelt; und endlich ließ er gar ein Gebot ergehen, daß keinem mehr der Zutritt zu dem

*) Das fatimitische Kaliphat war im Jahre neun hundert und sechs und sechzig entstanden. Es herrschte über Aegypten, ganz Syrien und Palästina. Hakems Großvater hatte in Aegypten eine neue Stadt erbaut und sie Alcaira, das heißt, die Siegreiche genannt. Diese blieb nun der beständige Sitz aller fatimitischen Kaliphen. Hakem war der dritte Kaliphe aus dem jetzt über die so eben genannten Länder herrschenden Zweige des fatimitischen Stammes.

heiligen Grabe sollte gestattet werden, wenn er sich nicht willig fände, dasselbe auf eine vorgeschriebene äußerst schändliche Weise zu entehren*). Bald darauf ließ er die Kirche zum heiligen Grabe in Jerusalem in Brand stecken und von Grund aus zerstören. Die schreckliche Kunde davon, als sie nach Europa kam, senkte die ganze abendländische Christenheit in die tiefste Trauer. Ueberall ward dem Kaliphen geflucht; und in allen Ländern, wo man den Gekreuzigten anbetete, erwachte jetzt zum erstenmale in jedem Gemüthe das Verlangen, die heiligen Oerter mit den Waffen in der Hand den Ungläubigen zu entreißen und Syrien und Palästina wieder unter einem christlichen Scepter zu vereinigen. — Aber nun ward auch um dieselbe Zeit die Entdeckung gemacht, und damals als vollkommen erwiesen betrachtet, obgleich die auf uns gekommenen Beweise nichts weniger als sehr überzeugend sind, daß nämlich von Hakems grausamer Verfolgung der Christen und der Zerstörung der Kirche in Jerusalem die abendländischen Juden die einzige Ursache wären. Aus Haß gegen die Christen, wenigstens ward es so gesagt und auch allgemein geglaubt, hatten nämlich die abendländischen Juden, mit Hülfe ihrer Glaubensgenossen im Orient, den Kaliphen Hakem zu bereden gewußt, daß, da die Christen keinen größern Gegenstand ihrer Verehrung kennten, als die Kirche zum heiligen Grabe in Jerusalem, sie nun bald in zahllosen und zwar gewaffneten Schwärmen kommen und sich nicht nur jener Kirche,

*) Der Graf Fulko von Anjou wußte dennoch dieses Gebot des Kaliphen, obgleich auf eine nicht sehr anständige Weise, zu umgehen. Vinum de vesica effudit coram Saracenis, urinam simulans effudisse. (Chronic. Turon. p. 283.)

sondern ganz Syriens bemächtigen würden. Hakem sey weder seines Throns noch seines Lebens sicher, wenn er nicht den Pilgerreisen der Europäischen Christen ein Ende mache, wozu es unstreitig kein besseres Mittel gäbe, als wenn er unverzüglich die Christenkirche in Jerusalem von Grund aus zerstören ließe. — In keiner Stadt war vielleicht zu jener Zeit die Judenschaft so zahlreich, als in Orleans. Durch ihre Industrie hatten die allda wohnenden Juden bedeutendes Vermögen, und durch dieses schon nicht minder großes Ansehen in der Stadt gewonnen. Einer der Reichsten und Angesehensten, dessen Namen jedoch nicht genannt wird, soll nun ebenfalls einen solchen, die Christen schwer anklagenden Brief an den Kaliphen geschrieben, und um dessen Haß gegen die Christen auf das höchste zu entflammen, sie noch einer Menge anderer Verbrechen beschuldiget haben. Um den Brief sicher in die Hände Hakems zu bringen, erkaufte er einen, aus dem Kloster von Mellerai entsprungenen, jetzt unstät im Lande herumirrenden Knecht, Namens Robert. Dieser legte Pilgerkleidung an, steckte den Brief in einen ausgehölten Pilgerstab, ging unter dem Vorwande einer Wallfahrt zu dem heiligen Grabe nach Aegypten, und übergab in Cairo dem Kaliphen das mitgebrachte Schreiben des Juden aus Orleans. Aber dieses blieb einige Zeit ein Geheimniß. Als aber Robert im folgenden Jahre wieder nach Orleans zurückkam, von den Juden ungemein freundlich aufgenommen ward, auch von jetzt an sehr vertraut mit ihnen lebte, so zog er zwar dadurch schon schweren Verdacht auf sich, jedoch ahnte man noch nicht das mindeste von einem solchen schwarzen Verrath. Aber nun traf es sich, daß bald darauf einer jener Pilger, mit denen der aus dem Kloster entlaufene Knecht die Reise nach dem Orient ge-

macht hatte, nach Orleans kam. Er erkannte sogleich den Robert, und da dadurch der Verdacht, daß dieser dem Juden, mit dem er so große Gemeinschaft pflegte, zum Werkzeuge zu irgend einem bösen Zwecke gedient haben könnte, wieder rege ward, so zögerte man keinen Augenblick mehr, ihn zu verhaften. Peinlich befragt, gestand Robert nun ein, nicht nur ein Schreiben von dem Juden dem Kaliphen von Aegypten überbracht zu haben, sondern entdeckte auch den Inhalt desselben, so wie alles, was er noch mündlich hinzuzusetzen war beauftragt worden. Zum Lohne seines dem Juden geleisteten Dienstes, ward der Elende vor den Augen der Einwohner von Orleans lebendig verbrannt.

24. Aber nun brach auch das Ungewitter, das sich indessen über dem Haupte der Jüdischen Nation langsam zusammengezogen, plötzlich und furchtbar aus. Eine grausame und blutige Judenverfolgung begann, zuerst in Frankreich, und als das Gerücht von des Juden in Orleans schwarzem Verrathe sich bald in allen christlichen Ländern verbreitete, nahm auch dort eine zwar minder grausame, aber doch ebenfalls sehr harte, mitunter blutige Verfolgung ihren Anfang. Schaudervoll ist Glabers Bericht von den vielen schrecklichen und blutigen Scenen, wovon jetzt alle Provinzen Frankreichs der eben so traurige als eckelhafte Schauplatz wurden. Alle auf französischem Boden wohnenden Juden waren jetzt völlig ausserhalb dem Gesetze. Ueberall wurden sie vertrieben, ihres Eigenthums beraubt, erwürgt, ihre Häuser in Brand gesteckt, sie selbst in die Flammen geworfen oder in Flüßen ersäuft, oder auf andere noch qualvollere Weise ermordet. In ganz Frankreich zuckte auch nicht ein Nerv der Erbarmung mehr für die, zwar schrecklich verblendete, aber eben

daher desto mehr zu bedauernde Nation*). Die Verfolgung brach so plötzlich aus und war so allgemein, daß kaum ein Drittel der französischen Judenschaft sich retten, und von diesen nur wenige einen Theil ihrer Habe in Sicherheit bringen konnten**). — Von allen französischen Herren nahm sich nur ein einziger, nämlich Graf Rainard von Sens, der jetzt überall verfolgten, dem Tode geweihten Juden an, jedoch, wohl verstanden, für ziemlich hohe Preise. Dieser Graf von Sens hatte sich bisher als einen wahren Tyrannen seiner Unterthanen erwiesen, das Blut ihnen aus den Adern gesaugt, von ihrem Marke sich genährt; dabei war er ein Feind der Kirche, verachtete und drückte, wo er nur konnte, die Geistlichen. Jetzt bot er allen Juden, die zu ihm fliehen wollten, seinen Schutz an, und nun ward seine Grafschaft Sens das allgemeine Asyl aller Unglücklichen, denen es noch gelungen war, durch schleunige Flucht einem sichern, gewöhnlich grausamen Tode zu entgehen. Aber dafür ließ Rainard von jedem, der noch Etwas hatte, sich schwer und theuer bezahlen. Bald war

---

*) Utque divulgatum est per orbem universum (nämlich die Zerstörung der Kirche zum heiligen Grabe in Jerusalem) communi omnium Christianorum consensu decretum est, ut omnes Judaei ab illorum terris et civitatibus funditus pellerentur. Sicque universi odio habiti, expulsi de civitatibus, alii gladiis trucidati, alii fluminibus necati, diversisque mortium generibus interempti, nonnulli etiam sese diversa caede interemerunt. Ita scilicet, ut digna de eis ultione peracta, vix pauci illorum in orbe reperiantur Romano (*Rudolph. Glab.* L. III. Cap. 7.).

**) Um diese Zeit, nämlich in dem Jahre Ein tausend und zwölf, wurden auf Befehl Kaiser Heinrichs des Heiligen auch alle in Mainz wohnenden Juden aus dieser Stadt plötzlich verbannt.

das ganze kleine Land mit flüchtigen Juden überfüllt. Aber je mehr ihrer ankamen, desto größer war des Grafen Gewinn; und nichts belustigte ihn daher so sehr, als wenn er hörte, daß die an sein Gebiet angrenzenden Herren ihn den neuen Judenkönig nannten. Doch Rainards Freude nahm ein trauriges Ende, und der an den Juden gemachte Gewinn kam ihn ungemein hoch und theuer zu stehen. Wegen seiner zur Schau gestellten Irreligiosität und Geringschätzung alles Kirchlichen ohnehin schon in übelm Rufe, zog er sich jetzt gar noch den Verdacht des Judaismus zu. Die Bischöfe Leutherich von Sens, Rainold von Paris und Fulbert von Chartres klagten bei dem König, und besonders bat Leutherich denselben, seine Diöcese so bald als möglich von einem solchen Abtrünnigen zu befreien. König Robert zeigte sich bereitwillig. Ganz unvorbereitet ward jetzt der Graf von dem königlichen Heere überfallen, die Stadt Sens erobert und geplündert, und nur mit genauer Mühe gelang es noch dem Grafen Rainard, halb nackt durch schnelle Flucht sich zu retten. Sein Bruder Fromond flüchtete sich mit einigen Soldaten in einen Thurm, in der Hoffnung, sich hier noch einige Zeit zu halten, mußte aber schon nach zwei oder drei Tagen sich ergeben, und starb etliche Jahre nachher als Gefangener des Königs. Graf Rainard ward seines Lehens verlustig erklärt und dessen Grafschaft von dem König eingezogen.

25. Dieser strenge Akt königlicher Oberlehnsherrlichkeit brachte beinahe alle übrigen Herren Frankreichs in Bewegung. Sie hatten zwar Robert erlaubt, König zu seyn, aber nicht auch alle königlichen Rechte zu üben. Der mächtige und unruhige Graf Eudes von Blois und Chartres nahm sich

des aus seinem Lande vertriebenen Grafen Rainards an, schloß mit ihm ein Bündniß und erbauete an der Grenze eine Burg, aus welcher er, toll genug, weit und breit ein Land verwüstete, das er doch im Begriffe stand für seinen Bundesgenossen zu erobern. Endlich rückte Eudes vor die Thore von Sens, verwüstete, wie gewöhnlich, zuerst die ganze Umgegend, drang hierauf in die Vorstädte, plünderte die Häuser, verbrannte die Kirchen, und begann dann die förmliche Belagerung der Stadt selbst. Aber die Eingeschlossenen leisteten tapfern Widerstand, und nun kam während der Belagerung ein Vergleich zu Stande, dem zu Folge die Stadt Sens wie auch die Grafschaft dieses Namens dem Grafen Rainard wieder zurückgegeben, nach dessen Tod aber an den König zurückfallen, und dieser die eine Hälfte davon mit seinen Domainen vereinigen, die andere dem Erzbischofe von Sens als Lehen ertheilen sollte. — Waren dem Grafen früher die Juden, als sie seine Schatzkammer füllten, äußerst willkommen, so wurden sie ihm jetzt eben so sehr zuwider, da sie, obschon unverschuldeter Weise, den Fall seines Hauses herbeigeführt hatten.

26. Der Fanatismus, der besonders in dem Jahre 1010 so viele blutige Opfer verschlungen, war indessen von dem Volke wieder gewichen. Das über den Juden ausgebrochene Ungewitter hatte sich nach und nach verzogen, und diese waren bei dem ersten matten Scheine einer für sie wiederkehrenden Sonne sogleich aus ihren Schlupfwinkeln und Zufluchtsorten hervorgekrochen und zu ihren ehemaligen Wohnsitzen zurückgekehrt. Zwar ward ihnen jetzt wieder erlaubt, sich überall in Frankreich anzusiedeln, ihre vorigen Geschäfte zu treiben und dabei des Schutzes der Gesetze zu genießen. Aber

bei allem dem blieb doch ihr Name mit unauslöschlicher Schmach gebrandmarkt; und damit die Verachtung und der Haß gegen die jüdische Nation auch auf die folgenden Generationen forterben möchte, wurden nun allerlei, die Juden kränkenden, sie demüthigenden, und gleichsam auf die allerunterste Stufe der Menschheit herabwürdigende Einrichtungen und Ceremonien erfunden. Zu Toulouse z. B. mußte von jetzt an jedes Jahr am ersten Ostertage sich ein Jude vor den großen Eingang der Hauptkirche stellen, und diesem dann ein von der Stadtobrigkeit dazu ernannter Christ nach beendigtem Gottesdienste beim Herausgehen aus der Kirche eine Ohrfeige geben. Daß aber dieses nicht blos eine auf Verachtung und Demüthigung der Juden deutende symbolische Handlung seyn sollte, erwies sich dadurch, daß man zum Ertheilen jener Ohrfeige stets gerade einen der stärksten und kraftvollsten Menschen wählte. Als im Jahre 1018 ein Graf von Rochechouart nach Toulouse kam, um dort das Osterfest zu feiern, hatte er einen durch ungewöhnliche Körperstärke ausgezeichneten Kaplan, Namen Hugo, in seinem Gefolge. Diesem Kaplan ward nun die Ehre, daß man ihn wählte, dem vor der Kirchenthüre stehenden Juden die gewöhnliche Ohrfeige zu geben, und Hugo erledigte sich des ihm ertheilten Auftrages mit solcher Rohheit, daß er dem armen Menschen die Augen und das Gehirn aus dem Kopfe schlug und derselbe auf der Stelle todt zu Boden sank. — Nichts ist schrecklicher und verderblicher, als religiöser Eifer ohne alle Religion, ein Eifer, den der Geist der Religion, der Geist der Liebe nicht erleuchtet, läutert und führt. Ein solcher Eifer, blos ein Erzeugniß des Stolzes, des Partheigeistes und eines harten, durch gänzliche Lieblosigkeit völlig erfrornen und erstarrten Herzens, geht gewöhnlich sehr bald

in Fanatismus über, der zwar mehrere Grade hat, aber jetzt schon auf der untersten, am wenigsten bemerkbaren Stufe das Allerheiligste und Beseligendste mißbraucht, um gerade desto kühner das Allerunheiligste, Ruchloseste und Verdammungswürdigste üben zu können. — Welch' ein schrecklicher Mensch jener Hugo, der, nachdem er kurz vorher dem Vater aller Barmherzigkeit das höchste und reinste Opfer unbegreiflicher Liebe und gnadenvoller Herablassung dargebracht hatte, nun eine Handlung begeht, die nur ein von dem Satan besessener Unmensch auszuüben im Stande ist.

27. Wegen König Roberts in allen seinen Verordnungen wie in seinem eigenen Wandel sich kund gebender Frömmigkeit, gaben ihm nach seinem Tode die Franzosen den Beinamen: der Andächtige; und wegen seiner, in seinen Verhandlungen sowohl mit auswärtigen Mächten, als auch den französischen Reichsfürsten bewiesenen Mäßigung, nannten sie ihn den Weisen und zum Theil auch den Friedfertigen. Dieß Letztere doch wahrscheinlich deßwegen, weil während seiner Regierung weder Normänner noch Saracenen, die jetzt mit dem südlichen Frankreich in einem sehr lebhaften Handelsverkehr standen, noch auch Deutsche in das Reich eingefallen waren. Aber außerdem sah es zu König Roberts Zeiten nichts weniger als sehr friedlich in Frankreich aus. Gewöhnlich war es ein weiter, oft von einer Grenze bis zur andern sich erstreckender Tummelplatz einer Menge von Raufereien, kleiner und großer Fehden, wovon manche, obgleich mit kleinern Heeren geführt, dennoch die Gestalt wahrer bürgerlicher Kriege hatten. Die unruhigsten von allen französischen Herren waren Eudes II., Graf von Blois und Chartres, und

dann der Graf Fulko von Anjou. Ersterer war beinahe in allen seinen Kriegen unglücklich; von dem Herzog der Normandie ward er mehrmals geschlagen, noch öfters von dem wilden und tapfern Grafen Fulko von Anjou. Aber Eudes verlor nie den Muth, ersetzte auch jedesmal sehr schnell wieder seinen Verlust. Er war schlau und klug; wußte jeden günstigen Augenblick, besonders die Fehler seiner Gegner zu benutzen, und da er durch weise Sparsamkeit zu jeder Zeit über eine reichlich gefüllte Schatzkammer verfügen konnte, so wurden ihm dadurch alle seine Unternehmungen nicht wenig erleichtert. Als Stephan aus dem Hause Vermandois, Graf von Champagne und Brie, ohne männliche Erben starb, bemächtigte sich Eudes des größten Theils dieser reichen Erbschaft. Aber mit der Erweiterung seiner Macht erweiterten sich nun auch seine ferneren Vergrößerungsplane. Nach dem Tode des letzten Burgundischen Königs Rudolph machte Eudes auch Ansprüche auf das arelatische Reich. Wäre ihm dieses, wie es anfänglich schien, wirklich gelungen, hätte er die Provence, die Dauphiné, Lyon mit seinem sich weit hinstreckenden Gebiete, ganz Savoyen und die Schweiz mit seinen ohnehin schon so weitschichtigen Besitzungen vereiniget, so hätte es gar kein Machtverhältniß mehr zwischen ihm und jedem andern, auch dem mächtigsten französischen Herrn gegeben, und eine solche, alles Gleichgewicht aufhebende Uebermacht würde nun ganz gewiß sehr bald den Sturz des Capetingischen Hauses und Eudes eigene Erhebung auf den französischen Thron zur Folge gehabt haben. Aber der tapfere und weise König Conrad II. kam ihm zuvor, und vereitelte eben so schnell Eudes Plane auf Burgund, als er auch gleich darauf jene des Herzogs Wilhelm von Aquitanien auf das Königreich Italien zu vereiteln wußte.

28. Der Andere, der nicht minder als Eudes und vielleicht noch mehr als dieser Frankreich mit seinem Namen, wie mit dem Geräusch seiner Waffen erfüllte, war Fulko, Graf von Anjou. — Unstreitig damals der tapferste und kühnste aller Franzosen, war auch Fulko in allen seinen Kriegen glücklich. Gegen welche Feinde er seine Schaaren führen mochte, folgte stets gewißer Sieg seinem gräflichen Panier, und sogar dann, wenn seine Gegner ihm an Streitkräften weit überlegen waren. Aber bei allen seinen Siegen vermehrte er dennoch seinen Länderbesitz, mit Ausnahme der Stadt Saumür, durch keine einzige nur einigermaßen bedeutende Acquisition. Für sich und seinen ritterlichen Ruhm vollbrachte er zwar viel Großes und Glorreiches, that aber nichts weder für die bleibende Größe und Erhebung seines eigenen Hauses, noch für das Wohl des französischen Gesammtreiches; daher auch sein Leben, obgleich es wirklich eine Menge wahrhaft großer Scenerien darbietet, doch nur dem Biographen, durchaus aber nicht dem Geschichtschreiber anheimfällt *).

*) Dieß war der Fall auch bei den übrigen damaligen französischen Fürsten, unter denen es mehrere, wahrhaft großartige Charaktere gab, und deren Leben oft einen Reichthum würdiger biographischer Züge enthält. Aber außer dem Eindringen des jedesmal gegenwärtigen Augenblickes für alles Uebrige abgestumpft, fehlte es ihnen an Schärfe des Blickes, um in die Zukunft zu schauen, so wie an Kenntnissen und Verstand, um aus der Vergangenheit und Gegenwart richtige Grundsätze zu abstrahiren und diese zur steten Richtschnur ihres politischen Strebens zu machen. Von Vergrößerungssucht, Ehrgeiz und eitler Ruhmliebe unstät herumgetrieben, wurden sie in unaufhörliche Kriege und Fehden verwickelt, bei denen, weil es überall an Plan und Consequenz fehlte, doch nie irgend ein merkwürdiges Resultat zur Geburt kam. —

Sehr vortheilhaft unterschieden sich hierin von ihnen die ersten Capetingischen Könige. Sehr zufrieden, daß man ihnen gleichsam als einen Nachklang aus Frankreichs ehemaliger Verfassung wenigstens doch noch einen Anspruch auf Obergewalt und Oberlehnsherrlichkeit zugestand, waren sie zu klug, um bei dem Gefühle ihrer Unmacht diese Ansprüche auch jetzt schon geltend machen zu wollen. Blos dafür besorgt, das zu erhalten, was sie wirklich hatten, es immer tiefer wurzeln zu lassen, und wohl einsehend, daß die darin liegenden Keime sich nach und nach von selbst immer mehr entwickeln und erweitern würden, erwarteten sie ruhig von der Zeit, was diese ihnen allein nur geben konnte, und zu Folge der damaligen Verfassung und Gestaltung Frankreichs, in so ferne sie diese richtig auffaßten, ihnen nothwendig endlich geben mußte. — Es war eine wohl überdachte, dem Geiste der Zeit wie dem Interesse der Capetingischen Könige vollkommen entsprechende Politik, daß sie bei den vielen Händeln, Streitigkeiten, Fehden und Kriegen unter den französischen Herren ganz gleichgültige Zuschauer blieben, höchst selten nur dann daran Antheil nahmen, wenn sie entweder des Erfolges versichert, oder die Verhältnisse doch so waren, daß sie ohne Schmach und Verlust sich sogleich wieder aus dem Handel ziehen konnten. Gerade die damalige Unbedeutenheit der königlichen Macht war es, was den Thron der ersten Nachfolger Capets schützte, ihre Hoffnungen künftiger Größe im Stillen reifen ließ, und die Gefahr beseitigte, das Königthum in Frankreich auf immer verschwinden zu sehen. Als nach dem Tode des Prinzen Hugo König Robert seinen Sohn Heinrich wollte krönen lassen, die Königin aber ihren jüngsten Sohn vorschlug, der Hof sich darüber in zwei Partheien theilte, und nun der König wie die Königin auch noch andere Fürsten auf ihre Seite zu ziehen suchten, schrieb der Herzog Wilhelm von Aquitanien dem Bischofe Fulbert von Chartres: „Die Wahl eines mehr oder weniger unbedeutenden Königes sey eine viel zu gleichgültige Sache, als daß die innere Ruhe Frankreichs dadurch könnte gestört werden.“ Eben so dachten auch die übrigen französischen

Fürsten; und gerade diese falsche Ansicht, diese scheinbare politische Nullität der Capetinger war es, was das Königthum in Frankreich erhielt *). — Nichts ist zum Theil ungerechter, zum Theil einseitiger und unverständiger, als das Urtheil der neuern französischen Geschichtschreiber über die ersten Könige aus Hugo Capets Stamme. Der Abbé Velly z. B., dessen Geschichtwerk übrigens nicht ohne Verdienst ist, spricht wie ein wahrer Hofschranze. Weil Ludwig XIV., unter welchem er lebte, ein Capetinger ist, macht er es sich zur Aufgabe, statt eine Geschichte der Capetinger, blos eine pompöse Lobrede auf sie zu schreiben. Wenn man ihn hört, so waren die ersten Capetingischen Könige lauter Prinzen von den seltensten Talenten, lauter große Könige, Helden, Staatsmänner, die mit einer alles überschauenden Weisheit ganz Frankreich von einer Grenze bis zur andern beherrschten und es beglückten 2c. 2c. Eben so auch der Pater Daniel und die meisten Uebrigen. Befragt man nun aber wieder Andere, wie z. B. Sismonde de Sismondi, so waren es höchst beschränkte, kraftlose, träge und durchaus unfähige Herren, die nicht nur dem zu ihrer Zeit sich bildenden großartigen Rittergeiste des französischen Adels fremd, sondern auch überhaupt hinter den damaligen Fortschritten der Nation sehr weit zurück blieben. — Prüfet man jedoch dieses absprechende Räsonnement etwas genauer, so ergibt sich handgreiflich, daß Sismondi jene Könige nur deßwegen so bitter tadelt, weil sie nicht thaten, was sie nach seiner Ansicht hätten thun sollen und doch unmöglich thun konnten, und was, hätten sie es wirklich gethan, nothwendig das Verschwinden des Königthums in Frankreich, mithin den völligen

*) Wären in Deutschland die verschiedenen Häuser der Kaiser oder Könige nicht so schnell wieder ausgestorben, so würde ganz gewiß Deutschland, wie später Frankreich, eine unumschränkte Monarchie geworden seyn, und wäre dem Hause Capet nicht eine Art zeitlicher Unsterblichkeit zu Theil geworden, so würde Frankreich die nämliche Verfassung erhalten haben, wie Deutschland sie erhielt und noch bis auf den heutigen Tag hat. — Da wie dort ist die unmittelbare Fügung Gottes unverkennbar.

Ruin ihres Hauses herbeigeführt und dann in der Geschichte ihnen erst recht zum Vorwurf gereicht haben würde. — Zwischen zwei Extremen liegt gewöhnlich die Wahrheit in der Mitte, und wir glauben, uns derselben hier so ziemlich genähert zu haben*).

*) Was das absprechende Urtheil betrifft, das man in den Jahrbüchern von Anjou über Hugo Capet und dessen ersten Nachfolger findet, so hat dieß wenig oder gar kein Gewicht. Es ist offenbar die Sprache der Leidenschaftlichkeit, die diese Jahrbücher führen. Die Angevins konnten es dem König Robert nicht verzeihen, daß er in seinen Verhandlungen mit dem Grafen Fulko sich einmal wenig edelmüthig benommen und den Grafen dadurch in eine ziemlich mißliche, ja wohl gefährliche Lage gebracht hatte. Daher ihre Galle, die sich nun über Robert, dessen Vater Capet, und endlich auch über Roberts Sohn, König Heinrich, in vollem Maaße ergießt.

29. Eudes und Fulko lagen, so lange sie lebten, in beinahe ununterbrochenem Kampfe mit einander. Der Erstere hatte, wie schon bemerkt, eine damals unübertroffene Geschicklichkeit zu allen Arten von Intriguen. Der Andere verband mit großen Tugenden eben so große oder noch größere Fehler. Diese hatten sämmtlich blos in dem Ungestümm und der grenzenlosen Heftigkeit seines Charakters ihren Grund, und die Ausbrüche seines unbändigen Temperaments würden noch ungleich wilder und wüthender gewesen seyn, hätten nicht stets schnell wiederkehrende religiöse Gefühle sie mit Gewalt wieder zurückgedrängt. Als er nach Einnahme der Stadt Saumür im Begriffe stand, die dort dem heiligen Florentius erbaute Kirche zu verbrennnen, fühlte er plötzlich den Schlag seines Gewissens; jedoch hingerissen von wilder Leidenschaft, steckte er dieselbe dennoch in Brand, rief aber laut dabei aus: „Großer Heiliger, erlaube mir nur diesmal jetzt deine Kirche hier anzustecken, ich will ja gerne eine weit größere und

schönere Dir dafür aufbauen!" — In einer furchtbaren Aufwallung seines Zornes ermordete Fulko seine Gemahlin Elisabeth mit eigener Hand. Aber schon am folgenden Tage fühlte er die Schwere der auf ihm lastenden Blutschuld, und um sie zu tilgen, wallfahrtete er sogleich, und zwar zu Fuße, nach Jerusalem zu dem heiligen Grabe. Bei Fulko war diese Wallfahrt kein bloses äußeres Bußmittel ohne wahre Reue. Eine glühende Einbildungskraft war bei ihm die Quelle seiner Fehler wie seiner Tugenden, und aus ihr floß auch, sobald sein Gewissen sich regte, das Gefühl wahrer Reue und aufrichtiger Buße. — Während Fulko's Abwesenheit war Graf Eudes in die Staaten desselben eingefallen, hatte ganze Gegenden weit und breit verwüstet, auch mehrere Burgen und Schlösser erobert. Aber Fulko war kaum in Frankreich wieder angekommen, als er in aller Eile seine Schaaren zusammenzog, auf den Eudes losging und bei Pointlevoi ihn auf das Haupt schlug. Diese Schlacht war die blutigste, die während König Roberts ganzer Regierung in Frankreich geschlagen ward. Obgleich weder Eudes noch Fulko's Heer sehr zahlreich war, sollen doch von beiden Seiten über drei tausend Mann in diesem Treffen geblieben seyn. — Die schnelle Wiedereroberung aller verlornen Burgen und Schlösser war die Folge des Sieges bei Pointlevoi (1016). — Als Fulko der Jahre Last fühlte, übergab er die Regierung des Landes seinem Sohne Godfried. Dieser hatte zwar den kriegerischen Geist und die ganze Energie des Vaters geerbt; aber es fehlte ihm auch nicht an Härte und hochfahrender Willkühr. Er drückte die Unterthanen, behandelte seine Untervasallen mit zurückschreckendem Stolze, und vergaß oft selbst die seinem Vater schuldige Ehrfurcht. Fulko wollte ihm endlich über sein bisheriges Be-

tragen einige sehr ernste Vorstellungen machen. Aber dieß empörte den Stolz des noch lange nicht zum Manne gereiften Jünglings. Auf das schnödeste behandelte er seinen Vater, dessen ganzes Wesen, wie er sagte, blos Folge der Schwäche seines greisenden Alters sey. Endlich ging er so weit, daß er Dem, von welchem er Leben und Herrschaft erhalten hatte, trotzig befahl, alle Zeichen seiner ehemaligen Würde abzulegen und in der Verborgenheit des Privatstandes sein Leben zu endigen. Aber furchtbar entflammte jetzt Fulko in Zorn gegen den undankbaren Sohn. In einem Augenblicke ward der Greis jetzt wieder zum Jüngling. Die meisten Untervasallen, so bald sie die Stimme des ergrauten Helden, ihres ehemaligen Herrn hörten, stellten sich auf seine Seite, und nun zeigte sich Fulko so kräftig und thätig, daß in wenigen Tagen schon Godfrieds Anhang zerstreut und er selbst gezwungen ward, sich auf Gnade oder Ungnade seinem Vater zu ergeben. Mit einem Sattel auf dem Rücken mußte jetzt Godfried eine bedeutende Strecke Weges zu seinem Vater hinkriechen*). Als er sich nahete, erhob sich der alte Fulko, noch glühend von Zorn, von seinem Sitze, trat näher zu ihm hin, und indem er ihm mit dem Fuße einen Tritt gab, sagte er mit donnernder Stimme: „Fühlst Du nun jetzt, daß Du überwunden bist? Ja, überwunden, völlig überwunden bist Du.“ — „Wohl fühle ich,“ erwiderte Godfried, „daß ich überwunden bin; aber nur von Dir, und weil Du mein Vater bist. Für jeden andern werde ich stets unüberwindlich seyn.“ — Diese Worte besänftigten den Zorn des Vaters. Er tröstete seinen Sohn

*) Eine damals gewöhnliche Strafe, zu der man einen Vasallen seines Ungehorsams wegen verurtheilte.

wegen der jetzt erduldeten Schmach, gab ihm mit sanfter Stimme viele, wahrhaft väterliche Ermahnungen und mit diesen zugleich das Fürstenthum wieder zurück. — Noch in demselben Jahre trat Fulko, nur von zwei Bedienten begleitet, seine dritte und letzte Pilgerreise nach Palästina zu dem heiligen Grabe an. Sein Einzug in Jerusalem setzte die ganze Stadt, nicht nur die dort lebenden Christen, sondern auch alle allda wohnenden Saracenen in Erstaunen. Mit einem schweren Kreuze und Ketten beladen zog er langsam durch Jerusalems Straßen, während auf seinen Befehl die beiden Bedienten seinen entblößten Rücken mit Geiselhieben zerfleischten. Oefters rief er dabei aus: „Erbarme dich Herr deines Flüchtlings, des treulosen sündigen alten Fulko's. Nimm jetzt zu Dir, o Jesu, meine Seele, die ihre Sünden bekennt und sie bereuet.“ — Fulko hatte ein brennendes Verlangen, sein Leben am Grabe des Erlösers zu endigen. Aber diese Gnade ward ihm nicht zu Theil. Er starb erst auf seiner Rückreise, und zwar zu Metz, am ein und zwanzigsten Junius des Jahres Ein tausend und vierzig.

30. Graf Eudes war einige Jahre früher schon gestorben. Aber dieser hatte nicht die Gnade gehabt, so fromm, wie sein ehemaliger Gegner Fulko, zu endigen. Schon seit ein paar Jahren war Eudes wegen des Transjuranischen Burgunds mit Kaiser Conrad dem Salier in Krieg verwickelt, aber endlich von demselben gezwungen worden, allen seinen Ansprüchen auf Burgund zu entsagen. Der Friede mit Conrad war kaum geschlossen, als es den Eudes schon wieder reuete, auf ein Königreich, das, wie er wähnte, ihm gebühre, für immer verzichtet zu haben; und da bald darauf die Mailänder sich gegen den Kaiser empörten und die Lombardische Krone

dem Eudes anboten, nahm er sogleich dieses seinem Ehrgeitze und seiner Vergrößerungssucht so sehr schmeichelnde Anerbieten mit beiden Händen an und rüstete sich zum Kriege. Conrad glaubte, daß Eudes ihn entweder in Burgund oder in der obern Lombardei angreifen werde, und traf diesfalls die nöthigen, und wie gewöhnlich sehr zweckmäßigen und kräftigen Anstalten. Aber eben daher fiel jetzt Eudes, um dem Kaiser eine ihn überraschende Diversion zu machen, mit einem ziemlich zahlreichen Heere in Lotharingen ein, verwüstete weit und breit das Land, machte große Beute, eroberte mehrere feste Burgen, und unter diesen auch Bar-le-Duc, in das er einige hundert Mann Besatzung legte. Da das feindliche Heer sich bisher immer zurückgezogen und das ihm angebotene Treffen nicht angenommen hatte, hielt Eudes den Feldzug für beendiget und trat demnach den Rückzug nach Frankreich an. Nun entließ er auch die Mailändischen Abgeordneten, welche die ganze Zeit bei ihm geblieben waren, mit dem sichern Versprechen, nur noch einige Verstärkungen in der Champagne an sich zu ziehen, und dann unverzüglich mit einem weit stärkern und zahlreichern Heere den Marsch nach Italien anzutreten. Aber der herrliche Erfolg des jetzt, wie er glaubte, beendigten Feldzuges hatte dem Eudes ein Zutrauen zu sich selbst eingeflößt, das ihm nun im höchsten Grade verderblich werden sollte. Den Feind verachtend und nichts befolgend von allem, was Erfahrung, Klugheit und Vorsicht einem aus einem feindlichen Lande sich zurückziehenden Feldherrn zum Gesetze machen, zog er ganz sorgenlos mit seinem Heere in ziemlicher Unordnung dahin, und ward nun, als er gerade Bar-le-Duc erreicht hatte, von dem Herzog von Niederlotharingen, Conrads Vasallen, plötzlich und ganz unvermuthet überfallen. Nun

erfolgte ein ungemein hitziges und blutiges Treffen. Mit gleicher Tapferkeit schlugen sich beide Heere beinahe den ganzen Tag über. Aber gegen Abend ward das französische Heer endlich gezwungen, sich zurückzuziehen und den Lotharingern die Ehre des Sieges und das Schlachtfeld zu überlassen. Noch kannten die Franzosen nicht die Größe ihres Verlustes. Erst als sie sich eine Strecke zurückgezogen hatten, bemerkten sie daß ihr Fürst und Herr, Graf Eudes, verschwunden sey. Gleich am folgenden Morgen eilten demnach der Bischof von Chalons und der Abt von Verdün in das Lotharingische Lager, und ersuchten den Herzog, ihnen ihren Herrn gegen ein von ihm selbst zu bestimmendes Lösegeld, das sogleich erlegt werden sollte, freizugeben, oder, wenn er unter den Todten seyn sollte, dessen Leiche ihnen auszuliefern. Der Herzog versicherte den beiden Prälaten, daß Graf Eudes nicht sein Gefangener sey. Er müßte demnach in der Schlacht geblieben seyn; aber dessen Leiche zu finden, wäre jetzt unmöglich. Weder an einem Zeichen seiner Würde, noch an irgend einem Kleidungsstücke würde er mehr zu erkennen seyn, indem das ganze Schlachtfeld schon völlig geplündert worden und alle Erschlagenen ganz nackt auf der Erde lägen. Traurig kehrten der Bischof und der Abt wieder zurück. Ihre Botschaft setzte das ganze französische Heer in die größte Bestürzung. Aber völlig trostlos und in halber Verzweiflung befand sich die Gräfin Ermengarde, welche ihren Gemahl auf diesem Feldzuge begleitet hatte. Unerträglich war ihr der Gedanke, daß ihr Gemahl nicht einmal auf eine, eines souverainen Fürsten würdige Weise zur Erde sollte bestattet werden, und nun alles vergessend, was die Natur jetzt schreckliches und zurückstoßendes für sie haben könnte, begab sie sich mit einer, ihrem Ge-

schlechte nur in den Momenten höchster Gefahr eigenen Entschlossenheit, selbst auf das Schlachtfeld, wandelte, blos von Wenigen begleitet, viele Stunden auf demselben herum, wühlte unter allen Todten, wendete sie mit eigenen Händen hin und her, und hatte endlich das Glück, an einem nur ihr bekannten Zeichen eine Leiche ohne Kopf und fürchterlich zerfleischt und entstellt für die ihres Gemahls zu erkennen. Jetzt war Ermengarde wieder für einigen Trost empfänglich. Das französische Heer kehrte mit den traurigen, gänzlich unkennbar gewordenen Ueberresten seines bisherigen Herrn nach Hause, und die Gräfin hatte doch wenigstens die Zufriedenheit, ihrem Gemahle selbst noch nach seinem Tode durch das prachtvolle Begräbniß, das sie ihm ordnete, einen Beweis ihrer Liebe und Anhänglichkeit zu geben. (1037) Eudes II. weitschichtige Länder wurden nun unter dessen Söhnen getheilt, aber durch diese Ländertheilung auch, zum Glücke der Capetinger, die Macht eines Hauses gebrochen, das selbst einen Kaiser Conrad II. mit Krieg zu überziehen sich stark und mächtig genug gefühlt hatte. — Zwischen Eudes Söhnen und Godfried, Fulko's Sohne, begann nach dem Tode des Letztern bald wieder der alte Kampf, in dem jedoch, gleich seinem Vater, auch Godfried Sieger blieb. Daß jene Antwort, die er seinem erzürnten Vater gab, als er überwunden zu dessen Füßen lag, kein Ausbruch unbesonnener, stolzer jugendlicher Selbstüberschätzung, sondern klares Bewußtseyn seiner Heldenkraft war, bewieß Godfried sein ganzes Leben hindurch. Drei gegen ihn verbündete mächtige französische Herren besiegte er nach einander, und hatte dabei noch das Glück, sie alle drei zu seinen Gefangenen zu machen. Mächtige Fürsten buhlten um seine Freundschaft. Endlich kam er sogar König Heinrich zu Hülfe, und schützte

dessen Thron, den des Eudes beide Söhne zu erschüttern droheten. In dieser, blos in dem Interesse des Königes gefochtenen Schlacht, in welcher Eudes Söhne nicht nur besiegt, sondern deren beide Heere völlig zerstreut wurden, wehete vor den Schaaren Godfrieds die Fahne des heiligen Martin, und da die Feinde dem Heere des Grafen von Anjou weit überlegen waren, so schrieb die allgemeine Meinung des Volkes Godfrieds errungenen Sieg dem miraculösen Einfluß des erwähnten Heiligen, Frankreichs großen gemeinschaftlichen Schutzpatrons zu.

31. Von den fürstlichen Herren, welche die Oberherrschaft über Frankreich mit König Robert theilten, starben mehrere ungefähr um die nämliche Zeit, als er selbst von dem Schauplatze abtrat. Godfried, Herzog von Bretagne, ward durch einen Steinwurf von der Hand eines alten Weibes getödtet. Der Herzog kam gerade von der Jagd. Sein Falke ergriff ein Huhn und flog damit davon; darüber ergrimmte die Alte, der das Huhn gehörte, so sehr, daß sie nach dem Herzog einen Stein schleuderte, der ihn an den Schläfen so sehr verwundete, daß er einige Stunden darauf starb. Godfrieds Nachfolger war dessen Sohn Alan III., aber jetzt noch ein Kind. Während seiner Minderjährigkeit entstand ein furchtbarer Aufruhr unter den Bauern in ganz Bretagne. In zahlreichen Haufen rotteten sie sich zusammen, erschlugen alle Edeln, die ihnen in die Hände fielen, steckten deren Schlösser in Brand, predigten mit den Waffen in der Hand Gleichheit der Rechte, und wollten alle Herrschaft abgeschafft wissen. Die Gefahr, die jetzt allen Rittern und Edeln drohete, vereinigte dieselben schnell zu einem allgemeinen Bund. Mit vereinten Kräften gingen sie auf die Aufrührer los, schlugen die, des

Krieges unerfahrenen und ungewohnten Haufen, wo sie dieselben fanden, und zwangen sie, sich unbedingt auf das neue zu unterwerfen. Die Ruhe war zwar bald wieder hergestellt, aber leider wurden jetzt ausgesucht grausame Todesstrafen das Loos sämmtlicher Häupter des Aufruhrs*). — Auch Richard **II.**, Herzog von der Normandie, der edle treue Anhänger und Bundesgenosse König Roberts, starb in dem Jahre ein tausend und sieben und zwanzig. Seine beiden Söhne, Richard **III.** und Robert, theilten sich in die Staaten ihres Vaters. Noch bei Lebzeiten desselben hatte Richard schon Proben gegeben, daß er ein seines eben so tapfern als großmüthigen Vaters würdiger Sohn sey. Eine seiner Schwestern war mit einem Grafen von Burgund vermählt. Dieser lag schon seit mehrern Jahren in immerwährender Fehde mit dem Grafen Hugo von Chalons an der Saone. Dieser war ein persönlicher Feind des Burgunders, der bald nach seiner Vermählung das Unglück hatte, ein Gefangener desselben zu werden. Sobald man dieß an dem Hofe von Rouen erfuhr, schickte Richard einen Abgeordneten nach Chalons, und ließ Hugo ersuchen, aus Liebe zu ihm seinen Gefangenen in Freiheit zu setzen. Hugo in dem Wahn, daß die Entfernung beider Länder ihn gegen einen Besuch der Normänner sichere, gab dem Abgeordneten trotzige Antwort und hielt seinen Gefangenen nur in noch engerer und strengerer Haft. Aber nun

*) Der Lebensbeschreiber des heiligen Abtes Gildas, der dieses Bauernaufstandes umständlich erwähnt, verdammt ihn zwar als ein tolles, höchst strafwürdiges Unternehmen, gibt aber sehr deutlich zu verstehen, daß mißbrauchte Gewalt und Ungerechtigkeiten jeder Art die Bauern in Verzweiflung gebracht und zu blutigem Frevel hingerissen hätten.

sah auch Richard ein, daß die Sache seines Schwagers auf ganz andere Weise müsse geführt werden. An der Spitze eines eiligst aufgebotenen sehr ansehnlichen Heeres zog er gegen Chalons. Hugo, der es nicht wagte, den tapfern Normannen in offenem Felde zu begegnen, verstärkte die Besatzungen seiner Burgen, und schloß sich mit einer zahlreichen Schaar auserlesener Krieger in seiner Hauptstadt Chalons ein. Aber demungeachtet zog sich der Krieg doch nicht in die Länge. Die Burgen wurden erstürmt. Eine davon ward dem Erdboden gleich gemacht, endlich auch Chalons belagert, und Hugo gezwungen, um Frieden zu bitten. Dieser ward ihm auch gewährt, jedoch erst, nachdem er sich der damals üblichen demüthigenden Strafe des Satteltragens und des Herankriechens zu den Füßen seines Ueberwinders unterworfen hatte. Ohne eine Schadloshaltung oder irgend einen Vortheil für sich zu fodern, zog der Prinz hierauf mit seinen braven Normannen wieder in sein Land zurück*).

*) Einer solchen, unmittelbar blos die Person des Fürsten oder dessen Haus betreffenden Angelegenheit wegen, würde in unsern Zeiten auch nicht eine Flinte losgeschossen, viel weniger ein Krieg angefangen werden. Der Staat ist heute zu Tage von dem Fürsten getrennt, und steht, sogar gebietend, dem Letztern gegenüber. Natürlicherweise darf also jetzt nur dann die Loosung zum Kriege gegeben werden, wenn der Staat, obgleich ein bloses Vernunftabstraktum, sich in seinen Interessen verletzt fühlt, versteht sich, in seinen materiellen Interessen, denn von den höhern, geistigen oder religiösen kann ohnehin jetzt keine Rede mehr seyn. — Freilich war dieß in jenen Jahrhunderten ganz anders. Damals sahen die guten Leute in dem Staate nichts, als die große Familie ihres Fürsten und Herrn, und da zu dieser Alle zu gehören glaubten und jede Familie schon von Natur aus mit ihrem Haupte innigst verbunden ist und verbunden seyn muß, so nahmen

32. Nach dem Tode des Vaters trennte dessen Söhne nur gar zu bald unseliger Bruderzwist. Bei der Theilung der väterlichen Erbschaft hatte, wie es scheint, Richard, der ältere der beiden Brüder, sich einen etwas größern Ländertheil zugeeignet. Dieß konnte ihm sein herrschsüchtiger jüngerer Bruder Robert nicht verzeihen. In kurzer Zeit spannen sich unter den beiden Brüdern allerlei Händel, und zuletzt eine blutige Fehde an, in der jedoch Richard die Oberhand behielt und endlich seinen Bruder in dessen Hauptstadt Falaise belagerte. Robert, in kurzer Zeit auf das äußerste gebracht, mußte sich und die Stadt an seinen Bruder ergeben. Richard zog als Sieger in Falaise ein, aber des verderblichen Bruderzwistes müde, und überhaupt von mildem und sanftem Charakter, bot er seinem Bruder jetzt die Hand zur Versöhnung. In wenigen Tagen kam demnach ein alle bisherigen Differenzen ausgleichender Friede zu Stande, und zur Feier desselben gab Robert seinem Bruder und dessen vornehmsten Feld-

---

auch alle Unterthanen nach ihren verschiedenen Verhältnissen und Abstufungen, an der Ehre oder Unehre, an dem Wohl oder Wehe ihres Fürsten den lebhaftesten und innigsten Antheil. Ward der Monarch auf irgend eine Weise in seiner Person oder in seinem Hause gekränkt oder beleidiget, so fühlte sich eo ipso auch stets die ganze Nation beleidiget und gekränkt, und von selbst flogen dann sogleich alle Schwerter aus der Scheide. — Ohne die neuern Staatsphilosophen darüber zu befragen, müssen wir gestehen, daß nach unserer Ueberzeugung es so besser war, als es jetzt ist, mithin es auch immer so hätte bleiben sollen. — Uebrigens ist es bemerkenswerth, daß ungefähr um dieselbe Zeit, als man den Staat von dem Fürsten trennte, auch die völlige Trennung der Kirche von dem Staat und der Religion von der öffentlichen Verwaltung wenigstens in thesi ausgesprochen ward.

obersten ein festliches Mahl. Friedlich und freundlich, wenigstens dem Scheine nach, schieden beide Brüder von einander. Aber kaum war Richard in Rouen angekommen, als er und alle, die mit ihm an Roberts Tafel gespeißt hatten, plötzlich erkrankten und in wenigen Stunden starben, worauf Robert sich sogleich in Besitz des ganzen Herzogthums setzte. Nach allen äußern Umständen zu urtheilen, lag auf Robert jetzt der Verdacht, seinen Bruder nebst den übrigen vergiftet zu haben. Robert vermochte nicht, diese harte Beschuldignng zu entkräften, und ward daher für alle seine Landsleute ein Gegenstand des Abscheues und des Haßes. Der Anfang seiner Regierung war demnach nichts weniger als ruhig und gefahrlos für ihn, und unaufhörlich besorgt und beschäftiget, sich gegen geheimen Verrath und Meuchelmord zu schützen, genoß Robert, wenn er wirklich seinen Bruder vergiftet haben sollte, wenigstens für jetzt noch lange nicht die gehofften Früchte seines begangenen Frevels. Als aber bald darauf auch mehrere seiner Vasallen sich gegen ihn empörten und ihm den Gehorsam aufkündigten; er aber sie alle besiegte, Wilhelms von Bellesme beide durch körperliche Stärke, Kühnheit und Muth berühmte Söhne im Zweikampf überwand, den Einen erlegte, den Andern tödtlich verwundete, gewannen ihm seine Siege wieder die Achtung der Nation. Auch die angrenzenden Herren ehrten Roberts kriegerische Tugenden, und da er jetzt nicht selten Beweise von Mäßigung und Gerechtigkeit gab, ward er bald der gewöhnliche Schiedsrichter bei allen Streitigkeiten seiner Nachbarn. Bei ihm fand die unterdrückte Unmacht stets Schutz gegen die mißbrauchte Gewalt des Uebermächtigen. Als der alte Graf Balduin von Flandern, von seinem eigenen Sohne aus dem Lande getrieben, nach Rouen geflohen war, zog Robert sogleich sein Heer

zusammen und führte den alten Herrn wieder nach Flandern zurück. Eine Flandrische Burg, welche Widerstand leisten wollte, ward erstürmt, bald darauf Lille, die Hauptstadt des Landes, eingenommen, der alte Graf wieder in sein Fürstenthum eingesetzt und der irregeleitete Sohn gezwungen, zu den Füßen seines Vaters um Gnade und Verzeihung zu flehen. Dem Robert selbst brachte dieser Feldzug, wie auch noch einige andere ähnliche, nicht den geringsten Vortheil. Ihm war es nur darum zu thun, Recht und Gerechtigkeit zu einer Zeit zu pflegen, wo es kein anderes Recht als jenes der Waffen gab. Gleich seinem Vater, dem Herzog Richard II., war auch Robert ein Anhänger und treuer Bundesgenosse des Capetingischen Hauses. Da er sich und seinen Hof mit einem bisher ungewöhnten Glanz umgab, so erhielt er noch bei seinen Lebzeiten den Beinamen: der Prächtige. Aber noch bekannter, als durch diesen Beinamen, ward er dadurch in der Geschichte, daß er der Vater war Wilhelms des Eroberers*), des Siegers bei Hastings, und Gründer einer neuen Dynastie Englischer Könige.

*) Es ist nicht Recht, daß man diesem Herzog Wilhelm von der Normandie, der zu seiner Zeit auch König in England ward, den Beinamen des Eroberers gab und noch gibt. Er hatte England im wahren Sinne des Worts nicht erobert, obgleich er selbst es nachher für eine Eroberung ausgab, blos um seinem fürchterlichen Despotismus und seiner beispiellosen Willkühr völlig schrankenlosen Lauf zu lassen. Wir werden in der Folge sehen, daß die englische Nation Wilhelms auf einem Testament König Eduards beruhende Ansprüche auf den englischen Thron, denen freilich der Sieg bei Hastings noch größere Kraft gab, freiwillig anerkannte, und ohne sich ihm zu widersetzen, ihn ruhig den Thron von England besteigen ließ.

33. Wenn der unruhige, blos mit ritterlichen Uebungen bekannte, übrigens aber noch ziemlich rohe und höchst unwissende französische Adel im eigenen Lande keine Gelegenheit fand, seine Kampfslust zu befriedigen, zog er gewöhnlich auch, und oft schaarenweise auf Abentheuer in fremden Ländern aus. Solche kriegerische Auswanderungen liebte ganz vorzüglich der Adel in der Normandie. Wie es scheint, war dieß bei demselben noch ein von seinen Vorfahren in dem vorigen Jahrhundert geerbter Charakterzug, und wir werden zu seiner Zeit sehen, welche große Revolutionen eine Handvoll ausgewanderter Normänner in Italien bewirkte. — Schon seit vielen Jahren lebten die Saracenen in Spanien mit den angrenzenden Aquitaniern in vollkommenem Frieden, und das Bedürfniß des Austausches beiderseitiger Produkte, und der daher zwischen beiden Völkern immer lebhafter werdende Verkehr, schienen diesen friedlichen Verhältnissen auch fernern Bestand zu geben. Aber auf einmal fiel es den Saracenen nun ein, einen Versuch auf die Stadt Narbonne zu machen; dieser mißlang ihnen zwar gänzlich, ward aber jetzt ein allgemeiner Aufruf an alle Franzosen, besonders an die Edeln in der Normandie, den Saracenen in Spanien nun ebenfalls die Stärke ihres Arms fühlen zu lassen. Roger, ein vornehmer Normann, zog in zahlreicher Begleitung junger Abentheurer über die Pyrenäen. Ermensade, Gräfin von Barcellona, war seit einiger Zeit mit einem benachbarten Emir in Krieg verwickelt*). Roger wußte es, bot daher seine Dienste der Gräfin an, und Ermensade, höchst erfreut über

*) Barcellona war damals schon eine sehr ansehnliche, durch Seehandel wohlhabende stark bevölkerte Stadt von mehr als sechzig bis siebenzig tausend Einwohnern.

eine so unvermuthete Verstärkung, nahm sie natürlicherweise mit der größten Bereitwilligkeit an. Um schon durch seinen blosen Namen die Saracenen zu schrecken, verbreitete Roger geflißentlich das Gerücht: Er und seine Normänner seyen Menschenfresser. Da er gleich in dem ersten Gefecht die Saracenen schlug und mehrere Gefangenen machte, ließ er einige derselben in Stücken hauen und diese in großen Kesseln sieden. Von dem Fleische bot man nun auch den übrigen gefangenen Saracenen an, bemerkte ihnen aber dabei, daß der größte Theil für den Grafen und dessen Gefährten müßte aufbewahrt werden, für die gerade Menschenfleisch das köstlichste Mahl sey. Natürlicherweise lehnten die Saracenen das ihnen angebotene Geschenk von sich ab, und bezahlten dafür lieber ein doppeltes Lösegeld, um nur recht bald aus den Händen dieser Menschenfresser befreit zu werden. Durch die rückkehrenden Gefangenen ward nun bald die Mähre von den angekommenen Menschenfressern unter allen Saracenen in ganz Catalonien verbreitet. Selbst der Emir ward geschreckt, und da Graf Roger schon einige feste Burgen und Schlösser erstürmt hatte, so eilte der Saracene nun so mehr mit der Gräfin Ermensade Friede zu schließen, und trat in dem Friedensschluß die von den Normännern ihm abgenommenen Burgen sammt deren Gebiet an die Gräfin von Barcellona ab*). (1018) — Zum Lohn seiner Dienste erhielt Graf Roger die Hand von Ermensadens schöner Tochter, und mit dieser eine fürstliche Aussteuer. — Da es jetzt in Cata-

*) *Ademari* Chronicon Aquitanicum et Francicum. Man nennt den Verfasser gewöhnlich Ademarum Cabannensem, weil er zu Chabanois an der Vienne geboren war. Seine Chronik reicht bis in das Jahr 1029.

lonien keine Arbeit mehr für den Grafen und dessen Gefährten gab, ihre bisherigen Erfolge gegen die Saracenen aber nur noch mehr ihren Eifer entflammten, sich mit diesen Feinden des christlichen Namens noch länger zu messen, so schiffte Roger mit der ganzen Schaar seiner Begleiter sich in Barcellona ein, um ebenfalls Spaniens südlichen Küsten einen Besuch zu machen. Das Seeräuber-handwerk, gegen Saracenen getrieben, war ein eben so ruhmvolles als verdienstliches Geschäft; und dieses trieb Roger nun einige Zeit unter sehr vielem Segen; stieg bald da bald dort an das Land, raubte und verheerte, plünderte selbst verschiedene nicht unbedeutende Städte, und segelte dann, nicht nur mit ungemein reicher Beute und einer jungen schönen fürstlichen Gemahlin, sondern auch mit dem Ruhm eines im Saracenenkampf sich um die Christenheit hoch verdient gemachten Ritters, wieder nach den vaterländischen Küsten der Normandie zurück.

34. Die gegenwärtige Periode von Frankreichs Geschichte schließt eine furchtbare, in den Jahrbüchern der Völker bis dahin noch nie erhörte Catastrophe. Eine drei Jahre dauernde schreckliche Hungersnoth, wie Gott die Erde noch nie geschlagen hatte, brach in dem Jahre Ein tausend und dreißig zuerst in einem Theil der europäischen Provinzen des Oströmischen Reiches aus, kam dann über Griechenland nach Ungarn, Italien, Deutschland, Frankreich und England, kurz, das ganze östliche, südliche und westliche Europa ward nach und nach der jammervolle Schauplatz, auf welchem der Tod unter den schrecklichsten und scheußlichsten Gestalten, den geängstigten aber, wie Rudolphus Glaber sagt, auch von Gott sich immer mehr abwendenden Völkern, als ein Bote göttlicher Strafgerichte erschien. Am

ärgsten wüthete diese furchtbarste aller Landplagen in Frankreich. Dieselben Ursachen erzeugten überall auch dieselben verderblichen Wirkungen. Lange anhaltender Regen nämlich, der drei Jahre nach einander stets um die Saat- und Aerndtezeit in ganzen Strömen auf die Erde sich herabgoß, und große Strecken urbaren Landes auf mehrere Wochen in stehende Seen verwandelte, verdarb nicht nur an allen Orten das Getraide, sondern auch alle nützliche Kräuter, wie überhaupt jede andere Pflanze. In den ersten zwei Jahren führte dieß blos eine, jedoch immer höher steigende Theurung herbei. Die geringste Quantität, selbst schlechter Nahrungsmittel, wurde um ganz ungeheure, völlig in der Willkühr des Verkäufers liegende Preise verkauft. Daran konnten aber nicht einmal die wenig Bemittelten und noch viel weniger die ganz Armen theilnehmen. Wie gewöhnlich wurden nun wieder Kirchen und Klöster die Zufluchtsstätten Aller, die der Hülfe bedurften. Man hätte beinahe sagen mögen, daß unter Ausübung solcher Werke der Barmherzigkeit der Vorrath der Kirchen und Klöster sich gar nicht mindere, denn so viele ihrer auch kamen, ging doch keiner unerhört von der Klosterpforte hinweg. — Dem schrecklichen, immer überhand nehmenden Uebel durch fremde Einfuhr zu steuern, war unmöglich, denn auch in andern Ländern herrschten gleicher Mangel, gleiche Noth. — So waren unter Jammer und Elend, unter Furcht und Hoffnung zwei Jahre vorübergegangen, als endlich das dritte verhängnißvollste Jahr erschien. Aber auch in diesem verschloß die Erde den Menschen ihre Gaben. Wie in den beiden vorübergegangenen überschwemmten wieder Wolkenbrüche und ähnliche Regengüsse Felder, Wiesen und Gärten. Jetzt stand der Reiche, selbst wenn er über ganze Haufen von Gold gebieten konnte,

auf vollkommen gleicher Linie mit dem Armen. Aus Mangel an Futter war der Viehstand überall tief gesunken. Das vorhandene Vieh war nun bald geschlachtet und aufgezehrt. Zu den unnatürlichsten und schädlichsten Nahrungsmitteln ward jetzt gegriffen. Da der Boden den Menschen keine Pflanzen mehr darbot, so suchten sie diese in Seen und Morästen. Berge wurden durchwühlt, Kreide und andere leicht zu zerreibende Steine mit dem hie und da noch vorhandenen Mehl vermischt. Eine nothwendige Folge davon waren Seuchen und pestartige Krankheiten, und die Sterblichkeit, besonders unter den Landleuten, nahm mit jedem Tage furchtbar zu. Ueberall sah man nur ausgehungerte, gleich Schatten umher schleichende Menschen. Aber auf diesen jammervollen Anblick folgten bald noch viel grausenvollere Scenen. Furcht vor grausamem Hungertod erstickte alle menschliche Gefühle. Die Menschen wurden wahre Anthropophagen. Schon halb vermoderte Todten wurden ausgegraben und mußten den Lebenden zur Nahrung dienen. Ein Metzger bei Tonerre brachte Menschenfleisch auf den Speisemarkt der Stadt. Obgleich er es für Fleisch von geschlachtetem Vieh ausgab, erregte er dennoch Verdacht. Vor Gericht darüber näher befragt, gestand er unumwunden, es sey Menschenfleisch, das ja ohnehin zuletzt noch der Leute einziges Nahrungsmittel werden würde. Der Metzger ward am Leben gestraft, und sein ganzer gräßlicher Fleischvorrath verbrannt. Aber bald erzeugte die immer höher steigende Hungersnoth noch ungleich größere Scheusale der Menschheit. Es gab nun Ungeheuer, die, weil natürlicherweise frisches Menschenfleisch dem halb vermoderten vorziehend, gleich reissenden Thieren des Waldes Tag und Nacht auf Raub und Menschenfraß ausgingen. Unter Vorzeigung eines schön

bemahlten Eies oder andern Spielzeuges, wurden Kinder nach entlegenen Winkeln oder menschenleeren Orten gelockt, dort erwürgt, und die Leichen der ermordeten Unschuld dienten dann den Kanibalen auf einige Tage zum Fraß. Unter dem Vorwande, den vielen völlig entkräfteten Reisenden, die jetzt oft von falscher Hoffnung getäuscht ihre Wohnorte verließen, um nach einer andern Gegend zu ziehen, einige Erholung zu gewähren, errichteten wieder andere Unmenschen an etwas entlegenen Orten an der Landstraße kleine Herbergen, luden die vorüberziehenden, von Hunger ganz bleichen Reisenden ein, von ihrer Reise einige Stunden bei ihnen auszuruhen, fielen aber dann sogleich über jeden Eintretenden her, erschlugen ihn und mästeten sich von dem Fleische der Ermordeten. Sogar auf offener Landstraße, besonders in den Wäldern, war Niemand mehr sicher. Jedes erblickte in dem Andern seinen Feind, denn der Stärkere riß den minder Starken zu Boden, schlug ihn todt, und war er, weil auf Menschenraub ausgehend, schon mit dem nöthigen Geschirr versehen, so bereitete er sich, von wüthendem Hunger getrieben, auch gleich schon auf derselben Stelle sein schreckliches Mahl. Bei einer, nicht sehr ferne von der Kirche zum heiligen Johannes von Castanedo, in dem Walde von Macon erbauten Herberge kam eines Tages auch ein Mann mit seiner Frau vorüber. Da es schon anfing Abend zu werden, baten sie um Aufnahme für die kommende Nacht. Gerne ward ihnen ihre Bitte gewährt. Aber kaum waren sie eingetreten, als sie in einer Ecke der Stube ein paar unter dem Stroh hervorragende Menschenköpfe erblickten. Von Schrecken ergriffen wollten sie sogleich diesen Ort des Grausens verlassen. Aber der starke, weil von Menschenfleisch gemästete Eigenthümer, gab dieses nicht zu, trieb

sie wieder zurück und sperrte sie in eine Kammer ein. Die Unglücklichen konnten nun deutlich voraussehen, was ihr Loos in dieser Nacht seyn würde. Aber die Vorsehung wollte sie erhalten und beide fanden daher dennoch Mittel aus dieser Mordhöhle zu entkommen. Sie eilten nun an den nächsten Ort und zeigten, was sie gesehen, bei der Obrigkeit an. Der Graf des Distrikts schickte unverzüglich eine gewaffnete Schaar nach der Mordgrube, in der man nun nach geschehener Hausuntersuchung acht und vierzig Köpfe von Männern, Frauen und Kindern fand, die dieses Ungeheuer in menschlicher Gestalt im Laufe mehrerer Monate ermordet und aufgefressen hatte. Zum Lohn seiner Greuelthaten ward der Kanibal lebendig verbrannt. — Gleichsam mit dieser schrecklichen Hungersnoth im Bunde, wütheten auch mancherlei Seuchen und pestartige Krankheiten unter dem Volke und rafften jeden Tag eine Menge Menschen dahin. Der größte Theil derselben blieb unbeerdiget, denn die Lebenden, ebenfalls mehr Todtengerippen als Menschen ähnlich, vermochten die vielen Todten nicht mehr zu begraben. Nicht selten geschah es, daß der Vater, der sein Kind, oder der Bruder, der seinen Bruder begraben wollte, daher seine letzten Kräfte zusammen nahm, über diesem Werke der Barmherzigkeit starb, und mit der Leiche, die er in die Erde senken wollte, zugleich in dieselbe Grube stürzte. — Die vielen auf den Feldern und Landstraßen liegenden Todten lockten endlich auch aus den herumliegenden Wäldern und von den Gebirgen eine Menge Wölfe herbei, die nach und nach an diesen Fraß gewöhnt, und dadurch nur noch kühner und wilder gemacht, zuletzt schaarenweise in die Dörfer und Flecken eindrangen und den Menschen nun ebenfalls eine neue Art des Krieges ankündigten. Wie furchtbar die Sterblich-

keit unter den Menschen war, und wie sehr man, daß sie noch immer zunehmen würde, befürchten mußte, ergibt sich am besten daraus, daß überall die Bischöfe, da auch der Kirchen und Klöster Vorräthe erschöpft waren, nun einmüthig den Beschluß faßten, daß den Schwachen, völlig Entkräfteten, und überhaupt Allen, auf deren blassen ausgemergelten Gesichtern der Tod schon sein Siegel eingedrückt habe, nichts mehr gegeben, sondern bloß nur den etwas Rüstigern und Stärkern noch Nahrung sollte gereicht werden, damit doch auf das künftige Frühjahr zur Bestellung der Aecker und zum Anbau der Felder die nöthige Anzahl von Menschen noch übrig wäre. — Nach hartem und langem Winter kam endlich das in Angst und mit banger Sehnsucht erwartete Jahr Ein tausend und vier und dreißig heran. Der Himmel schien jetzt auf einmal wieder mit der Erde ausgesöhnt. Die alles überschwemmenden, jede Pflanze bis in ihre Wurzeln verderbenden Regengüsse hörten auf. Die Sonne durchbrach den finstern, sie schon lange Zeit umhüllenden Nebel, und ihre milden Strahlen goßen wieder neues Leben in die beinahe völlig erstorbene Natur. Die Erde öffnete also auch wieder die in ihrem Schoose verborgenen Schätze, und die Aerndte von diesem Jahr war so ungemein reich, daß die Fülle ihres Segens fünf gänzlich mißlungene Aerndten hinreichend hätte ersetzen können. — Freudigkeit und Lebenslust kehrten nun in jede Brust wieder zurück. Eine verdoppelte Thätigkeit, auf dem Lande wie in den Städten, zeigte sich in allen Geschäften des Lebens, und da die jetzt überall hervorbrechenden Blüthen neuer Generationen die ausgestorbenen Geschlechter bald wieder ersetzen konnten, so würden auch ganz gewiß die verflossenen drei angstvollen Jahre in völlige Ver-

gessenheit gesunken seyn, hätte nicht die Kirche diesen Augenblick zu ihren höhern Zwecken eben so weise als kräftig zu benutzen gewußt. Weit öfters als bisher versammelten sich jetzt überall in ganz Frankreich die Bischöfe in zahlreichen Concilien. Von einem Ende des Reichs bis zum andern ertönten ihre Stimmen. Nicht nur in ihren Hirtenbriefen, auch von der Kanzel herab suchten sie alles Volk, die Hohen wie die Niedern zu belehren, zu ermahnen und auf bessere Wege zu leiten. In allen ihren Reden und Predigten athmete durchaus ein sehr ernster tiefer Sinn der Buße, jedoch zugleich auch alle Innigkeit der Empfindung einer über die Laster, Thorheit und Verkehrtheit ihrer Kinder trauernden zärtlichen Mutter *). Es gelang ihnen,

*) Unstreitig sind solche Zeitmomente allgemeiner, schwer auf einem Lande lastender Calamitäten ganz vorzüglich dazu geeignet, die Menschen aus ihrem Taumel zu wecken und ihren Blick gegen Himmel zu richten. Man erinnere sich nur, als vor einigen Jahren die Cholera, diese ernste Bötin Gottes, ihre schwarzen Fittige über unserer Stadt ausgebreitet hatte, welche große Sinnesänderung, welche Empfänglichkeit für das Höhere, Ueberirdische, für die wichtigsten Lehren des Heils nun plötzlich unter allen Ständen, und selbst unter den reichsten, an die größte Ueppigkeit gewöhnten Einwohnern der Stadt überall sichtbar bemerkt wurden. — Warum mußte diese Stimmung unbenutzt vorübergehen? Warum wurden die, durch jenes göttliche Strafgericht so sehr aufgelockerten Gemüther, und die darin schon sichtbar gewordenen Keime guten Samens nun nicht auch mit dem himmlischen Thau ächter, und daher stets bleibende Besserung mit sich führender Buße benetzt? Sobald Gottes furchtbarer Bote die Geisel nicht mehr schwang, kehrte Alles in das alte Geleise zurück. Irgend eine Spur der frühern, durch Furcht erregten Eindrücke ward, mit wenigen Ausnahmen, weder in dem häuslichen und noch viel weniger in dem öffentlichen

alle Welt zu überzeugen, daß jene angst- und drangvolle Jahre, wo schreckliche Hungersnoth, mörderische Seuchen und selbst reissende Thiere sich vereinigten, um die Menschen zu ängstigen und das Bild des Todes unter dessen furchtbarsten Gestalten vor ihre erschütterten Seelen zu stellen, offenbar nichts als blose Strafgerichte gewesen. Strafgerichte von der Nation selbst herbeigezogen, durch die immerwährenden Kriege und Fehden, durch Gewaltthätigkeiten jeder Art, durch Mord, Brand und Raub, und alle übrigen, mit solchen nur durch die wildesten und gehäßigsten Leidenschaften angefachten Kriegen gewöhnlich verbundene Greuelthaten. Die Worte der Bischöfe fielen nicht auf steinernes Erdreich. Die Großen und Mächtigen, die während jener langen jammervollen Zeit sich schon unter der züchtigenden Hand der Vorsehung gedemüthiget hatten, hörten jetzt mit willigem und empfänglichem Herzen auf die Lehren und Ermahnungen ihrer Oberhirten, und so kam nun zu Stande, was zu keiner andern Zeit zu Stande gekommen seyn würde, nämlich ein, mit der Genehmigung aller großen und kleinern Fürsten in ganz Frankreich, — nur mit Ausnahme des Herzogthums Franzien, — unter der Garantie der Kirche geschlossener allgemeiner Friede Gottes (paix de Dieu), worauf jedoch nach einiger Zeit, da Kriege ebenfalls in Gottes Weltanordnung zu gehören schienen, ein blos auf gewisse Zeiten beschränkter Gottesfriede (treve de Dieu) folgte. Unstreitig die größte Wohlthat, welche die Kirche damals den Völkern erzeigen konnte, denn durch die fortgesetzten Bemühungen der Bischöfe,

---

Leben bemerkt. Die Seuche hatte kaum aufgehört, so folgten gleich am dritten Tage darauf leider schon wieder Faschingsbelustigungen.

die, obgleich durch politische Grenzen von einander getrennt, doch nur ein und derselbe Geist beseelte, ging diese treffliche, für die Ruhe und Sicherheit des gemeinen Volkes so heilsame Einrichtung nach und nach ebenfalls in andere Länder über, und ward auch dadurch der eigentliche Zweck der Kirche bei weitem noch nicht völlig erreicht, so hatte man sich demselben doch schon um vieles genähert. — Von der Natur dieses Gottesfriedens und den sich darauf beziehenden kirchlichen Satzungen, so wie von jenem merkwürdigen Zusammenfluß von Ereignissen, wodurch es geschah, daß das im Laufe des zehnten Jahrhunderts so tief gesunkene, völlig verkannte Ansehen der Kirche schon in den ersten Decennien des eilften sich plötzlich so sehr erheben, und auf den Charakter der Völker und deren öffentliche Verhältnisse einen eben so mächtigen als heilbringenden Einfluß gewinnen konnte: davon wird füglicher an einem andern mehr dazu geeigneten Ort noch umständlichere, mehr in das Einzele eingehende, Erwähnung geschehen *).

*) Da vielleicht hie und da Einer unserer Leser den hier oben stehenden Bericht von jener dreijährigen furchtbaren, einen großen Theil Frankreichs in einen öden Todtenacker verwandelnden Hungersnoth für übertrieben halten und auf den Gedanken gerathen könnte, wir hätten allenfalls zu dem davon entworfenen Gemälde vorsätzlich nur die schwarzesten Farben gewählt und diese absichtlich recht dicht aufgetragen, so wollen wir zur Beglaubigung dessen, was wir davon berichtet, jetzt einige sich darauf beziehende, und aus Rudolph Glaber, einem gleichzeitigen Geschichtschreiber, ausgezogene Stellen hier beifügen.

„— — Sequenti itaque tempore coepit in universo orbe terrarum fames convalescere, ac interitus pene *universi humani generis* imminere. Nam temperies äeris sic intempestiva est effecta,

ut nullius sationis proveniret tempus congruum, nec messioni praecipue ob inundantiam aquarum foret opportunum. Videbantur enim inter se ipsa elementa pugnam discordiae agere, cum procul dubio vindictam exercerent humanae insolentiae. Assiduis enim imbribus ita compluta erat universa tellus, ut in spatio *triorum annorum* nulli reperirentur sulci utiles seminibus." — — „Coeperat enim primitus haec sterilitas ultionis in partibus Orientis, depopulando Graeciam, devenit in Italiam. Dehinc infusa per Gallias, transiit ad universos Anglorum populos. Tunc vero constricta tota gens indigentia victus, *majores ac mediocres* fame pallebant *cum pauperibus*. Cessit enim raptus potentum universali inopiae. Si quid ergo victus venundatus reperiebatur, arbitrio vendentis pro libitu erat excedere seu accipere pretium." — — „Interea post esum bestiarum ac volucrum, urgente fame acerrima, coepere homines praeripere in cibum *morticina quaeque ac dictu horrenda*. Quidam vero fecere confugium evadendae mortis ad radices silvarum, herbasque fluviorum, sed nequicquam. Non ergo aufugium irae ultionis Dei, nisi ad semetipsum. Horret denique referre quae tunc generi humano corruptiones acciderunt. Heu! proh dolor! quod olim raro audiri contigerit, tunc rapida inedies compulit *vorari* ab hominibus *humanas carnes*. Arripiebantur *viantes a se praevalentibus*, membratimque dividebantur, igneque decocti vorabantur. Multi quoque de loco ad locum famem fugiendo pergentes hospitiis recepti, noctuque jugulati, quibus suscepti sunt, in cibum fuerunt. Plerique vero ovo ostenso pueris, ad remota circumventos trucidatosque devorarunt. — Corpora defunctorum in locis plurimis ab humo evulsa, nihilominus fami subvenerunt." — — „Est ecclesia a civitate Matisconensi tribus fere millibus distans, in silva Castanedi sita sancto Joanni dicata. Juxta quam locaverat quidam feralis homo tugurium, qui ibidem multitudinem

transeuntium vel ad se divertentium trucidans in nefandissimum sumpsit edulium. Contigit siquidem una dierum, ut vir quidam cum muliere illuc divertens ad hospitium, paululum conquievit. Dehinc cum duceret oculos per angulos tugurii, prospexit detruncata capita virorum, atque mulierum et infantium. Qui protinus palluit, egredi cupiens, sed pestifer ille possessor tugurii retinens, vi manere compellebat. Sed ille pertimescens mortis decipulam, praevaluit, concitusque ad civitatem cum uxore perrexit. Ad quam veniens, quod compererat Ottoni comiti ceterisque civibus indicavit. Qui protinus mittentes viros quamplurimos, qui rei veritatem inquirerent, pergentesque velocius, reperirunt illum crudelissimum in suo tugurio cum *quadraginta octo* capitibus trucidatorum, quorum carnes ore belluino voraverat." — — Seinen sehr umständlichen, Graußen erregenden Bericht schließt Glaber mit folgendem, von der großen Versunkenheit der damaligen Zeit zeugenden, daher auch die lange Dauer jenes schrecklichen Strafgerichts hinreichend erklärenden Nachtrag: „Illud praeterea stupore nimio permirabillimum, quoniam in tam clandestina divinae ultionis calamitate rarissime reperiebantur, qui pro talibus contrito corde et humiliato corpore, ut expediebat, levarent corda cum manibus ad Dominum, sibique subveniendum interpellarent. Tunc Esaianum illud elogium nostro impletum est tempore quod dixit: *„Populus non est conversus ad percutientem se."* Erat enim in hominibus quaedam duritia cordis cum hebetudine mentis — — Ja wohl, welche unbegreifliche gänzliche Verfinsterung des Verstandes, die nur die Folge eines völlig verstockten, jedem Strahl göttlicher Gnade sich verschließenden Gemüthes seyn konnte!

IV.

Geschichte von England *).

1. König Edgar. — — Englands bisher so glorreiche Periode nahet sich jetzt ihrem Ende, und Edgar, mit dessen Regierungsgeschichte wir uns sogleich beschäftigen werden, ist der letzte, der die lange, mit Egbert beginnende, und während eines Zeitraums von ungefähr hundert und fünfzig Jahren fortlaufende Reihe großer, mit Glück, Ruhm und Sieg gekrönter Angelsächsischer Könige auf eine seiner großen Vorfahren würdige Weise schließt. — Man wird aus dem ein und dreißigsten Bande unserer Geschichte — (dem achtzehnten der Fortsetzung) —

---

*) Quellen der Englischen Geschichte sind: *Guillielmi Monachi Malmeburiensis* de gestis Reg. Angl. Lib. V. edit. H. Savile (Rerum anglicarum scriptores praecipui. Francof. 1601.). Diese Geschichte beginnt mit dem Jahre 449 und reicht bis 1127. Der Verfasser blühete in den ersten Decennien des zwölften Jahrhunderts. — *Henrici Archidiaconi Huntindonensis* Histor. Lib. VIII. (ed. Savile Franc. 1601.). Auch dieser lebte und schrieb in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Seine Geschichte reicht bis zum Jahre 1153. — *Rogeri Hovedeni* Annales rerum anglicarum (ed. H. Savile 1601.). Roger stand lange Zeit im Dienste bei König Heinrich II. von England. Den Beinamen Hovedenus erhielt er von seinem Geburtsorte Hoveden, einem in der Grafschaft York gelegenen Dorfe. Seine Annalen, die man als eine Fortsetzung der Geschichte Beda's betrachten kann, reichen bis zu dem Jahre 1202. — Endlich *Ingulphi* Hist. Abbatiae Croiladensis. Vorzüglich wichtig in Beziehung auf den heiligen Dunstan und noch einige Andere, in dieser Periode in England lebende heilige Bischöfe. — Hülfsschriften bleiben dieselben, mit denen wir unsere Leser schon früher (in dem 18. B. dieser Fortsetzung) bekannt gemacht haben.

sich noch erinnern, daß, als Mercia, Ostangeln und ganz Northumbrien sich gegen Edwy empört hatten, die Aufrührer Edwy's Bruder, den vierzehnjährigen Edgar, zu ihrem Könige wählten, und den unglücklichen, mißleiteten Edwy zwangen, mehr als zwei Drittel seines Königreiches diesem seinem jüngern Bruder zu überlassen, der bald darauf, da Edwy schon im zweiten Jahre nach dieser Theilung starb, ganz England wieder unter seiner Herrschaft vereinte.

2. Edgar stand in der ersten Blüthe des Lebens, in dem sechzehnten Jahre seines Alters, als er den Thron von England bestieg. Ihn hatte die Natur mit den schönsten Eigenschaften des Geistes wie des Herzens geschmückt. Durch die eben so kräftigen als weisen Anstalten seiner Vorfahren fand er bei seinem Regierungsantritte das Reich in seinem Innern völlig beruhiget, und ohnehin empfänglich für alles Große und bleibend Gute, dabei ungemein thätig, arbeitsam, den Frieden liebend, ohne den Krieg zu scheuen, und an der Hand seines Freundes, des heiligen Dunstan, stets der Richtschnur des Zeitgemäßen, des Anständigen und wahrhaft Nützlichen folgend, konnte nun Edgar alles Gute und Treffliche, was er vor sich fand, auch ferner noch ungestört in heiliger Liebe pflegen und unterhalten. — Wenn der von der Natur schon reich begabte Jüngling mit unbefangenem Gemüthe und noch durch keine Vorurtheile umnebelten Verstand die Lehren und Erfahrungen selbst nur einer jungen Vergangenheit sich anzueignen weiß, dann wird es ihm auch nicht leicht an dem Blicke des reifern Alters fehlen. Dem jungen Monarchen waren des frommen Abtes von Glanstonbury Verdienste um den Thron wie um die Kirche nicht fremd geblieben, und den dichten Nebel ge-

häſſiger Geſtalten durchſchauend, durch den Dunſtans verächtliche Feinde, und beſonders die ſittenloſe engliſche Weltgeiſtlichkeit, die Größe und Heiligkeit dieſes außerordentlichen Mannes zu verfinſtern und zu unterdrücken ſuchten, war es eine von Edgars erſten Regentenhandlungen, daß er den ehemaligen Freund und getreuen Rath ſeines Vaters und Oheims, der Könige Edmund und Edred, aus ſeiner Verbannung in Flandern wieder in das Königreich zurückrief. Da ſein Bruder damals noch lebte, konnte er freilich nicht gleich dem Dunſtan deſſen im Königreiche Weſſex liegende Güter wieder geben; aber er erhob ihn dafür auf den biſchöflichen Stuhl von Worceſter, näherte ihn ſeinem Thron, und fing nun bald an, in allen Angelegenheiten der innern wie äußern Verwaltung einen Mann zu Rathe zu ziehen, der, ſo lange er lebte, durch ſeine Weisheit und Heiligkeit eine Zierde der Kirche und eine nie verſiegende Quelle des Segens für ganz England war *).

*) In Beziehung auf den heiligen Dunſtan ſehe man den 18. Band unſerer Fortſetzung, Abſchn. X. §. 15., wo wir in einer Note (Seite 244—248.) es uns zu einer beſondern Aufgabe machten, die von den neuern engliſchen Geſchichtſchreibern mit beiſpielloſer, lügenhafter Frechheit gegen den heiligen Dunſtan vorgebrachten Verläumdungen zu entkräften, und das Urtheil unſerer Leſer über dieſen wahrhaft heiligen Biſchof zu berichtigen. Dieſes Loos des heiligen Dunſtans theilen übrigens nicht nur alle übrigen mit heiligem Eifer über der Erhaltung des wahren Glaubens wachende Biſchöfe und erleuchtete Kirchenlehrer, ſondern auch alle, die, auf der Weltbühne von der Vorſehung einſt hoch geſtellt, ſich als treue und eifrige Söhne der Kirche erwieſen, und durch ihre Macht, ihr Anſehen und ihren Einfluß kräftig mitgewirkt haben. Seit der unſeligen Glaubens-

trennung des sechzehnten Jahrhunderts ist für alle nichtkatholische, jedoch mit Geschichtschreibung sich befassende Gelehrten die allgemeine Losung, unaufhörlich und beinahe auf jedem Blatte ihrer sogenannten gelehrten Produkte unsere, wie ihren eigenen Vätern einst heilige Kirche, deren Institutionen, die sie auch nicht von Ferne kennen, und alles, was derselben angehört, zu lästern, unter den gehäßigsten Farben darzustellen, und gleichsam auf die Unwissenheit und unbefangene Einfalt ihrer Leser speculirend, alles Göttliche, Kirchliche und wahrhaft Erhabene unter einem Qualm der absurdesten und boshaftesten Lügen zu ersticken; dafür aber alles, was sich je der Kirche feindlich gegenübergestellt, Personen wie Lehrgebäude, waren die Erstern auch notorisch die schlechtesten Menschen gewesen, und hatten die Andern auch den gröbsten Wahn und die größte Gottlosigkeit noch weit überboten, dennoch in das glänzendste Licht zu setzen, durch eigene Zusätze nach dem Bedürfniß eines leichtsinnigen Zeitalters zurecht zu modeln, und so den unbegreiflichsten Aberwitz als hohe Weisheit und das verruchteste Laster in dem reitzenden Gewand der Tugend darzustellen. — Wie sehr dieser gottlose Unfug, und zwar wüthender als je, noch immer fortgetrieben wird, mit welcher Schamlosigkeit, mit welchem Leichtsinn, mit welchem Mangel an Kenntnissen, der durch den unerträglichen Dünkel, der aus jeder Zeile hervorgeht, nur noch um so armseliger und lächerlicher erscheint, man jetzt unter den Augen der ganzen katholischen Welt sich immer noch erfrecht, das ehrwürdige Archiv der gesammelten Erfahrungen des Menschengeschlechts zu entweihen, alle historische Quellen zu trüben und zu vergiften, und in die goldene Kette der Geschichte die kupfernen werthlosen Ringe eigener, durch die niedrigsten Leidenschaften aufgeregter Subjectivität hinüberzutragen; darüber belehrt uns auf das neue wieder ein in dem achten Hefte des ersten Bandes der trefflichen historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland, unter der Aufschrift: Maria Stuart stehender Aufsatz; ein wahres Meisterstück historischer Kritik, sowohl in Ansehung der darin

sich kundgebenden großen Erudition als auch des tief gedachten gründlichen Urtheils, wie des edeln, ruhigen, und wo es nur immer möglich ist, auch stets zart gehaltenen schonungsvollen Vortrages. Möchte diese herrliche historische Beleuchtung doch bald zur Kenntniß des ganzen katholischen und nicht-katholischen Deutschlands gelangen! Eben so auch noch ein anderer, in dem achten Hefte des zweiten Bandes, unter dem Titel: die Albigenser enthaltener, nicht minder belehrender Aufsatz, der um so willkommener war, da der bekannte, durch gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichnete Verfasser noch mehrere ähnliche historische Berichtigungen verspricht. Alles wird er freilich hierin nicht leisten können, denn wollte er alle Entstellungen, Verfälschungen, boshaft aufgestellte verkehrte Ansichten, alle Lügen und Verläumdungen, kurz alle, schon so lange und unter so großem Segen getriebene historische Taschenspielerkünste rügen, so würde er damit mehr Foliobände füllen, als nur irgend ein Verleger Deutschlands herauszugeben im Stande seyn möchte. — Da die historisch-politischen Blätter längst schon zu einem ihrem großen innern Werth vollkommen entsprechenden Rufe gelangt, mithin über alle Gauen Deutschlands verbreitet und daher überall leicht zu haben sind; so möge es uns hier erlaubt seyn, von allen unsern Lesern es uns als eine besondere Gunst, als ein besonderes Merkmal ihres Wohlwollens zu erbitten, sich mit den erwähnten beiden Aufsätzen bald möglichst recht innig vertraut zu machen. Ein neues, ihnen auf dem jetzt so schwankenden, von zahllosen Maulwürfen schändlich unterminirten historischen Boden wohlthätig leuchtendes Licht wird einem jeden aus denselben hervorgehen, und zugleich auch zu der Ueberzeugung führen, wie nothwendig, ja dringend nothwendig es sey, daß alle, für die die Geschichte einige Reize hat, entweder um eine höchst lobenswerthe Neugier zu befriedigen, oder auch den Kreis ihrer Ideen durch die Erfahrungen einer reichen Vergangenheit zu erweitern, die jedoch zu Folge der Natur ihrer frühern Studien oder auch ihrer oft sehr bald eintretenden Berufsgeschäfte nicht Zeit und Muße

hatten, Geschichte in dem eigentlichen Sinne des Wortes zu studieren, mithin mit den Quellen derselben sich bekannt zu machen, sie zu ordnen, kritisch zu prüfen, zu vergleichen, zu sichten, und vorzüglich danach zu forschen, ob ihre Berichte von glaubwürdigen, unbefangenen, keiner Partbei knechtisch angehörenden Verfassern herrühren: daß alle diese in der Wahl der Geschichtbücher, aus denen sie sich belehren wollen, ja mit der größten Vorsicht zu Werke gehen, und dabei stets einen, unter den Säulen und Grundpfeilern der Wahrheit selbst wahrhaft gewordenen Geschichtsforscher zu Rathe ziehen möchten. — Nichts ist verdammungswürdiger, als das Heilige zu gottlosen Zwecken zu mißbrauchen, die Geschichte, diese fortwährende Strömung göttlicher Offenbarungen zu einem blosen Vehikel der verworfensten Leidenschaften, und aus dem Sanctuarium Gottes erbarmender Liebe zu den Menschen einen, dem Geiste der Lüge geweihten, nichts als Tod, Verwesung und Moder in sich bergenden Götzentempel zu machen.

3. Die Nachwelt gab Edgar den Beinamen: der Friedfertige; denn während seiner ganzen sechzehnjährigen Regierung sah er sich nie gezwungen, gegen auswärtige oder innere Feinde das Schwert zu ziehen. Unstreitig für die englische Nation eine Wohlthat, deren großer Werth erst dann recht fühlbar hervortritt, wenn man mit Edgars friedfertiger, Englands Wohlstand so ungemein befördernden Regierung jene eines jeden seiner Vorgänger oder Nachfolger vergleicht. Man wird sich erinnern, daß bisher im Anfange der Regierung eines jeden Königes stets auch die Dänen, die bei weitem den größten Theil der Bevölkerung von Northumbrien und Ostangeln ausmachten, die Fahne des Aufruhrs aufpflanzten, und, obgleich besiegt und nicht selten hart gezüchtiget, dennoch bei jeder Thronveränderung denselben Versuch wiederholten. Nur bei Edgars

Thronbesteigung ward die innere Ruhe Englands durch keinen Aufruhr der nördlichen Grafschaften gestört. Dieses Glück hatte jedoch Edgar blos einem, obgleich ihm ungemein günstigen Zufall zu danken. Er war nämlich unter den Ostangeln erzogen worden, lebte auch noch unter ihnen, als sie sich, in Verbindung mit den Merciern und Northumbriern, gegen Edwy empörten; und da die Aufrührer, gleich im Anfang ihrer Empörung, aus eigenem Antriebe ihn zum König ausgerufen hatten, so betrachteten sie ihn auch nachher als einen Monarchen, den sie sich nicht nur selbst gewählt, sondern der auch — was ihrem Stolz ganz ungemein schmeichelte — blos durch sie die Herrschaft über das westliche und südliche England erlangt hätte. Aber dankbar erwiederte auch Edgar diese ihm so günstigen Gesinnungen der Northumbrier und Ostangeln. Bei jeder Gelegenheit erhielten sie Beweise seines königlichen Wohlwollens, und da er ihnen endlich auch alle Rechte und Privilegien, die sie ihrer öfteren Empörungen wegen unter seinen Vorfahren verloren hatten, wieder zurückgab, so wußte er dadurch, wie überhaupt durch seine weise und milde Regierung, sie stets, wenigstens so lange er lebte, in ihrer Treue und warmen Anhänglichkeit an seinen Thron zu erhalten. — Aber bei allem dem war Edgar zu weise, als daß er seine und seines Thrones Sicherheit ganz sorgenlos blos der Zuneigung und dem guten Willen der Northumbrier hätte überlassen sollen. Die Anstalten, die er traf, waren so klug und so kräftig, daß, wenn die vielen in England angesiedelten Dänen, selbst in Verbindung mit der zahlreichen Nachkommenschaft der ersten Dänischen Ansiedler, auch Lust zu neuen Empörungen gehabt hätten, alle ihre Versuche doch gleich den frühern fruchtlos gewesen seyn würden. Eine zahlreiche,

wenigstens aus drei hundert und sechzig Schiffen*) bestehende, jeden Augenblick zum Auslaufen bereite Flotte lag in verschiedenen Häfen Englands vor Anker. Jedes Frühjahr lief die Flotte aus. Eine Division davon deckte die englischen Küsten, die andere beobachtete die, um dieselbe Zeit in denselben Gewässern kreuzenden dänischen Seeräuberflotten, gab nicht zu, daß auch nur ein einziges ihrer Schiffe sich Englands Küsten nahete, und schnitt dadurch den in England lebenden Dänen alle Verbindung mit ihren ehemaligen Landsleuten ab. In den vielen, von seinen Vorfahren in den nördlichen Theilen Englands erbauten Festungen unterhielt er zu jeder Zeit sehr starke, stets marschfertige Besatzungen, die, auf das erste Signal um die Fahne des vom König zum voraus ernannten obersten Feldherrn versammelt, ein zahlreiches, jedem innern oder äußern Feinde Ehrfurcht einflößendes Heer bildeten. Endlich hatte Edgar eine nie leer stehende Schatzkammer, und so, weil stets zum Kriege gerüstet, verschaffte er seinem Volke alle Segnungen eines ununterbrochenen Friedens.

4. Gleiche Einsicht und Thätigkeit zeigte Edgar auch in allen übrigen Zweigen der innern Verwaltung seines Reiches. Unter ihm blüheten Ackerbau, Handel und städtische Gewerbe. Schafzucht war damals schon ein Hauptzweig der ländlichen Industrie der Engländer. Aber die vielen, von den Gebirgen

*) Wilhelm von Malmesbury gibt die Anzahl der Schiffe auf 3600 an. Wahrscheinlich ist durch ein Versehen das eine Null zu viel hinzugefügt worden; denn als nachher unter König Ethelred eine Flotte von acht hundert Schiffen ausgerüstet ward, sagen beinahe alle englische Chronisten, daß England noch nie eine so zahlreiche Kriegsmarine gehabt habe.

von Wales herabkommenden Wölfe, die sogar nicht selten Reisende auf den Landstraßen anfielen, richteten auch die furchtbarsten Verwüstungen unter den englischen Schafheerden an. Um England von diesen reißenden Thieren in kurzer Zeit zu befreien, wählte Edgar unstreitig den sichersten und kürzesten Weg. Die Unterkönige von Nordwales hatten bisher an die Könige von England einen bedeutenden Tribut an Schlachtvieh entrichtet. Dieser ward ihnen jetzt entlassen; aber dafür mußten sie jährlich drei hundert Wolfsköpfe abliefern. Da Edgar über die richtige Bezahlung dieses Tributs mit Strenge wachte, so waren in Zeit von vier Jahren diese raubsüchtigen Thiere beinahe größtentheils ausgerottet, so daß bei immer mehr zunehmendem Anbau des Landes, und der daher nothwendig werdenden Verminderung der Wälder das Wolfsgeschlecht in England völlig verschwand. Daß Handel und bürgerlicher Gewerbfleiß sich unter seiner Regierung immer mehr und mehr hoben, dieß findet darin den sprechendsten Beweis, daß Edgar die bei seinem Regierungsantritt vorhandenen Münzstätten weit über die Hälfte vermehrte, das Münzwesen ungemein verbesserte, mehrere treffliche Verordnungen darüber erließ, und Falschmünzer, und alle, welche sich eines bei dem Münzwesen leicht einschleichenden Betruges schuldig gemacht hatten, mit unerbittlicher Strenge bestrafte. — Sorge für schnelle und unpartheiische Justizpflege hielt Edgar für die erste und heiligste Pflicht eines Königes. Auf einer zu York gehaltenen Versammlung der Thans hatte er erklärt, daß, ungeachtet der Verschiedenheit in den Gesetzen der Dänen und der Angelsachsen, dennoch völlige ungestörte Sicherheit der Person, wie des rechtmäßig erworbenen Eigenthums das gemeinsame Gut aller seiner Unterthanen, der Angelsachsen, wie der Dänen und Britten seyn

sollte. In den Wintermonaten jedes Jahres durchreißte er daher sein Reich nach allen Richtungen und von einer Grenze bis zur andern, untersuchte die Verwaltung der Grafen und Unterbeamten, hörte die Klagen seines Volkes, und entzog sich keinem seiner Unterthanen, selbst nicht dem Niedrigsten, der um Hülfe flehende Hände gegen ihn ausstreckte. Unterschleife und Bestechungen der Richter wurden mit der größten Strenge geahnt, und weder Geburt noch Reichthum, oder die Fürsprache eines auch noch so mächtigen Gönners, konnten den Schuldigen von der durch das Gesetz über ihn verhängten Strafe befreien. Gegen keine Verbrecher war er unerbittlicher, als gegen Diebe und Räuber. Die Einwohner der Insel Thanet trieben schon seit mehreren Jahren Seeräuberei, zwar nicht im Großen, jedoch äußerst störend für die Küstenfahrt in jenen Gegenden. Unlängst war wieder ein von York kommendes englisches Kauffahrtheischiff von ihnen geplündert worden. Edgar hatte sämmtliche Einwohner, Einen für den Andern verantwortlich gemacht. Auf seinen Befehl begab sich jetzt der Earl von Kent mit der nöthigen Mannschaft sogleich nach der Insel, ließ diese von seinen Soldaten plündern, jedoch keinen am Leben strafen, außer die Hauptanführer, die sämmtlich aufgehangen wurden. Bei dieser strengen, dem Verbrechen auf dem Fuße folgenden Bestrafung, waren zwar die gewöhnlichen Justizformen nicht beobachtet worden. Aber der damalige, noch so schwankende Rechtszustand machte dieses nothwendig, auch that es die gewünschte Wirkung. Von jetzt an hörte man nicht mehr die mindeste Klage, und jedes englische Fahrzeug konnte eben so sicher an den Küsten von Thanet vorüberschiffen, als es auch hätte die Themse hinauf segeln können. — Eben so war das Wohl der Kirche, und insbesondere die Sittenver-

besserung des weltlichen Clerus für Edgar ein nicht minder wichtiger Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Doch hierin stand ihm der heilige Dunstan, der indessen Erzbischof von Canterbury und Primas von England geworden war, kräftig zur Seite. Ihm überließ er auch völlig die Ausführung einer Unternehmung, die, eines gewöhnlichen Menschen Kräfte weit übersteigend, nur durch wunderbare unmittelbare Mitwirkung von Oben zu Stande gebracht werden konnte*). Das einzige, jedoch nicht unbedeutende Verdienst, das Edgar dabei hatte, war, daß er nicht nur dem Flammeneifer seines heiligen Erzbischofes keine Hindernisse entgegensetzte, sondern dessen wohlthätige und heilsame Bemühungen mit der ganzen, ihm zu Gebote stehenden Macht auf das kräftigste unterstützte. — Nicht minder rühmlich war Edgars Bestreben, allen Zweigen der ländlichen Industrie einen höhern Schwung zu geben, durch Unterstützungen jeder Art seine Unterthanen zu besserm und mannigfaltigerm Anbau des Landes zu ermuntern, und durch zweckmäßige Behandlung des Bodens dessen Productivität zu vermehren. Sümpfe und Moräste wurden ausgetrocknet, große Strecken Waldungen in lachende Fruchtfelder verwandelt; eine Menge, des Landbaues vorzüglich kundiger, fremder Colonisten ward in das Reich gezogen, und auf diese Weise der wahre, in Grund und Boden bestehende Nationalreichthum ungemein vermehrt. Ueberhaupt fanden alle, in ihrem Fache ausgezeichnete Fremde, bey König Edgar stets willkommene Aufnahme. Wirklich lockte auch der, bald über alle benachbarten Länder sich verbreitende Ruhm seiner

*) Man sehe den achtzehnten Band dieser Fortsetzung. Specielle Kirchengeschichte, Abschnitt XIII. Seite 367—386.

glorreichen Regierung, besonders der in seinem Reiche herrschende allgemeine Friede, und die wohlgeordnete, Freiheit und Eigenthum des Bürgers wie des Landmannes schützende Justizpflege — eine damals beinahe allen andern Völkern unbekannte Wohlthat — ungemein viele Deutsche, besonders Sachsen, dann auch Dänen, Normänner und Flanderer nach England, und die mancherlei von ihnen mitgebrachten, bis dahin den Angelsachsen unbekannten Kenntnisse wurden nun bald ein Gemeingut der ganzen englischen Nation*).

5. Obgleich Edgar den Frieden liebte und den Beinamen: der Friedfertige zu verdienen strebte, fehlte es ihm doch keineswegs an Muth und persönlicher Tapferkeit. Englands Geschichtbücher enthalten mehrere Beweise seiner kriegerischen Entschlossenheit, und besonders war es Kenneth, König von Schottland, der darüber eines Tages eine beinahe ihm theuer stehende Erfahrung zu machen Gelegenheit hatte. Edgar war von weniger als mittelmäßiger Größe. Aber das schöne Ebenmaß in seinem Gliederbau, sein schlanker Wuchs, und die sanfte Mischung von Ernst und Milde, die sich in seinen Gesichtszügen spiegelte, machten, bei seiner stets würdevollen Haltung, auf jeden, der sich ihm

*) Darüber wird jedoch Edgar von den englischen Geschichtschreibern getadelt. Sie behaupten, die Fremden hätten mit ihren Kenntnissen auch ihre Laster der Englischen Nation mitgebracht. — Malmesbury sagt: Quorum (alienigenarum) adventus magnum provincialibus detrimentum peperit, quod a Saxonibus animorum inconditam ferocitatem, a Flandritis corporum enervatam mollitiem, a Danis potationem discerent, homines Antehac in talibus integri et naturali simplicitate sua defensare aliena non mirari.

näherte, einen äußerst vortheilhaften Eindruck. Halb rohe Völker legten von jeher auf eine hohe Statur und einen stark gegliederten Körperbau einen ungemein großen Werth, und unter den ersten Merovingern war Beides bei den Franken eine beinahe unerläßliche Eigenschaft ihrer Könige, und wenn es Einem daran fehlte, konnte er diesen Mangel blos durch ganz ausgezeichnete Waffenthaten wieder in den Augen der Nation ersetzen. Auch dem Schottischen Könige fiel es einmal ein, Edgars kleine Figur zum Gegenstand einiger Spöttereien zu machen. Es ist doch, sagte er, äußerst peinlich, daß so viele kriegerische Völkerschaften und tapfere Männer den Befehlen eines Zwergs gehorchen müßen. — Diese Worte wurden nun bald wieder dem König hinterbracht. Seinen geheimen Aerger verbarg der König unter einem heitern völlig unbefangenen Gesicht. Noch an demselben Tage lud er den Schottischen Fürsten zu einem Spaziergange ein. Unter freundlichem Gespräche, jedoch ohne alle Begleitung, wandelte er mit demselben nach einem nahe gelegenen Wald. Unbemerkt kamen sie immer tiefer in das Gehölz. Aber nun stand Edgar auf einmal stille, wandte sich mit zürnender Miene gegen den Schotten, verwieß ihm in harten Worten seine, ihm so wenig geziemende höchst unanständige Rede, und, indem er das Schwert aus der Scheide riß, rief er ihm zu: Ich entbinde Euch jetzt aller Verpflichtungen eines Vasallen gegen seinen obersten Lehnsherrn; zieht also jetzt sogleich euer Schwert, denn nun soll und muß es entschieden werden, wer an Muth und Tapferkeit von uns Beiden ein Zwerg sey. — Kenneth warf sich dem König zu Füßen, bat um Verzeihung, da es von ihm ein bloser, obgleich unbesonnener Scherz gewesen, und gab nun solche Beweise von Unterwürfigkeit und Ehrfurcht gegen Edgar, daß

dieser, völlig besänftiget, ihm wahrhaft verzieh, und auch in der Folge durch sein Betragen gegen den Schotten diesen überzeugte, daß auch nicht eine Spur des Unwillens gegen ihn in dem Herzen des Königes zurückgeblieben sey.

6. Edgar war ein trefflicher Regent; den größten der Angelsächsischen Könige verdient er an die Seite gesetzt zu werden. Mit einem hellen Geiste und tiefem Verstande verband er Thätigkeit und ungewöhnliche Festigkeit des Willens, und bei der Großartigkeit seines Sinnes, der alles schnell und mit Klarheit überschauete, konnte es ihm auch nie, weder an sicherer und fester Haltung, noch auch da, wo es nöthig war, an jener Mäßigung fehlen, die durchaus keinem Verdacht von Schwäche oder Furchtsamkeit Raum gibt. Zudem war Edgar stets ein eben so eifriger als treuer Sohn der Kirche, ein wahrer Vater seines Volkes, der Schrecken aller Bösen und ein Freund aller verdienstvollen Männer in und außer seinem Reiche. Aber wie kein Licht ohne Schatten, eben so finden sich auch in dem Gefolge großer Tugenden leider oft nicht minder große Laster*). Bei allen seinen lobenswerthen Eigenschaften

*) Eigentlich gibt es nur eine Tugend, wie es nur ein Laster gibt. Nur unter verschiedenen Formen und in verschiedenen Bestrebungen des Willens äußert sich Beides. Alle sogenannten einzelen Tugenden sind also nur Zweige der einen Tugend. Diese heißt Gerechtigkeit, welche darin besteht, daß man gegen Jeden sich so betrage, wie er es zu fodern das Recht hat. Also gegen Gott, durch dankbare und gewissenhafte Erfüllung aller seiner heiligen Gebote. Gegen seinen Nebenmenschen, durch thätige nie ermüdende Nächstenliebe. Gegen sich Selbst, durch Anerkennung eigener Würde, und daher stetes Streben, das durch den Sündenfall verloren gegangene Ebenbild Gottes

traten dennoch in Edgars Charakter Reizbarkeit, Sinnlichkeit und Genußliebe nur allzu mächtig hervor. Nicht mit Unrecht trifft ihn daher der Vorwurf ungeregelter, nicht selten über alle Grenzen der Sittlichkeit hinausschweifender Frauenliebe, die, wie es sich von selbst versteht, mehr in seinem Blute als in seinem Herzen ihren Sitz hatte. Bei dem Anblick einer weiblichen Schönheit entbrannte er nur gar zu leicht in unlautern Begierden, zu deren Befriedigung er sich nicht selten Mittel bediente, die seine Schuld noch um vieles vermehrten. Bisweilen vermochten selbst weder heilige Klostermauern, noch der keusche Schleier Gott geweihter Jungfrauen gegen Edgars wilde Leidenschaften zu schützen. Von seinen Thorheiten und Verirrungen hier nur folgendes Beispiel. Wulfrith, die Tochter eines Angelsächsischen Edeln, ward in dem Kloster von Wilton erzogen. Ein unseliger Zufall wollte, daß der König diese aufblühende Schönheit sah, sie liebte, oder zu lieben wähnte, und nun nichts sehnlicher, als sie zu besitzen wünschte. Sobald Wulfrith die Neigung des Königes bemerkte, suchte sie sich den Blicken desselben zu entziehen, und legte endlich, um gegen seine Nachstellungen sich sicher zu stellen, den klösterlichen Schleier an. Aber gerade dieß größte aller Hindernisse, das dem Wunsche Edgars eine unübersteigliche Schranke hätte setzen müßen, entflammte nur noch mehr die Leidenschaft

in seiner Brust wieder herzustellen. Welchen nicht diese eine Tugend, sondern blos einzele Tugenden schmücken, der ist nicht wahrhaft tugendhaft, sondern nur mehr oder weniger lasterhaft. — Es versteht sich also von selbst, daß wir in den hier oben gewählten Ausdrücken uns blos dem üblichen Sprachgebrauch und der gewöhnlichen Anschauungsweise fügen wollten.

des jungen Monarchen. Er begab sich nach dem Kloster. Auf sein gebieterisches Verlangen mußten die Pforten desselben sich öffnen. Er ging hinein, nahm die Wulfrith mit sich fort und machte sie zur Mutter einer Tochter, die Editha hieß, und obgleich schön und reich, dennoch, sobald sie das gehörige Alter erreicht hatte, den jungfräulichen Schleier wählte, um in kösterlicher Abgeschiedenheit für die Sünde ihres Vaters und vielleicht auch ihrer Mutter sich Gott zum Sühnopfer zu bringen*).

7. Der Raub einer Gott geweihten Jungfrau erregte ungemeines Aufsehen. Bald kam die Frevelthat auch zur Kenntniß des heiligen Dunstan. Tief trauernd über den schweren Fall seines geistigen Sohnes**), eilte er sogleich zu demselben. Als er in das königliche Gemach trat, ging Edgar ihm, wie gewöhnlich, entgegen und reichte ihm die Hand. Aber Dunstan trat einige Schritte zurück. „Hände," sagte er, „mit Unzucht und Kirchenraub befleckt, dürfen jene nicht berühren, die täglich dem Allmäch-

*) Wulfrith ging gleich nach Edithens Geburt in das Kloster, erzog allda ihre Tochter zur Gottesfurcht, und ward nachher Aebtissin und die Zierde des Klosters von Wilton. Seiner Tochter wollte Edgar nach einander drei Abteien ertheilen. Aber die gottselige Editha schlug nicht nur alle ihr angetragenen klösterlichen Würden aus, sondern nach ihres Vaters Tod, wie wir in der Folge sehen werden, sogar die Krone von England. Durch Demuth, Gehorsam und jede andere klösterliche Tugend unter allen Bewohnerinnen ihres Klosters ausgezeichnet, starb Editha im allgemeinen Rufe der Heiligkeit schon in dem drei und zwanzigsten Jahre ihres von der Wiege an Gott ausschließlich geweihten Lebens.

**) König Edgar nannte den heiligen Bischof nie anders, als seinen Vater.

tigen das heiligste und geheimnißvollste Opfer darbringen." — Gleich dem Propheten Nathan sprach jetzt der Heilige zu dem gekrönten Sünder. Sprachlos stand der König da. Aber schon in den Jahren seines zartesten Alters war in Edgar das Gefühl der Tugend und des Göttlichen geweckt worden; und nur, weil von glühender Leidenschaft hingerissen, hatte sein Leichtsinn einen Schwung nehmen können, auf welchen ein so tiefer und schwerer Fall folgen mußte. Dunstans Donnerworte erzeugten also auch jetzt sogleich in Edgar einen immer ernster werdenden Sinn der Buße, und als der Erzbischof aufgehört hatte zu reden, fiel der König zu den Füßen desselben und beichtete und bekannte unter einem Strom von Thränen seinen begangenen Frevel. Dunstan ertheilte ihm hierauf die Lossprechung, legte ihm aber eine Buße von sieben Jahren auf, während welcher Zeit er sein Haupt nie mit der königlichen Krone schmücken durfte, zwei Tage in jeder Woche sich sehr strengem Fasten unterwerfen, auch zur Sühne der Entweihung der klösterlichen Mauern von Wilton ein neues Kloster erbauen und gründen mußte. — Edgars Gefühl war nichts weniger als abgestumpft, daher auch der Gebrauch der ihm auferlegten Bußmittel nicht ohne wahre Reue. Von jetzt an lernte er immer mehr und mehr seine Neigungen zu beherrschen, die Gewalt seiner Begierden zu brechen, und wenn auch Malmesbury noch einiger Beispiele von des jungen Monarchen verliebten Thorheiten erwähnt, so fallen diese doch in weit frühere Zeiten.

8. Edgar war in seinem Leben zweimal vermählt. Seine erste Gemahlin hieß Elffleda. Wegen ihrer ungemeinen körperlichen Wohlgestalt erhielt sie den Beinamen: die Schöne. Mit ihr war Edgar

nach der damaligen Sitte sehr frühzeitig, nämlich schon im sechzehnten Jahre seines Alters, durch des Priesters Segen vereint worden. Sie gebar ihm einen Sohn, Namens Eduard, der nachher, wie wir sehen werden, seinem Vater auf dem Throne folgte. Leider ward dem Edgar die reitzende Elffleda nach einer kaum zweijährigen höchst glücklichen Ehe schon wieder durch den Tod entrissen. Erst nach acht Jahren schritt der König zu einer zweiten Ehe, und der Zwischenraum von dem Tode seiner geliebten Elffleda bis zu seiner zweiten Vermählung, bildet auch die Periode, in welche des jungen Monarchen sämmtliche Verirrungen und jugendliche Ausschweifungen fallen. — Edgars zweite Gemahlin war **Elfrida**, Tochter des Grafen Ordgar von Devonshire, und Wittwe Ethelwolds, eines Anverwandten des Königes. — Seit den Zeiten des Königs Athur und der runden Tafel hat vielleicht kein brittischer oder angelsächsischer Prinz, Ritter oder auch Prinzessin den Balladensängern so reichen Stoff geboten, als Elfrida und deren Vermählung mit König Edgar. — Dem ernsten Geschichtschreiber könnte dieses freilich höchst gleichgültig seyn, hätte nur nicht der, nichts weniger als sehr ungläubige Mönch von Malmesbury Dichtungen für zuverläßige geschichtliche Quellen gehalten, und demnach auch hier wieder die lieblichen Blumen dichterischer Phantasie zu ächten und bleibenden historischen Thatsachen gestempelt. Einer solchen, im Laufe der Jahrhunderte nach und nach zur Wahrheit verknöcherten Dichtung zu Folge, war Elfriede, was die Königin eines jeden Romans seyn muß, eine alles bezaubernde Schönheit. In ihrer Gestaltung hatte die Natur ihren ganzen Formenreichthum erschöpft, Ihr etwas Aehnliches weder vor noch nachher erschaffen. Natürlicherweise kam das Gerücht von Elfridens außerordentlicher Schönheit nun

auch bald zu den Ohren des Königes. Elffleda, Edgars erste Gemahlin, war längst schon todt, und da des jungen Monarchen leicht zu entzündende Einbildungskraft in dem Bilde, das man ihm von Elfriden entwarf, das Ideal aller nur gedenkbaren weiblichen Reitze und Vollkommenheiten erblickte, so liebte er auch schon Ordgars wunderschöne Tochter, bevor er sie noch gesehen hatte, und mit ihr seinen Thron zu theilen, war nun sogleich auch sein fester Entschluß. Seinem Anverwandten und Jugendfreunde, dem Grafen Ethelwold, der sein ganzes Zutrauen besaß, gab Edgar demnach den Auftrag nach Devonshire zu reisen, dem Grafen Ordgar einen Besuch zu machen, und, wenn er fände, daß das Gerücht von Elfridens Schönheit der Wahrheit entspreche, für ihn um die Hand der jungen Gräfin zu werben. Ethelwold eilte nach Devonshire; aber ungefähr in gleichem Alter mit dem König, und wie es scheint, mit der Zaubermacht der Liebe unbekannt, flog gleich bei dem ersten Anblick Elfridens sein unbewachtes Herz derselben entgegen. Von blinder Leidenschaft hingerissen, vergaß er jetzt die seinem Herrn schuldige Treue, warb für sich selbst um Elfridens Hand, und Ordgar, der sich geehrt fühlte, einen Sprößling des königlichen Hauses und des regierenden Königes ersten Günstling zu seinem Schwiegersohne zu haben, gab sogleich seine Einwilligung, auch Elfride selbst fügte sich gerne und freudig dem Willen ihres Vaters. Ethelwold kehrte nun wieder zum König zurück, erstattete aber diesem einen, nichts weniger als der Wahrheit treuen Bericht. Ordgars Tochter, sagte er, sey zwar nicht übel gestaltet, jedoch bei weitem nicht so schön, als er geglaubt, und keineswegs geeignet, über einem Königsthrone einen vorzüglichen Glanz zu verbreiten. Da jedoch der Vater ungemein reich sey, so könnte

die Hand der Tochter unstreitig das Glück eines Privatmannes, wie er wäre, machen, und wenn der König ihm die Erlaubniß dazu geben wollte, würde er selbst um die Hand der reichen Grafentochter bei deren Vater anhalten. Edgar, dessen bisherige Illusion jetzt seines Günstlings Bericht völlig zerstört hatte, nahm um so weniger Anstand, die begehrte Erlaubniß seinem Jugendfreunde zu ertheilen, da es diesem schon einigermaßen wieder gelungen war, des Königes jugendlichen leichten Schönheitssinn auf einen andern Gegenstand zu lenken. Höchst erfreut über den glücklichen Erfolg seines, seinem Herrn gespielten Betrugs, eilte Ethelwold auf den Flügeln der Liebe nach Devonshire zurück, und nun waren schon nach wenigen Tagen Er und Elfride Gemahl und Gemahlin.

9. Hatte man früher schon den Ethelwold wegen seiner hohen Stellung in der Gunst des Monarchen im Stillen beneidet, so ward jetzt, durch seine Vermählung mit der schönsten und reichsten Grafentochter von ganz England, der Neid nur noch mehr geweckt. Bald fand sich also eine Menge sogenannter treuer Diener ihres Herrn, welche demselben den von Ethelwold an ihm begangenen Verrath entdeckten, und dabei in Loheserhebungen der Schönheit Elfridens sich erschöpften. So sehr auch jetzt Edgar seinem Günstling zürnte, wollte er doch vorher erst selbst sich von der Wahrheit der Sache überzeugen. Dem Scheine nach völlig unbefangen, und mit erkünstelter Freundlichkeit sagte er also dem Grafen Ethelwold, daß er sich längst schon vorgenommen, seine neue Gemahlin kennen zu lernen, er daher gesonnen sey, ihn in diesen Tagen auf seinem Landsitze zu besuchen. Man kann sich denken, wie sehr Ethelwold über diese ihm zugedachte Ehre

erschrack. Unter dem Vorwande, alles zum Empfang eines so hohen Gastes vorzubereiten, eilte er dem König voran, entdeckte seiner Gemahlin das ganze Geheimniß, und bat sie inständigst, ihre Schönheit durch einen geschmacklosen Anzug so viel als möglich zu verhüllen, und ja alles zu vermeiden, was dem jungen Monarchen eine Neigung zu ihr einflößen könnte. Leider kannte Ethelwold nicht das Herz eines Weibes, deren äußerer körperlichen Schönheit nicht auch gleiche Seelenschöne entspricht. Seine Erklärung hatte jetzt bei seiner Gemahlin auch den letzten Funken von Liebe zu ihm erstickt. Sie betrachtete und haßte ihn nun als ihren ärgsten Feind, der sie des höchsten irdischen Glückes, nämlich einer Königskrone, beraubt hätte. Zwar versprach sie ihm seine Bitte zu erfüllen, that aber gerade das Gegentheil. Durch den ausgesuchtesten Putz und alle ihr so sehr zu Gebot stehenden weiblichen Künste, suchte sie ihre Schönheit nur noch mehr zu erhöhen, entfaltete unter den Augen des jungen Königes alle ihre Reitze, und um dessen Herz desto sicherer zu fesseln, legte sie in jede ihrer Gebärden, in jede ihrer Bewegungen jene unnachahmliche Grazie, die in Verbindung mit dem verführerischen Syrenenklang einer sanften melodischen Stimme allein schon unwiderstehliche Liebe gebeut. Natürlicher Weise erglühete auch jetzt Edgar sogleich wieder für Elfride, gestand ihr, was er für sie empfinde, betheuernd, ohne ihren Besitz nicht leben zu können. — Vor Ethelwold verbarg Edgar sorgfältig was in seinem Gemüthe vorging. Indessen war über dem Unglücklichen schon der Stab gebrochen, und als er eines Tages den König wie gewöhnlich wieder auf der Jagd begleitete, durchstieß ihn derselbe mit seinem Jagdspeer, worauf einige Zeit nachher Edgars und Elfridens Vermählung auf das feierlichste vollzogen

ward. — An dieser ganzen Geschichte, welche ohnehin einer Romanze so ähnlich sieht, wie ein Tropfen Wasser dem andern, ist beinahe auch nicht ein einziges wahres Wort. Alle alten englischen Chronikschreiber, nur mit Ausnahme des Wilhelms von Malmesbury, erzählen blos, daß Edgar nach des Grafen Ethelwolds Tod sich mit dessen hinterlassenen jungen Wittwe in zweiter Ehe vermählt habe. Von allem Uebrigen wissen sie nichts. Das Zeugniß Eines Geschichtsschreibers wird zwar durch das Stillschweigen selbst aller übrigen nicht entkräftet. Aber hier tritt noch ein anderer, nach unserer Ansicht entscheidender, alle nur möglichen Zweifel lößender Umstand ein. Würde nämlich wohl der heilige Dunstan, der schon wegen des Königes, obgleich nur geistiger Anverwandtschaft mit Elfride*), große Schwierigkeiten bei dieser Vermählung machte, und nur durch ganz besondere Rücksichten zur Ertheilung der erfoderlichen Dispens bewogen werden konnte: würde dieser große, durch Heiligkeit so sehr ausgezeichnete Erzbischof und Primas von England es wohl gestattet haben, oder es vielmehr haben gestatten können, daß ein, wenn auch gekrönter Mörder, sich mit derjenigen vermähle, deren Gemahl er, blos in der Absicht, um sich in Besitz der Gattin desselben zu setzen, mit eigener Hand ermordet hatte? Wann und wo ist je noch eine solche Greuelthat in der christlichen Welt von der Kirche geduldet worden! Des heiligen Dunstans fester, unerschütterlicher, sich ganz seinem heiligen Pflichtgefühl aufopfernder Cha-

*) König Edgar hatte nämlich ein Kind, das Elfrida ihrem Gemahl, dem Grafen Ethelwold geboren, aus der Taufe gehoben. Es war also blos eine geistige Verwandtschaft. — Schon dieser Umstand legt, wie es uns scheint, ein schweres Zeugniß gegen die Wahrheit der obigen Erzählung ab.

rakter bürgt uns dafür, daß, wenn Edgar wirklich so tief gefallen wäre, der heilige Erzbischof mit dem Ernste eines Propheten oder Apostels ihm nicht nur seinen grausamen Frevel vorgehalten, sondern auch, wenn derselbe bei der Stimme der Kirche, deren geheiligtes Organ jetzt Dunstan hätte seyn müssen, taub geblieben wäre, er ganz gewiß ihn sammt dem verbuhlten Weibe mit dem Fluch und dem Bann der Kirche belegt, und sich dann von dem mit Mord, Raub und Ehebruch besudelten Hofe auf immer zurückgezogen haben würde. Da jedoch von allem diesem nichts geschah, der heilige Dunstan im Gegentheil Edgars Verbindung mit Elfride den Priestersegen ertheilte, so ist dieß, in Verbindung mit dem Stillschweigen der Geschichtschreiber, ein vollständiger Beweis, daß obiges Geschichtchen blos die Erfindung eines müßigen Kopfes ist. Den Hauptstoff dazu mögen wohl Edgars Feinde gegeben haben, nämlich ein Theil jenes, damals in England in die größte Sittenlosigkeit versunkenen weltlichen Clerus, den Edgar, weil von dem heiligen Dunstan dazu aufgefodert, wieder in die Schranken seiner Pflicht zurückzuführen, theils auch von allen kirchlichen Würden und Aemtern völlig zu entfernen suchte. — Es wäre beinahe überflüßig zu bemerken, daß die neuern englischen Geschichtschreiber, und größtentheils auch die deutschen, der Romanze: Edgar und Elfride nur deßwegen einen historischen Werth beizulegen sich bemüheten, weil dadurch auf den heiligen Dunstan ein alle dessen Tugenden im höchsten Grade verdächtigendes, äußerst gehäßiges Licht zurückfallen mußte.

10. Bis an seinen Tod lebte Edgar mit Elfride in sehr glücklicher Ehe. Sie gebar ihm zwei Söhne, Edmund und Ethelred. Ersterer starb schon in den ersten Jahren der Kindheit; aber Ethelred ward

leider zum Unheil und Untergang Englands am Leben erhalten, und folgte endlich seinem Vater auf dem Thron *).

*) Die meisten alten Chroniker nennen Elfride gewöhnlich Alfthryth. In zwei, unter Edgar ausgefertigten Urkunden heißt sie in der Einen Elfrith regina, in der Andern Alfthryth, jedoch nicht mit dem Beisatze: regina; sondern sie gibt sich die höchst seltsame Qualification: Ego Alfthryth praefati Regis conlaterana. Der Grund dieser ganz ungewöhnlichen, bisher noch nie vorgekommenen Benennung der Gemahlin eines Königes, lag in einem vor ungefähr zwei hundert Jahren von den Witans gemachten Statut. Als nämlich Eadburga, Tochter des Königs Offa von Mercien, ihren Gemahl, den westsächsischen König Bröthric — (andere nennen ihn Beorthric) — mit Gift getödtet hatte und mit ihren Schätzen nach den Küsten Frankreichs geflohen war, machten, aus Abscheu gegen diesen Königsmord, die Witans auf dem Gemote ein Gesetz, dem zu Folge für alle Zukunft keine Gemahlin eines Angelsächsischen Königs mehr den Titel: Königin führen, oder die blos den Königen gebührenden königlichen Ehrenbezeugungen mit denselben theilen sollte. — Als König Ethelwulf sich im Jahre 855 in Frankreich mit der Prinzessin Judith, Tochter Carls II., vermählte, gestattete er es seiner jungen Gemahlin, sich Königin zu nennen und auf dem Throne an seiner Seite zu sitzen. Aber diese Neuerung erregte Unzufriedenheit und vielfaches Murren unter den Angelsächsischen Großen, und keine der folgenden königlichen Gemahlinnen wagte es mehr Judiths Beispiel zu folgen. — Daß Edgars Gemahlin sich in einer Urkunde Elfryth *regina* nannte, war vielleicht abermals ein Versuch, sich über jenes, unstreitig sehr alberne Vorurtheil der Nation hinwegzusetzen, und der, weil wahrscheinlich nicht die beste Wirkung hervorbringend, Elfride nachher zu der erwähnten so höchst seltsamen Qualification veranlaßt haben mag.

11. Nach einer sechzehnjährigen, durchaus glücklichen und ruhmvollen Regierung starb Edgar in

dem zwei und dreißigsten Jahre seines Alters. (975) Kein König, weder vor noch nach ihm, verbreitete je über Englands Thron einen so weit schimmernden Glanz, wie Er. Der mächtigste und gefeierteste Monarch jenes Jahrhunderts, Otto der Große nämlich, buhlte um Edgars Freundschaft, sandte eine Gesandtschaft nach England, und schloß mit dessen König ein, wahrscheinlich gegen die wachsende Macht der Dänen gerichtetes Bündniß. Von den vielen, von Edgar abhängigen und ihm zinspflichtigen Fürsten oder Unterkönigen wagte nie Einer auch nur den mindesten Versuch, sich Edgars Oberherrschaft zu entziehen. In stiller Ehrfurcht und durch zuvorkommende Bereitwilligkeit in Befolgung aller seiner Befehle erkannten sie sämmtlich ihres königlichen Oberherrn Superiorität an Geist und Macht. Ihn und seinen Hof umstrahlte stets eine ganz ungewöhnliche Pracht, und nie gefiel der junge Monarch sich besser, als wann er, umgeben von Fürsten und Königen, von Bischöfen und Prälaten und einer Menge Angelsächsischer Großen seine Macht und Herrlichkeit öffentlich dem staunenden Blicke seines Volkes zur Schau stellen konnte, und seine Zufriedenheit äußerte sich dann vorzüglich in den wahrhaft königlichen Geschenken, die er unter seine Umgebungen nach dem Verhältniß ihres Ranges auszutheilen pflegte. — Bei den pomphaften übertriebenen Titeln, mit denen Edgar sich in seinen Urkunden schmückte, sollte man beinahe glauben, daß auf der Höhe, wozu die Vorsehung ihn erhoben, nicht selten auch ein leichter Schwindel ihn ergriff. Gewöhnlich beginnen seine Urkunden: **Ego totius Albionis Imperator Augustus, Rex et Basileus totius Britanniae, Anglorum Basileus omniumque regum insularum Oceani, quae Britanniam circumjacent, cunctarumque nationum, quae**

infra eam includuntur, Imperator et Dominus etc. etc. — Man sieht, Edgar war kein Feind des Scheines und leeren Prunkes, auch von kleinlicher Eitelkeit nicht frei. Aber bei der in Allem sich kundgebenden Prachtliebe dieses Königes, und dessen Neigung, sich überall in dem ihn umstrahlenden Glanze seines Diadems zu zeigen, ist es wirklich unerklärbar, warum seine Krönung so weit hinausgesetzt und erst in dem dreizehnten Jahre seiner Regierung vollzogen ward. Nicht minder sonderbar ist es auch, daß keiner der alten Chroniker die Ursachen dieser Verzögerung auch nur von weitem berührt. Wohl mag die von dem heiligen Dunstan dem Könige auferlegte siebenjährige Buße, während der er die Krone nicht aufsetzen durfte, etwas, wie Osborn sagt, dazu beigetragen haben; aber selbst hierin liegt noch lange kein vollständiger, völlig befriedigender Erklärungsgrund, und zwar auch dann noch nicht, wenn es jener Bußzeit, wie es doch wirklich der Fall ist, an genauerer chronologischer Bestimmung nicht fehlte. Aber desto schimmernder war auch die Pracht, die Edgar, als der Krönungstag erschien, unter den Augen aller Britannien bewohnenden, und Ihn ihren Herrn nennenden Nationen entfaltete. In der altrömischen, durch ihre Heilquellen berühmten Stadt Bath, hatten die Krönungsfeierlichkeiten Statt. Der heilige Erzbischof von Canterbury ertheilte Edgar die Salbung und setzte ihm dann die Königskrone auf das Haupt. Alle Bischöfe und Prälaten Englands waren gegenwärtig, eben so auch alle Unterkönige und zinsbare Fürsten, alle Ealdormen, Thans und eine zahllose, aus allen Gegenden des Reiches herbeigeströmte Volksmenge. Es war ein allgemeines Fest für ganz Britannien. Aber ein für Edgar noch ungleich glorreicherer Tag war der folgende. An diesem sollten alle England zins-

bare Könige dem Beherrscher Britanniens auf das neue huldigen. Von Bath begab sich demnach Edgar unmittelbar nach Chester. Hier waren schon alle Fürsten, wie der hohe Clerus und Englands ganzer Adel versammelt. Die Kirche des jenseits des Deeflusses gelegenen St. Johannesklosters war der zur Huldigungsfeierlichkeit bestimmte Ort. Mit allen Insignien seiner königlichen Würde geschmückt, trat Edgar in eine auf das prachtvollste gezierte Barke, wo schon acht Könige oder Fürsten seiner harrten, jetzt sogleich die Ruder ergriffen und ihren am Steuer sitzenden, in huldvoller Majestät auf sie herabblickenden Oberherrn über den Strom führten. Der königlichen Barke folgten viele andere, nicht minder künstlich verzierte Barken und Böte mit den Bischöfen, Prälaten und übrigen Großen des Reiches. Eine unzählbare Menge Zuschauer bedeckte die beiden Ufer des Stroms, und weit und breit erschallte die ganze Gegend von dem unaufhörlich wiederholten freudigen Zuruf der ungeheuern, ihren jungen und stolzen Beherrscher anstaunenden Volksmassen. — Als nach vollendetem Gottesdienst, und unter den gewöhnlichen, kirchlichen und sinnvollen Ceremonien, alle mit dem Königtitel geschmückten Vasallen den Huldigungseid geleistet hatten, ging der feierliche Zug wieder auf die nämliche Weise über den Deestrom zurück. Dieser Tag war wahrscheinlich, wenigstens wie Edgar glauben mochte, der schönste und glorreichste seines Lebens; auch soll er am Abend desselben im Kreise seiner Vertrauten sich geäußert haben: keiner seiner Nachfolger möchte sich in Zukunft wahrhaft König nennen, wenn er nicht, gleich ihm, über eine ähnliche Anzahl von Fürsten zu seinem persönlichen Dienste gebieten könne*).

*) Die acht, zum Theil mit Königstiteln geschmückten

Digitized by Google

12. Leider stand jetzt Edgar schon nahe am Ziele seiner bis dahin mit so vielem Glücke durchlaufenen Regentenbahn. Nach seiner Krönung lebte er nur noch zwei Jahre; aber auch während dieser letzten Zeit seines Lebens war ihm kein einziger trüber Tag beschieden, und als er endlich das Zeitliche verließ, ward er nach seinem Tode nicht blos dem Scheine nach, sondern wirklich und wahrhaft in ganz Britannien und allen, das brittische Festland umliegenden Inseln aufrichtig betrauert; und die vielen, obgleich in seinem Lobe über alles Maas schweifenden Grabschriften sind wenigstens ein sprechender Beweis, wie sehr Edgar während seines Lebens der allgemeine Gegenstand nicht nur der Liebe und Verehrung seiner Völker, sondern auch deren höchsten Bewunderung war. Noch nach Jahrhunderten ward sein Name von der Nation mit Enthusiasmus genannt, und seine leider nur zu kurze Regierung als die glänzendste Periode der Angelsächsischen Geschichte bezeichnet. Die englische Kirche versetzte ihn sogar in die Zahl der Heiligen. Im Jahre Ein tausend und fünfzig ward sein Grab zu Gaston von dem Bischofe eröffnet, und da man die königliche Leiche noch unversehrt fand, ward sie mit dem Haupte des heiligen Apollinaris in einen Schrein gelegt, und zur Verehrung aller Frommen

---

Fürsten, die, um ihren Oberherrn zu ehren, Ruderknechtsdienste leisteten, waren: Kenneth, König von Schottland; Malcolm, Unterkönig von Cumberland; Mac-Oric, König von Anglesey und den dabei liegenden Inseln; Jukil, Unterkönig von Westmoreland; Jago, Unterkönig von Galloway; und die in Walis regierenden drei Fürsten, Howel, Dyfnwal und Griffith. — Es versteht sich von selbst, daß man sich unter diesen Königen keine Könige unserer Zeit vorstellen darf.

Digitized by Google

auf dem Hauptaltar aufgestellt. So erzählt wenigstens Wilhelm von Malmesbury, der zugleich auch noch verschiedener, an Edgars Grabe geschehener wunderbarer Heilungen sehr umständlich erwähnt *).

---

*) Aus einem, in der sächsischen Chronik enthaltenen angelsächsischen Lobgedicht auf Edgar, hat Lingard einige Stellen in das Neu-Englische wörtlich übersetzt, und eine Mittheilung derselben möchte hier, wie wir glauben, manchem unserer Leser nicht unwillkommen seyn: „Here ended his earthly joys Edgar Englands king, and chose the light of another world beateous and happy. Her Edgar departed, the ruler of the Angles, the joy of the West-Saxons, the defender of the Mercians. That was known afar among many nations. Kings beyond the baths of the sea-fowl worshipped him far and wide. They bowed to the king as one of ther own kin There was no fleet so proud, there was no host so strong, as to seek food in England, while this noble king ruled the kingdom. He reared op God's honour, he loved God's law, he preserved the people's peace, the best of all the kings that were before in the memory of man. And God was his helper; and kings and earls bowed to him, and they obeyend his will; and without battle he ruled all as he willed."

V.

1. Fortsetzung der Geschichte Englands. — Eduard der Märtyrer. — Edgar hinterließ zwei Söhne, nämlich Eduard von der Elfleda, und Ethelred, von seiner zweiten Gemahlin Elfride. Der Erstere war vierzehn, der Andere kaum sieben Jahre alt. Unstreitig gebührte dem ältern Bruder der Thron. Aber Elfride, die schon zu Lebzeiten ihres Gemahls, obgleich fruchtlose Versuche gemacht hatte, ihrem eigenen Sohne die Thron-

folge zu sichern, trat jetzt auf das neue wieder mit ihren Ansprüchen auf die Krone für ihren Sohn Ethelred auf. Um sich einen Anhang zu verschaffen, verband sie sich mit der Parthei der Weltgeistlichen, und deren Beschützer, dem mächtigen Grafen Alfere von Mercia. Nichts ist wahrheitswidriger, und zum Theil auch alberner, als die Gründe, worauf Elfride und deren Parthei ihre Ansprüche stützten. Elfleda, sagten sie zuerst, sey nicht des verstorbenen Königes rechtmäßige Gemahlin gewesen, und da dieses als grundfalsch erwiesen ward, stellten sie die tolle Behauptung auf, daß Eduard, weil geboren bevor noch Edgar war gekrönt worden, zum Thron kein größeres Recht als Ethelred hätte. Alfere und noch einige der Großen, die es mit ihm hielten, nahmen demnach jetzt das Wahlrecht in Anspruch, das sie jedoch, wenn sie es durchgesetzt hätten, ganz in dem Interesse Elfridens und ihrer Parthei würden ausgeübt haben; und der gewaltthätige Alfere, obgleich unter Edgar an Schweigen und Gehorchen gewöhnt, aber jetzt den kurzen Zeitpunkt einer Thronerledigung benutzend, jagte einstweilen schon in Mercia die Mönche aus mehrern Klöstern und Stiftern, und führte den, wahrscheinlich wegen seiner Sittenlosigkeit, von ihm so sehr begünstigten weltlichen Clerus wieder in denselben ein*). — Auf der Seite des

*) Schon die Art, wie dieß nach Ingulphs Erzählung geschah, beweißt, wie nothwendig des heiligen Dunstans Strenge gegen eben diesen Clerus war. Hören wir darüber den Abt selbst. „Cujus (sc. *Eduardi* „regis) sancta simplicitate et innocentia tam „abusa est factio tyrannorum per reginae favo„rem et potentiam praecipue roborata, quod „Merciam monachis de quibusdam monasteriis „ejectis clerici sunt introducti, qui statim mo„nasterii *maneria ducibus terrae distribuebant*, „ut sic in suas partes obligati eos contra mona-

jungen Eduard standen jedoch alle Bischöfe und Prälaten, dann die mächtigen Grafen Alfwin, Alfwold und Brigthon von Ostanglien und Wessex, und endlich die Mehrzahl aller übrigen Grafen und Thans. Immer heftiger und leidenschaftlicher ward jetzt der Streit. Schon rüsteten sich beide Theile, ihr wirkliches oder vermeintliches Recht mit den Waffen zu erzwingen, und ein verheerender blutiger Bürgerkrieg zeigte sich der Nation in ganz naher Perspective. Indessen gelang es doch abermal des heiligen Dunstans Weisheit und Entschlossenheit, das der Nation drohende Verhängniß von derselben wieder abzuwenden. Er veranlaßte noch einmal eine allgemeine Versammlung aller Großen des Reiches, führte den jungen Eduard in dieselbe, entwickelte mit eben so viel Kraft als Klarheit die nicht zu bestreitenden Rechte des Prinzen zum Thron, nahm hierauf in eine Hand die Kreuzfahne, salbte mit der andern den Eduard zum König und setzte ihm die Krone auf das Haupt. Auch nicht ein Laut des Widerspruchs erhob sich in der ganzen zahlreichen Versammlung. Das Recht hatte gesiegt. Eduard ward allgemein als König anerkannt; und auf die Furcht vor wüthenden inneren Stürmen folgte nun plötzlich das frohe Gefühl der jetzt so schnell und so

„chos defensarent. Tunc de monasterio Eveshamensi monachis expulsis clerici fuerunt introducti, terraeque tyranni de *terris ecclesiae praemiati* sunt.“ Darin irret sich jedoch der Abt Ingulph, der eigentlich blos die Geschichte der Abtey von Croyland schrieb, daß er glaubt, die Verfolgung der Mönche in Mercia hätte unter der Regierung des Königes Eduard statt gehabt, da doch offenbar die Königin, Graf Alfere und dessen Parthei jene gewaltsamen Maßregeln gegen die Mönche sich gleich nach Edgars Tod erlaubten, und zwar bevor die Frage wegen der Thronfolge entschieden war.

ganz unverhofft wieder zurückgekehrten Ruhe und Einigkeit.

2. Eduard war ein trefflicher Prinz. Schon durch seine körperliche Wohlgestalt, seinen schlanken Wuchs und seine einnehmenden Gesichtszüge ward er gleich bei seiner Thronbesteigung der Liebling seines Volkes. Auch berechtigten die sich jetzt schnell entwickelnden Anlagen seines Geistes in Verbindung mit einem wahrhaft menschenfreundlichen, alles mit Liebe umfassenden Gemüthe, die Nation zu den schönsten und süßesten Hoffnungen, und zwar um so mehr, da des jungen Königes feste Gesundheit und ungeschwächte Jugendkraft ihm gleichsam eine lange Laufbahn des Lebens verbürgten. Aber demungeachtet hatte seine Regierung nur die kurze Dauer von kaum vier vollen Jahren. Selbst die Hand seiner Stiefmutter verkürzte seine Tage und stürzte den hoffnungsvollen Monarchen schon in der ersten Blüthe seines Alters in das Grab. — Auf den Plan, ihrem eigenen Sohne Ethelred die Krone zu verschaffen, obgleich schon zweimal mißlungen, hatte Elfride doch noch nicht verzichtet. Zwar nicht aus besonderer Vorliebe für diesen Sohn, denn auch ihm war sie eine Stiefmutter in dem gehässigsten Sinne des Wortes, sondern blos um als Vormünderin des noch unmündigen Königes in England zu herrschen. Diesen Zweck zu erreichen, verschmähete sie kein Mittel, selbst nicht den Meuchelmord, der, weil am schnellsten zum Ziele führend, schon seit Eduards Thronbesteigung in ihrem von Gott völlig entfremdeten Herzen lag. Dem jungen Könige stets Liebe und Zärtlichkeit heuchelnd, war es ihr ein leichtes, alles Mißtrauen aus dessen argloser Seele zu entfernen; und so war es nun der liebenswürdige gekrönte Jüngling selbst, der dem boshaften

Weibe, ihr teuflisches Vorhaben auszuführen, die erwünschteste Gelegenheit darbot. — Eines Tages als Eduard in einer, nicht weit von Elfridens Landsitze*) entfernten Gegend gejagt hatte, fiel es ihm ein, seiner Stiefmutter einen Besuch abzustatten. Wie gewöhnlich ward er auch jetzt wieder mit verstellter Freundlichkeit von Elfride empfangen, und obgleich er nicht lange weilte, hatte sie doch Zeit genug, die nöthigen Mordanstalten zu treffen. Schon saß Eduard wieder auf dem Pferde. Da es sehr heiß war, begehrte er noch einen Trunk Meth; aber in dem Augenblicke, als er die Schaale an den Mund setzte, stieß ein von Elfriden längst schon zu diesem Frevel erkaufter, und jetzt in ihrem Dienste stehender Bösewicht dem jungen Könige rückwärts einen Dolch durch den Leib. Sobald Eduard sich verwundet fühlte, gab er seinem Pferde die Spornen, um zu den Seinigen zurückzueilen, aber durch starken Blutverlust erschöpft, sank er vom Pferde, blieb mit einem Fuße in dem Bügel hängen und ward zu todte geschleift. Als der König nicht zurückkam, suchten ihn seine Leute, verfolgten die blutige Spur durch den Wald, und fanden endlich den entseelten Körper in dem Gehölze von Wareham. (979) Den Ermordeten zu begraben, diese Mühe nahm Elfride selbst auf sich, und ließ die Leiche ganz in Geheim in einen, in dem Walde stehenden wasserlosen Brunnen werfen und mit einigen Schaufeln Erde bedecken. — Erst einige Jahre nachher ward, durch die Fürsorge des Grafen Alfere von Mercia, die Leiche des ermordeten liebenswürdigen Fürsten wieder ausgegraben und zu Shaftesbury mit wahrhaft königlicher Pracht feierlichst beerdiget. — Von der Kirche wird König Eduard der Zahl der Hei-

*) Corfe-Castle in Dorsetshire.

ligen, und zwar heiliger Märtyrer beigezählt, auch sein Andenken noch jedes Jahr am 18. März, als an dem Tage seines Todes gefeiert *).

3. Während Eduards kurzer Regierung, und besonders im Anfange derselben, machten auch die, wegen ihres nicht blos unpriesterlichen, sondern selbst unchristlichen Wandels aus den Kirchen und Stiftern vertriebenen Weltgeistlichen, und zwar heftiger als je, neue Bewegungen, um wo möglich das verlorne Kirchenterrain wieder zu gewinnen. Unter König Edgars Regierung hatten sie sich größtentheils nach Schottland zurückgezogen. Schaarenweise kamen sie jetzt, anfänglich von Elfride und ihrer Parthei herbeigerufen, wieder nach England zurück. Das merkwürdigste, weil seltsamste, war dabei, daß auch die Söhne verstorbener Geistlichen sich ihnen zugesellten, und nun in die kirchlichen Aemter ihrer verstorbenen Väter, gleichsam wie in Familiengüter, wieder eingesetzt zu werden verlangten. An ihrer Spitze stand ein Schottischer Bischof, Namens Beormhelm, den sie gleichsam als ihren Sachwalter mitbrachten. Es war ein kühner verwegener, dabei äußerst zungengeläufiger Mann, dessen rhetorische, alle Ohren ermüdende Schwazhaftigkeit mit der stillen Besonnenheit des ehrwürdigen, jetzt in das Greisenalter vorgerückten heiligen Erzbischofes einen

*) Der Ort, wo Eduards Leiche war verscharrt worden, und den Niemand kannte, ward nachher wunderbarer Weise durch ein eine Zeit lang des Nachts dieselbe Stelle erhellendes himmlisches Licht entdeckt; und da es überdieß noch Gott gefiel, durch mehrere an dem Grabe des königlichen Märtyrers zu Shaftesbury gewirkte Wunder, der Reinheit und Unschuld desselben Zeugniß zu geben, so nahm die Kirche keinen Anstand, ihn in die Reihe heiliger Freunde Gottes aufzunehmen.

seltsamen Contrast bildete. — Auch unter den Großen fanden die Rückkehrenden Freunde und Gönner, und besonders war es der mächtige Alfere, schon unter Edgar des heiligen Dunstans geheimer Gegner. Aber alle offenen und heimlichen Umtriebe der Einen wie der Andern waren fruchtlos; dem Geschrei der Cleriker setzte Dunstan apostolischen Ernst und die Foderungen der Kirche, und den Zudringlichkeiten Alferes Geduld und die nie wankende Festigkeit seines Charakters entgegen, und so ging nun auch dieser heftigste aller bisherigen Stürme an dem, von dem heiligen Erzbischof errichteten kirchlichen Gebäude, ohne es zu erschüttern, glücklich vorüber. — Man würde sich sehr irren, wenn man wähnte, der heilige Dunstan habe alle Weltgeistlichen in Mönche verwandeln wollen. Daran dachte er nicht. Was er wollte und verlangen mußte, war blos, daß der weltliche Clerus den Gesetzen und Geboten der Kirche gemäß ehelos bleiben, nicht ihren Lüsten fröhnen, den verführerischen Reitzen der Welt sich nicht blindlings hingeben, die Einkünfte der Stiftungen frommer Väter nicht zum Aergerniß des Volkes in Müßiggang verprassen, und überhaupt das ganz seyn sollte, was ihr Name schon bezeichnet. Jahre lang ermahnte er hiezu die Weltgeistlichen, und erst als er sah, daß alle seine, wie seiner gottesfürchtigen Gehülfen im heiligen Amte, Bitten, Ermahnungen, ja selbst Drohungen fruchtlos blieben, schnitt er diese Auswüchse von der Kirche ab und besetzte deren sämmtliche Aemter mit, wo nicht immer gerade durch besondere Frömmigkeit ausgezeichneten, doch wenigstens durch ihren Wandel dem Volke keinen Anstoß gebenden Mönchen. Dunstan konnte sich dabei der Ueberzeugung hingeben, daß, so wie schon oft in andern Ländern, bei großem Verfall nicht nur des niedern, sonst selbst des höhern Clerus,

die Mönche dort stets die einzigen Stützen der Kirche waren, sie dieß nun derselben auch in England seyn, und sich dann durch ihr Beispiel und vorzüglich in ihren Schulen auch nach und nach wieder fromme, von den Pflichten ihres Berufes durchdrungene Weltgeistlichen heranbilden würden.

4. Um diese Zeit ereignete sich auch jener, unsern Lesern schon bekannte Unfall zu Calne, wo der große Versammlungssaal, während der sehr tumultuarischen, wegen den Foderungen und vermeintlichen Rechten der Weltgeistlichen statt habenden Debatten, plötzlich einstürzte, mehrere, größtentheils weltliche Herren verwundet und sogar einige Familien in Trauer versetzt wurden. Dieß unglückliche Ereigniß ward zwar in ganz England allgemein bedauert, erregte aber damals kein größeres Aufsehen, als das auch der Einsturz jedes andern alten, völlig verfallenen morschen Gebäudes veranlaßt haben würde. Erst mehrere Jahrhunderte nachher gefiel es den neuern englischen Geschichtschreibern, dieses traurige, aber auf ganz natürlichem Wege sich sehr leicht erklärende Ereigniß, nachdem sie es nach ihrer Weise zurecht geschnitten, gemodelt und künstlich decorirt hatten, dazu zu benutzen, um den heiligen Dunstan bei ihren, wenig oder übel unterrichteten Zeitgenossen als einen Mörder und eben so gleisnerischen als grausamen Machinisten anzuklagen, und dessen Andenken, obgleich unsere heilige Kirche es jedes Jahr am 19. Mai ehrt und feiert, dem Fluch einer nicht minder unkundigen Nachwelt zu überliefern. Nach sechs bis sieben hundert Jahren wissen diese Herren nicht nur, was in jener Zeit kein Mensch wußte, sondern sie wissen es auch so genau, als wenn sie selbst von allem Augenzeugen gewesen wären. Ihnen zu Folge ließ Dunstan die

Pfeiler, worauf der Versammlungssaal ruhete, heimlich hinwegbrechen, dafür aber ihm einstweilen eine andere, aus mehreren Balken bestehende Unterlage einschieben, die jedoch vermöge einer angebrachten Maschinerie auf den ersten Wink hinweggenommen werden konnte. Zu rechter Zeit ward dieser Wink von dem heiligen Dunstan gegeben, die Stützen wurden hinweggenommen und der Saal stürzte ein. Mit vielem Scharfsinn (?) wird dabei noch bemerkt, daß dieses gerade auch die Ursache gewesen, warum der Erzbischof den jungen König Eduard nicht mit in die Versammlung zu Calne gebracht habe. Nur ganz blinder Leidenschaft konnte das Absurde dieser Bemerkung entgehen. Wäre der König, der blos wegen seiner großen Jugend, und weil Dunstan voraussah, daß es in der Versammlung sehr stürmisch hergehen würde, dem Concilium nicht beiwohnte, auch wirklich gegenwärtig gewesen, so hätte er ja seinen Sitz neben dem des Primas gehabt, wo dann für die Sicherheit seiner Person eben so gut wie für jene des Erzbischofes gesorgt gewesen wäre. — Nur wenige, unserer Kirche nicht angehörige Geschichtschreiber, haben es bisher verschmähet, diese schändliche Lüge in ihre Geschichtbücher aufzunehmen, hatten im Gegentheil Wahrheitsliebe genug, um den ehrwürdigen Greis von dieser so boshaften und zugleich so unbegreiflich dumm ersonnenen Anklage völlig freizusprechen *).

*) Zu Denen, welche hierin eine ehrenvolle Ausnahme machen, gehört auch Herr Lappenberg, der würdige Verfasser einer erst vor einigen Jahren erschienenen Geschichte Englands. Auch in noch mehrern andern Beziehungen läßt dieser geistvolle Geschichtschreiber dem heiligen Dunstan volle Gerechtigkeit wiederfahren. Um aber den großen Erzbischof, dessen hohen Sinn und heilige Natur in allen ihren Tiefen aufzufassen,

zu verstehen und zu würdigen, dazu raubten dem Herrn Lappenberg theils seine Confessionsansichten, theils auch sein eigenes, mit der katholischen Lehre auch nicht von weitem in Einklang stehendes Religionssystem den nöthigen Ueberblick, wie jede andere dazu erfoderliche Fertigkeit. — Unsere, von Anbeginn an von dem Weltgeiste angefeindete heilige Kirche, der in ihr niedergelegte Schatz des wahren Glaubens, ihre eben daraus fließenden heiligen Institutionen und strengere Foderungen evangelischer Vollkommenheit waren gerade für den heiligen Dunstan das einzige Element seiner Kraft, und der in allen seinen Bestrebungen ihm leuchtende nördliche Polarstern. Sie bildeten um ihn gleichsam eine geistige Athmosphäre, in welcher er athmete, lebte und wirkte, und in der allein er nur Nahrung, Leben und Regsamkeit finden konnte. Nun aber ist alles dieß, das innere Wesen unserer Kirche, der in ihr wehende Geist, ihr in sich so fest geschlossener Lehrbegriff, ihre Mysterien, ihr sinn- und bedeutungsvoller äußerer Cultus, und alle ihre übrigen, aus ihr selbst herausgebildeten Institutionen und Einrichtungen, dem Herr Lappenberg eben so fremd oder noch weit fremder, als es nur der Mann aus dem Monde einem sublunarischen menschlichen Wesen allenfalls seyn könnte; und da er doch einmal über den heiligen Dunstan ein summarisches Urtheil fällen wollte, so war es freilich zu erwarten, daß er auch bei dieser höhern, ihm völlig unverständlichen geistigen Erscheinung keinen andern, als blos den, für die kleinlichen Dimensionen gewöhnlicher Menschen brauchbaren Maasstab anzulegen die Schwachheit haben würde. — „Sein (des heiligen Dunstans) „Christenthum," sagt Herr Lappenberg, „war nicht „die Religion der Liebe, der seligen Freude an der „Schöpfung, der mit zarten Fäden an die Blumen „der Erde gefesselten Geistigkeit." — Nur nebenher bemerken wir jetzt einstweilen, daß diese Geistigkeit offenbar nichts ist, als blos eine in einem etwas höhern Grade verfeinerte, daher auch dem Scheine nach mit geistigen Genüssen verbundene — Sinnlichkeit. — — Unstreitig ist Liebe der Geist der

Religion Jesu und unserer heiligen Kirche. Aber eine Liebe, die durch keine unlauteren Kanäle fließt, aus der Urquelle aller Liebe entspringt, zu dieser wieder zurückführt, und daher eine ewige Dauer hat, während jede irdische, wenn auch mit noch so zarten Fäden an die Erde fesselnde Liebe, gleich jeder andern, aus groben Stoffen erzeugten Flamme, höchst selten auch nur die Dauer eines spannenlangen Menschenlebens hat. — Der heilige Dunstan, wie viele andere, ihm völlig ähnliche heilige Männer, konnten eben so wenig wie ihr göttlicher Lehrer und Meister, zu dessen Nachfolge sie berufen waren, wie wir alle dazu berufen sind, auf der Erde, seitdem sie der Wohnsitz des tief gefallenen sündhaften Geschlechts Adams geworden ist, weder sehr liebliche Blumen suchen noch auch finden, wohl aber desto mehr wasserlose Wüsten, Einöden und Dornen, welche letztere jedoch sie durch ihr ganz in Gott sich versenkendes Leben, durch ihre Entsagungen und Abtödtungen — wodurch dem Fleisch die Herrschaft über den Geist benommen, und dieser auf entfesselten Schwingen sich zu dem Unendlichen zu erheben und immer mehr Christo sich zu verähnlichen in Stand gesetzt wird — in wahre ewig duftende Blumen des Paradieses zu verwandeln wußten. — Diesen Pfeil der Liebe in seinem Herzen, suchte der heilige Dunstan alle Menschen, aber vorzüglich die geweihten Diener des Altars, auf den Pfad zu führen, auf welchem er selbst wandelte, und auf dem er bisher von einer lichtvollen Stufe auf immer noch lichtvollere beseligendere Höhen gelangt war. — Zudem war dem heiligen Erzbischof ein ganz besonderer, nur ihm eigener und gewiß nicht wenig schwerer Beruf geworden: ein Beruf, zu dessen Erfüllung es wahrlich keiner, nur gar zu leicht in menschliche Schwächen ausartender Liebeleien, sondern eines wahrhaft apostolischen Ernstes und einer rücksichtlosen heiligen Strenge bedurfte. Die Kirche Englands war zu seiner Zeit das Eigenthum von Räubern, Hurern, Ehebrechern und Schwelgern geworden, die die Altäre entweihten, die heiligsten Geheimnisse schändeten, und dem Volke, das sie hätten belehren und heiligen sollen, zum Aergerniß

und Falle dienten. Die mit dem kostbaren Blute Jesu erkaufte und rein gewaschene Kirche sollte nun in England der heilige Dunstan wieder in ihrer frühern Blüthe, Reinheit und Heiligkeit darstellen. Aber mit welcher Milde, Nachsicht und Schonung suchte er nicht diese schwere Aufgabe zu lößen? Jahrelang nahmen er und seine beiden erleuchteten Gehülfen in dieser heilsamen Reform blos zu Bitten, Ermahnungen und den rührendsten Vorstellungen ihre Zuflucht, und erst als alle ihre Bemühungen fruchtlos waren, und die ganz in Wollust und Sinnlichkeit versunkenen Baalspfaffen weder die väterlich flehende, noch auch die immer ernster drohenden Stimmen ihrer Oberhirten hören wollten, griff Dunstan zu den Blitzen der von seinem Monarchen ihm übertragenen weltlichen Gewalt, warf die Unzüchtigen und Zuchtlosen aus dem Heiligthum hinaus und besetzte Kirchen und Stifter mit frommen Mönchen, die, wenn auch nicht alle gleich heilig, doch sämmtlich den lockenden verführerischen Freuden der Welt entsagt hatten, und deren äußeres, ihre strenge büßende Lebensweise verrathendes Aussehen schon stillschweigend zur Buße ermahnte, den Gekreuzigten predigte, und die Menschen wieder auf Den hinwies, der, als er hier auf Erden wandelte, nicht hatte, wohin er sein Haupt legen konnte. — Aber demungeachtet umfaßte des heiligen Dunstans von göttlicher Liebe erglühete Brust doch stets zugleich auch das zeitliche Wohl der Menschheit. Es beweißt dieß nicht nur seine gerechte, schützende, der Nation so viele Jahre alle Segnungen des Friedens erhaltende Reichsverwaltung, sondern, und zwar vorzüglich auch der grenzenlose Jammer seiner Diöcesanen, als er, von dem Tage und der Stunde seines Todes durch göttliche Offenbarung unterrichtet, ihnen denselben einige Tage vorher schon ankündigte*). Aber nur Liebe erzeugt Gegenliebe, und nur der wird wahrhaft geliebt, dessen Herz ebenfalls der Liebe nicht fremd ist. — Es erregt eine nicht wenig peinliche und schmerzhafte Empfindung,

*) *Osbert.* Vit. S. Dunst. und *Fleury* Hist. de l'église. Tom. XII. liv. 57.

wenn man sieht, wie die mehrsten der von unserer Kirche getrennten Geschichtschreiber jede, oft nur ganz von Ferne sich darbietende Gelegenheit ergreifen, um unsere Heiligen, und gerade die, in welchen Gottes Erbarmung sich ganz vorzüglich verherrlichet hat, wo nicht immer gerade als Phantasten oder Heuchler und Betrüger, doch gewöhnlich als herbe, gallsüchtige, mürrische und feindselige Naturen dazustellen. Nichts ist empörender und geschichtwidriger, als diese Anklage. Man befrage die aus den zuverläßigsten Quellen geschöpften, auf den unverwerflichsten Zeugnissen beruhenden Lebensgeschichten des größten Theils unserer Heiligen, und die Ueberzeugung wird sich jedem aufdringen, daß, obgleich alle diese von Gott so sehr begnadigten Männer ungemein strenge, hart und schonungslos gegen sich selbst waren, dennoch ihr Herz gegen Andere stets von Milde, Nachsicht und Schonung überfloß. Wie willig würden sie nicht, hätte es von ihnen abgehangen, alle Schwächen, Bürden und Lasten ihren Nebenmenschen ab- und auf sich genommen haben! Gerne gönnten sie diesen auch den mäßigen Genuß erlaubter unschuldiger Freuden, nur ermahnten sie, solche ebenfalls als Geschenke mit kindlichem Danke aus der Hand des Schöpfers zu empfangen, und über der kleinen flüchtigen Gabe nicht den unendlichen ewigen Geber zu vergessen. Daß jedoch stets tiefer Ernst und eine gewisse heilige Trauer ihre Gestalten durchschimmerte und ihrem ganzen Wesen ein eigenes Gepräge aufdrückte, davon möchte doch wohl ein vollkommen hinreichender Erklärungsgrund sich jedem schon von selbst darbieten. Hat ja doch offenbar blos die Unschuld das Recht sich zu freuen; der gefallene Sünder aber — und wer gehört nicht in diese Kategorie? — auch selbst wenn durch Gottes Gnade wieder aufgerichtet, nur endlosen Stoff zu Thränen und unaufhörlicher Trauer; freilich gewöhnlich gemildert und in süße Schwermuth verwandelt durch das tröstende Bewußtseyn und herzerhebende Gefühl seiner wieder erlangten Begnadigung. Unser göttlicher Erlöser, weil er die Sünden aller Welt auf sich genommen, hat zwar, wie die heilige Urkunde seines Lebens es bezeugt, mehrmals

geweint, aber niemals gelacht. — — Eben so ist auch Gottes herrliche wundervoll schöne Schöpfung unstreitig eine Quelle reiner Freuden; aber auch das ist sie nur dann, wenn wir in Allem, was unsern Geist entzückt, unser Herz erfreut und unsere Sinne ergözt, in dem nächtlichen vom Monde erhellten und mit Sternen besäeten, wie in dem, durch den Glanz der Mittagssonne erleuchteten Himmel, blos die Hand seiner Allmacht, seiner Liebe und Weisheit erblicken, uns immer dadurch noch näher zu Ihm hingezogen fühlen, und dabei auch nie vergessen, daß doch alle diese herrlichen wundervollen Schöpfungen blos Schemen, nur hindeutende Vorbilder auf das sind, was Gottes unendliche Erbarmungen denen, die hier trauern, weinen und in Demuth und Geduld Jesu sein Kreuz nachtragen, jenseits bereitet hat. — So waren, dachten, empfanden und sprachen alle jene, die unsere Kirche den ausgezeichneten heiligen Freunden Gottes beizählt. Um sie zu verstehen und zu beurtheilen, sollte man doch wenigstens, wenn auch nur von weitem, ihnen nachzuempfinden, und gleich ihnen alles blos in dem Lichte des Evangeliums zu schauen im Stande seyn. Auch nur eine mäßige Gabe von Bescheidenheit müßte es daher zum Gesetze machen, sich alles Richteramtes über solche ungewöhnliche hohe Naturen zu enthalten, über heilige Bekenner, die ihren Zeitgenossen wie der Nachwelt völlig fremd, schon in ihrem irdischen Leibe einer höhern Welt angehörten, und die, obwohl nur gleich Pilgern diese Erde flüchtig durchziehend, doch überall ewig flammende Spuren ihres segenvollen Daseyns hinterlassen haben. — — Daß von Mißverstand oder völlig irriger, weil willkührlicher Deutung des Evangeliums, auch verkehrte Auffassung unserer Kirche, ihrer Geschichte und Institute stets unzertrennlich ist, davon gibt Herr Lappenberg ebenfalls einen schlagenden Beweis, wenn er auf der nämlichen Seite behauptet: „blos die Zügellosigkeit, Rohheit und Sinnlichkeit der Barbaren des Mittelalters hätten, als der zu bezwingende und zu läuternde Stoff, aus der Lehre Christi das Pabstthum und die strengen Regeln der Ordens-

geistlichen erschaffen.“ — Einer solchen hyperparadoxen Aeußerung gegenüber, ist man in nicht kleiner Verlegenheit, was man sagen soll. Der Stuhl des heiligen Petrus ward in dem grauesten Alterthume gleich bei der Wiege des Christenthums gegründet. Als Haupt der Apostel und Oberhaupt der Kirche bezeichnet an mehren Stellen schon das Evangelium den heiligen Petrus. Er war also der erste Pabst — (denn Oberhaupt der Kirche oder Pabst sind Synonyme) — und um die von ihm anfangende und bis auf unsere Zeiten fortgehende Reihe seiner Nachfolger zu leugnen, müßte man auch alle Welt-, Völker- und Kirchengeschichten in das Reich der Träume und Fabeln hinüber weisen. — Eben so wenig gingen auch die strengen und büßenden Orden unserer Kirche aus der Rohheit der Barbaren, sondern unmittelbar blos aus dem, schon in den frühesten Zeiten des Christenthums sich kund gebenden Streben nach der von Christo selbst und dessen Aposteln gepredigten evangelischen Vollkommenheit hervor; und selbst schon in den letzten Jahren einiger Apostel füllten fromme und heilige Einsiedler, Anachoreten und Mönche die ägyptische und syrische Wüste. — Alle Institutionen, Einrichtungen und Formen unserer Kirche wurden derselben nicht von der Zeit von außen angebildet, sondern sie bildeten sich, weil dem Wesen derselben vollkommen entsprechend, ganz von selbst aus dem Innern derselben heraus. Die Zeit und der in ihr herrschende Zwingherr hat keine Macht an unserer Kirche. Sie ist kein menschliches Gebäude, sondern errichtet von dem Geiste Gottes, dessen Weisheit selbst jedes äußere, auch noch so kleine Steinchen an ihr gesetzt und geordnet hat. Daher auch alle noch kommende Stürme, gleich den vielen frühern an ihr, ohne sie im mindesten zu erschüttern, vorüber gehen werden. — Es ist ein schweres, höchst lästiges Geschäft, mit Leuten zu rechten, besonders mit sehr verständigen Männern, die über unsere Kirche, deren Lehren, Formen und Institutionen zu schreiben und zu sprechen pflegen, ohne sich doch je die geringste Mühe gegeben zu haben, sie gründlich kennen zu lernen. Was sie katholische Kirche

nennen, ist gewöhnlich ein in ihrem eigenen Gehirn von den krassesten Vorurtheilen erzeugtes Carricaturbild, das sie nun, man mag ihnen auch sagen was man will, dennoch stets mit den alten, abgestumpften und verrosteten Waffen zu bekämpfen fortfahren, — ein wahrer Don Quixoteskampf mit den Flügeln einer Windmühle. — Einem Blindgeborenen würde man leichter die Harmonie der Farben verständlich machen können.

VI.

1. König Ethelred. — Eduard war der Liebling seines Volkes. Seine Ermordung, und schon in der ersten und schönsten Blüthe seines Lebens, empörte jedes Gemüth. Die ganze Nation fluchte der schändlichen Mörderin, und nur wenig fehlte, so hätte jetzt der allgemeine Haß, den Hohe und Niedere theilten, und der sich selbst über ihren Sohn, den schuldlosen Knaben Ethelred verbreitete, Elfride aller Früchte ihres begangenen grausamen Frevels beraubt. Wirklich wäre es auch ein schöner, des Aufbewahrens in der Geschichte würdiger Zug in dem Charakter der Angelsachsen gewesen, wenn sie jetzt einen großen Act der Nationalgerechtigkeit geübt, und den, der, wenn gleich unschuldig, die Ursache des Mordes war, sammt dessen ganzer Descendenz auf immer von der Thronfolge ausgeschlossen hätten. Die schreckliche Blutschuld wäre dadurch einigermaßen gesühnt, und daher wahrscheinlich auch die strafende Hand des Weltrichters von der Nation wieder abgelenkt werden. Viele der Edelsten in der Nation waren auch wirklich dieses Sinnes, denn da kein Prinz von königlichem Geblüte mehr da war, trugen sie sogar Edithen, Edgars natürlicher Tochter von der Wulfrith, Englands Krone an. Aber nur mit Unwillen vernahm

diese wahrhafte Braut Jesu den ihr gemachten Antrag. Gegen alle Kronen in der Welt, sagte sie, würde sie nie jene vertauschen, die sie einst aus den Händen ihres himmlischen Bräutigams zu erwarten hätte*). — Die innere Ruhe des Reiches erfoderte eine baldige Wiederbesetzung des verwaisten, mit Blut besudelten Thrones. Dunstan nahm also den noch nicht völlig zwölfjährigen königlichen Knaben mit sich nach Kingston und salbte und krönte ihn am ersten Osterfeste zum König, nachdem derselbe vorher den gewöhnlichen Krönungseid geschworen hatte**). Die in Kingston versammelten Großen huldigten nun ebenfalls dem neuen Könige, doch leider, wie die Folge es erweisen wird, die mehrsten blos mit dem Munde, nur wenige auch mit dem Herzen. Aber selbst der heilige Dunstan vermochte jetzt nicht, seinen Schmerz und seine tiefe Trauer über den gewaltsamen Tod Eduards zu unterdrücken. Mit dem Blicke und dem Ernste eines von Gott erleuchteten Sehers sprach er zu dem jungen Monarchen: „Da unschuldig vergossenes, zum Himmel um

*) Nach ihrem Tode ward Editha, so wie viele andere in frühern Zeiten durch leuchtende Frömmigkeit ausgezeichnete englische Prinzessinnen und Fürstentöchter, von der englischen Kirche als eine Heilige verehrt.

**) Folgendes ist der Eid, den jeder angelsächsische König, bevor er gekrönt ward, schwören mußte. „Ich „schwöre im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit, „daß unter meiner Regierung die Kirche Gottes und „mein ganzes christliches Volk stets ungestörter Ruhe „genießen soll. Zweitens, daß ich keine Räubereien, „und überhaupt keine Art der Ungerechtigkeit dulden „will, und endlich drittens, daß in allen richterlichen „Urtheilssprüchen stets Gerechtigkeit und Billigkeit, „mit Milde und Barmherzigkeit vereint seyn soll, „damit Gottes unendliche Barmherzigkeit auch uns „allen mild und gnädig verzeihen möge.

„Rache schreiendes Bruderblut Dir den Weg zum „Throne gebahnt, so wird auch Gottes Segen sich „von deiner Regierung abwenden, dein Haus durch „das Schwert verödet, und deine Krone die Beute „eines fremden barbarischen, weder mit der Sprache „noch den Gesetzen der Nation bekannten Eroberers „werden.“ — Wie bald und wie furchtbar dieses prophetische Wort in Erfüllung ging, werden wir sogleich sehen *).

2. Ethelred hatte ein ungemein einnehmendes Aeußere, dabei gefällige und liebliche Manieren; war auch gegen jedermann freundlich und herablassend, und demungeachtet doch nie bei der Nation beliebt. Die schändliche Ermordung Eduards hatte auf jedes Gemüth einen so tiefen Eindruck gemacht, daß die Persönlichkeit des neuen Königes, wenn auch noch so liebenswürdig, denselben nie mehr auszulöschen vermochte. Die Natur hatte Ethelred nicht mit sehr glücklichen Anlagen geschmückt, und die wenigen, die sie ihm gegeben, wurden, statt durch eine zweckmäßige Erziehung entwickelt und ausgebildet zu werden, durch Elfridens lieblose und harte Behandlung völlig erstickt **). Bei seinem

*) Schon bei Ethelreds Geburt soll der heilige Dunstan des neu gebornen Knaben einst für England so unheilbringende Regierung weissagend voraus verkündet haben.

**) Knechtische Furcht vor der harten Zuchtruthe seiner Mutter machte Ethelred schon als Kind halb blödsinnig, still, demüthig, ängstlich, gehorsam, alles duldend, alles ertragend; Tugenden, die, wenn gehörig ausgebildet und aus edeln Quellen hergeleitet, ihn zu einem frommen Mönche, nicht aber zum Beherrscher eines aus den heterogensten Theilen zusammengesetzten Reiches herangebildet haben würden. Eine Bemerkung, welche selbst der Mönch von Mal-

ungemein beschränkten Verstand war freilich von seiner Regierung kein großes Heil zu erwarten, und zwar um so weniger, da bei ihm Trägheit, Unentschlossenheit und immer mehr zunehmender Hang zu zerstreuenden Vergnügungen die ganz na rlichen Folgen des eigenen Gefühls völliger Unfähigkeit waren. — Zum Glück für England und den gekrönten Knaben blieb Dunstan noch acht Jahre an der Spitze der Geschäfte. Aber auch Elfride hatte Aufangs bedeutenden Einfluß, den der heilige Erzbischof zwar nicht völlig zu entfernen, aber doch in immer engere Schranken einzuschließen wußte. Unmöglich konnte Ethelred seine Mutter zärtlich lieben. So wie er also an Jahren zunahm, verminderten sich auch immer mehr Elfridens Macht und Ansehen. Voll Verdruß darüber, und mit ihrem Sohne, mit der Welt und sich selbst zerfallen, verließ sie endlich den Hof, und zog sich, beladen mit dem Fluche der Nation und gefoltert von den nagenden Vorwürfen ihres eigenen Gewissens, auf ihren Landsitz zurück. Obgleich sehr späte, doch noch immer zu rechter Zeit suchte jetzt Elfride da Rettung, wo für sie allein noch Rettung zu finden war. Sich von aller Theilnahme an der Welt lossagend, überließ sie sich nun ganz und ungetheilt der Ausübung gottgefälliger Werke der Nächstenliebe, bauete

---

mesbury zu machen sich nicht enthalten konnte. — Uebrigens gab Ethelred als Kind und als Knabe häufige Beweise natürlicher Gutmüthigkeit. — Bei der Nachricht von der Ermordung seines Bruders, des König Eduard, brach er in einen Strom von Thränen aus, und wollte nicht aufhören zu weinen, bis endlich die Urheberin des Mordes, gleich einer Furie über ihn herfiel, und den hülflosen unschuldigen Knaben so grausam züchtigte, daß selbst mehrere Tage lang sein Leben in Gefahr war.

dabei zwei Frauenklöster, nahm in einem derselben den Schleier, trug von jetzt an stets ein härenes Gewand auf blosem Leibe, schlief auf der harten Erde, und suchte durch anhaltendes Gebet und Abtödtungen jeder Art für ihr vergangenes Leben zu büßen, und Gott, die Kirche und die Menschheit wieder mit sich zu versöhnen. Sie lebte lange genug, um wenigstens von einem Theile des Elendes, welches unter ihres Sohnes Regierung über England hereinbrach, selbst noch Augenzeuge zu seyn.

3. So lange die Verwaltung des Reiches in den Händen Dunstans lag, blieb England von Außen geachtet und ruhig in seinem Innern. Von kriegerischen Auftritten erwähnet die Geschichte nur eines Feldzuges des Grafen Alfere von Mercia gegen die Fürsten von Wallis. Bald darauf starb dieser, für einen Unterthanen schon zu mächtig gewordene Graf. Nach seinem Tode ging unter dem Volke in ganz England die Sage: Ungeziefer habe ihn bei lebendigem Leibe aufgefressen. Mag dieses auch blos eine Mähre gewesen seyn, so konnte sie doch blos allgemeiner Volkshaß erfunden haben. Ein Beweis mehr, wie sehr die Nation den heiligen Dunstan verehrte, und dessen mit dem weltlichen Clerus vorgenommene Reformen billigte, indem sie des heiligen Erzbischofes anfangs geheimen und nachher offenen Feind, und warmen Vertheidiger des damals so sehr ausgearteten Clerus, noch nach dem Tode desselben durch dergleichen Sagen zu entehren suchte. — Im achten Jahre der Regierung Ethelreds entschlug sich auch Dunstan der ihm bisher anvertrauten Verwaltung des Reiches, verließ den Hof und zog sich auf seinen erzbischöflichen Sitz in Canterbury zurück. Die immer zunehmende Last des Greisenalters, vielleicht auch des Königes sich

immer mehr minderndes Zutrauen zu ihm, mögen ihn dazu bewogen haben. Zu Canterbury, in der Mitte seiner Diöcesanen, lebte er noch etwas über ein Jahr. Er starb am 19. Mai des Jahres 988, und durch die mit seinem Tode verbundenen wunderbaren Nebenumstände gab Gott abermals der Heiligkeit seines treuen Dieners vor den Menschen Zeugniß; ohne noch der vielen Wunder zu erwähnen, die der im folgenden Jahrhundert lebende Osbert, des heiligen Dunstans Biograph, uns in der Lebensgeschichte desselben aufbewahrt hat.

4. Kaum war Dunstan von dem öffentlichen Schauplatz der Politik und der Geschäfte verschwunden, als es sich auch erwieß, daß er der einzige Mann war, dessen kräftige Hand die unruhigen, aus mancherlei Völkerschaften zusammengesetzten Volksmassen Englands zu einem Ganzen fest zusammenzuhalten, und eben dadurch dem Reiche eine dem Auslande Achtung und Ehrfurcht gebietende Stellung zu geben vermochte. Nur mehr oder weniger gleicht jeder Staat einem Kunstwerke, das aber gerade, weil ein solches, auch stets der forthelfenden Hand des Künstlers bedarf. Leider fehlte diese jetzt nach Dunstans Tode dem angelsächsischen Reiche. Bald geriethen alle Theile der künstlich zusammengesetzten Staatsmaschine in immer fühlbarer werdende Stockung. Die Schwäche des Königes, und dessen unter der Hülle natürlicher Gutmüthigkeit sich bergende Trägheit benutzend, suchten die Ealdormen, die Statthalter in den Provinzen, ihre Macht auf Kosten des königlichen Ansehens immer mehr zu erweitern, die Bande, die sie an den Thron fesselten, immer mehr zu lockern, und sich, wo möglich, dem in andern Ländern, besonders in Frankreich herrschenden Verhält-

niß völlig von der Krone unabhängiger Lehensträger zu nähern. Diesen Bestrebungen selbstsüchtiger Großen setzte Ethelred bisweilen die Macht seiner Günstlinge entgegen, die aber gerade, durch die von ihnen oft tyrannisch mißbrauchte königliche Gewalt, das Uebel nur noch ärger machten. Ueberall, im Norden wie im Süden, und selbst in dem Herzen des Reiches, bildeten sich jetzt feindselige Parteien. Das Interesse des Einzelnen verschlang überall das Gesammtinteresse des Staates. Die gehässigsten Leidenschaften wurden die einzigen Organe aller innern und äußern Politik, und die schon in der Verschiedenheit und heterogenen Zusammensetzung der Bevölkerung Englands liegenden Keime der Anarchie bedurften jetzt nur noch der zerstörenden Einflüsse jener, wie wir sogleich sehen werden, von Norden her sich gegen England erhebenden Stürme, um immer schneller sich zu entwickeln, und endlich einen durchaus anarchischen, alle Kräfte der Nation völlig lähmenden, und sie selbst und ihre Dynastie dem Verderben preisgebenden Zustand herbeizuführen. — Dieß der kurze, aber wesentliche Inhalt von Ethelreds ganzer, seit Dunstans Tode noch neun und zwanzig Jahre dauernden unseligen Regierung.

5. Beinahe seit einem Jahrhundert hatten weder Dänen noch Norweger die ihnen gegenüber liegenden weisen Küsten Englands zu beunruhigen gewagt, und der Dänen ehemalige verheerende Einfälle, jetzt nur noch der Geschichte der Vergangenheit angehörig, waren längst schon aus dem Andenken der Nation verschwunden. Aber die nordischen Reiche selbst waren indessen der Schauplatz wichtiger, selbst auf das übrige Europa nicht wenig einflußreicher Ereignisse und Umgestaltungen geworden. Die Anführer nämlich jener nordischen, länger als ein halbes

Jahrhundert alle Küstenländer Europens ängstigenden und ausplündernden Schwärme, endlich im Besitze ungeheurer Reichthümer, hatten angefangen sich nach Ruhe zu sehnen, um der Früchte ihrer langen und glücklichen Seezüge ungestört zu genießen. Statt also ihre Landsleute zu fernern Raubzügen zu ermuntern, suchten sie vielmehr sie an friedliche Beschäftigungen und ein ruhiges Leben zu gewöhnen. Häufige, oft viele Jahre ununterbrochene Reisen zu entfernten Völkern, vorzüglich aber lange dauernde, zahlreiche Heereszüge veranlassende Kriege in fremden Ländern, haben noch nie auf das wandernde Volk ihren Einfluß verfehlt, und rohe Sieger stets etwas von der Cultur der gebildetern Besiegten angenommen. Gleiche Ursachen erzeugen gleiche Wirkungen, und die zahllosen, während so langer Zeit über alle Länder Europens sich ergießenden nordischen Räuberschwärme, hatten ebenfalls manches von den Völkern, die sie ausgeplündert, und manche ihnen nützliche Erfahrung mit nach Hause gebracht. Die Bemühungen jener Häuptlinge waren demnach nicht fruchtlos, und hatten bald einen noch um so größern Erfolg, als die damaligen häufigen Versuche, in den nordischen Ländern das Christenthum einzuführen, und dessen dort immer bedeutender werdende Fortschritte diesem Streben ungemein hülfreich entgegen kamen. Der bisherige Zustand der Wildheit und völlig ungeregelter Verfassung wich also immer mehr einer dem stattsgesellschaftlichen Leben anderer Völker sich nähernden Ordnung. Dieser veränderte Zustand erschlaffte jedoch nicht den kriegerischen Geist der Nordländer. Aber nun nicht mehr beschäftiget mit räuberischen Zügen über das Meer nach fernen Ländern, fesselte ihre Aufmerksamkeit jetzt desto mehr das eigene Vaterland und dessen Verfassung. Zersplittert unter zahllosen kleinen König-

lein, mußte die Verschiedenheit der von so manchen Seiten sich durchkreuzenden Interessen dieser Häuptlinge auch unter denselben eine Menge ununterbrochen fortdauernder Reibungen herbeiführen, die oft um so heftiger waren, als die aufgeregten, gegen- und unter einander sich bewegenden Kräfte gewöhnlich nur einen sehr engen Spielraum umfaßten, jedoch, weil immer weiter und vielfacher verzweigt, bald große, lange anhaltende Kriege zur Folge hatten. Was stets in jedem, dem Conflikt eigener Kräfte lange Zeit preisgegebenen Reiche geschehen ist und stets geschehen wird, geschah auch jetzt. Tapfere, vom Glücke begünstigte Krieger erhoben sich und wurden Eroberer. Die Häuptlinge und kleine Königlein fingen an nach und nach zu verschwinden, und ganz Scandinavien theilte sich endlich um die Mitte des zehnten Jahrhunderts in die drei ungleich größeren Reiche: Dänemark, Norwegen und Schweden *).

*) Wie auf der frühern Geschichte aller Völker, liegt auch auf der der nordischen Reiche ein undurchdringliches Dunkel. Sobald eine Anzahl Menschen in einen staatsgesellschaftlichen Verband treten, beginnt auch die Geschichte eines solchen Volkes. Da es jedoch in dieser Periode roher Jugend nicht einmal Buchstaben, mithin noch viel weniger Schreibekunst besitzt, kann es auch seine Begebenheiten nicht aufzeichnen und zur Kenntniß der Nachwelt bringen. Zwar errichteten die Völker Scandinaviens, die man mit dem gemeinsamen Namen der Normänner, oft auch der Dänen bezeichnet, ebenfalls Denkmäler vorzüglich wichtiger Ereignisse, verfertigten historische Lieder und Heldengesänge, gruben auch Nachrichten auf Leichensteine, und bedienten sich dabei statt der Buchstaben, allerlei Striche und hieroglyphischer Züge, die man Runen nennt, und von welchen die auf uns gekommenen bis in das neunte Jahrhundert reichen. Aber eigentliche Geschichtschreiber bekamen sie erst im

6. Diese nach und nach nur durch Waffengewalt bewirkte Revolution fand jedoch in den

---

zwölften Jahrhundert. Der erste davon war im Anfange eben dieses Jahrhunderts ein dänischer Mönch, jedoch geborner Engländer. Ungefähr fünfzig Jahre nachher schrieb ein Probst von Roskyld, nämlich Saxo, mit dem Beinamen Grammaticus, eine bis auf seine Zeit fortlaufende dänische Geschichte. Aber was die frühern Jahrhunderte betrifft, so ist des Mönchs wie des Probstes Geschichtwerk blos eine unvollständige unzusammenhängende Erzählung alter Sagen, Fabeln und Mythen, jedoch mitunter auch wirklicher, obgleich unverbürgter und größtentheils entstellter historischer Ereignisse. Die wichtigste unter jenen Sagen ist die, welche den Odin betrifft. Dieser glückliche Krieger soll um das Jahr 250 nach Norden gekommen, und nachdem er dort ein großes Reich gegründet, dessen Gesetzgeber, Lehrer und Religionsstifter geworden seyn. Nach seinem Tode ward er unter die Götter versetzt und unter dem Namen Wodan als die vornehmste Gottheit des Nordens verehrt. Eine Reihe von Königen von Odins Geschlecht, die man von Odins Sohn Skiold, Skioldinger nennt, soll bis zum siebenten Jahrhundert im Norden geherrscht haben. Als endlich christliche Missionäre in diese Länder drangen, fanden sie dieselben unter einer Menge kleiner, unter einem sogenannten, in Lethra residirenden Oberkönig, stehender Regenten vertheilt. Unaufhörliche innere Unruhen waren die Folge dieser Verfassung. — Obgleich man schon in dem sechsten Jahrhundert die Namen: Dänen, Norreger (Norweger) in den Schriften ausländischer Schriftsteller findet, so ward doch eigentlich erst am Ende des achten Jahrhunderts der Norden dem übrigen Europa bekannt. Die Leser werden sich erinnern, daß Gottfried, ein König von Jütland, den mißlungenen Versuch machte, gegen Carl den Großen Krieg zu führen, jedoch unter Ludwig dem Frommen mit zwei hundert Schiffen die friesischen Küsten schrecklich verheerte. Der darauf folgende Friede machte die Eider zur Grenze zwischen Deutschland und Dänemark. —

nordischen Ländern nicht überall allgemeinen Beifall. Die ehemaligen unabhängigen Häuptlinge konnten

---

Noch bekannter ward der, allem Ansehen nach an Uebervölkerung leidende Norden den übrigen europäischen Völkern, als die Wickings oder Seekönige, die berühmtesten unter den so eben erwähnten kleinen Regenten, mit zahlreichen Flotten und immer wachsender Streitkraft nahezu ein halbes Jahrhundert hindurch alle nördlichen, westlichen und südlichen europäischen Küstenländer raubend und plündernd heimsuchten, und unermeßliche Schätze, beinahe alle Kostbarkeiten und edle Metalle Europens mit sich nach dem Norden zurückbrachten. — Schon unter Heinrich I. (930) kamen die Nordländer, namentlich die Dänen, mit Deutschland in bleibende, jedoch stets feindliche Berührung. Um Nordalbingien gegen dieselben zu sichern, mußte Heinrich durch seine Siege einen dänischen König, der Gorm oder Giurm der Alte geheißen haben soll, zwingen, einen jenseits der Eider gelegenen, sehr bedeutenden Strich Landes abzutreten, den Heinrich zu einer Markgrafschaft unter dem Namen Schleswig erhob und zu Deutschlands Vormauer gegen Dänemark machte. Aber demungeachtet wiederholten die Dänen noch eine geraume Zeit lang ihre Einfälle, und obgleich von den tapfern sächsischen Markgrafen stets besiegt und zurückgetrieben, ward dennoch das jenseits der Elbe gelegene Sachsen noch einigemal, besonders unter Otto III. und Heinrich II., der Schauplatz ihrer blutigen Verheerungen. — Aber noch weit näher wurden unter Cnut II., der auch den Namen des Großen führt, die nordischen Reiche durch das nun allgemein dort eingeführte und befestigte Christenthum, wie durch Cnuts Verbindung mit dem römischen Hofe, dem civilisirten Europa gebracht. Cnut hatte, nebst der Eroberung Englands, auch Dänemark, Schweden und Norwegen unter seinem Scepter vereint. Aber dieses Reich zerfiel schon über dem Grabhügel seines Stifters. Der schnell vorübergegangenen glänzenden Periode folgte nun eine lange Reihe wilder und blutiger innerer Kriege, die nicht nur alle fernere Entwickelung der

sich an das gegenwärtige, für sie so drückende Abhängigkeitsverhältniß nicht gewöhnen. Sie zogen es vor aus ihrem Vaterlande auszuwandern und anderswo sich neue Wohnsitze zu suchen. Vermehrt

---

geistigen Kräfte des Nordens hemmte, sondern sogar die Nation wieder auf die niedern Stufen früherer Barbarei zurückwarf. — Erst unter der weisen Regierung Waldemars des Ersten und dessen Sohnes Cnuts VI. (1157—1202) entreißen sich die Dänen ihrer bisherigen langjährigen Wildheit, nehmen die Sitten, Gebräuche, Kleidung anderer civilisirten Völker an, fangen an nach gelehrten Kenntnissen zu streben und schicken ihre edeln Söhne auf die berühmtesten hohen Schulen des Auslandes. Auch die nordische Geistlichkeit beginnt sich, in Ansehung gründlicher Gelehrsamkeit, dem Clerus in andern Ländern gleich zu stellen; und der Norden, nunmehr in dem allgemeinen Staatenbunde des civilisirten Europa's eine nicht unbedeutende Rolle übernehmend, tritt auch eigentlich erst recht von jetzt an in den ächten, nicht mehr umnebelten historischen Gesichtskreis, und Vollständigkeit, Klarheit und Gewißheit herrschen von nun an in seiner Geschichte. — Indessen sind bis in das sechzehnte Jahrhundert die Schicksale der drei nordischen Reiche bald vereint, bald wieder getrennt, so innigst in einander verschmolzen, daß die Geschichte des Einen stets auch jene der beiden Andern umfaßt. — Wir hielten einen, obgleich blos in seinen alleräußersten Umrissen gegebenen Auszug der Geschichte des Nordens, bis auf die Zeiten Waldemars des Ersten, hier um so nothwendiger, da eben jetzt die nordische Geschichte mit jener Englands immer verschlungener wird, und zudem noch, weil ungefähr um die nämliche Zeit, wie wir an dem gehörigen Orte berichten werden, die Normänner selbst in dem südlichen Italien ein neues Reich gründeten, mithin ein immer höher steigendes Interesse gewinnen, auch eben daher ein Rückblick auf deren frühere und früheste Schicksale, Verfassung und Zustand dem Leser gewiß nicht anders, als höchst willkommen seyn kann.

ward die Anzahl der Auswanderer durch den immer noch nicht vollendeten Kampf des siegenden Christenthums gegen das in allen drei Reichen immer mehr dahin sterbende Heidenthum. Alle, die dem ihren wilden Lüsten mehr zusagenden heidnischen Aberglauben nicht entsagen wollten, verließen nun ebenfalls ein Land, wo eine Religion herrschend zu werden anfing, die das Rauben und Morden verbot, wilde Begierden zügelte und die Menschen mit ihrer wahren ungleich edlern und höhern Bestimmung bekannt machte. Viele von diesen auswandernden Dänen und Norwegern ließen sich auf den noch heidnischen südlichen Küsten der Ostsee nieder, während andere auf neue Entdeckungen auszogen, wie dann auch gerade um diese Zeit die Insel Grönland entdeckt und von Norwegen aus bevölkert ward. Aber in einer nicht mindern Anzahl, für die zwar die eigene Heimath jetzt keine Reitze mehr hatte, die sie jedoch nicht auf immer verlassen wollten, erwachte nun auf das neue der alte Geist ihrer Vorfahren und die Lust zu abentheuerlichen räuberischen Seezügen nach fremden Ländern. Bei dieser Beschäftigung konnten sie einstweilen das, seiner veränderten Verfassung wegen ihnen zuwider gewordene Vaterland verlassen, aber doch nachher, wenn sie mit reicher Beute beladen zurückgekommen seyn würden, sich, im Besitze ungeheurer Schätze, desto leichter der neuen Ordnung der Dinge fügen, und im Genuß der Früchte ihres Raubes sich an ein friedliches sorgenloses Leben gewöhnen. Natürlich richteten diese ihre Blicke zuerst nach dem ihnen zunächst liegenden England, und schon im Jahre 981 landete ein Haufen nordischer Seeräuber bei Southampton, plünderte in aller Geschwindigkeit einige kleine Bezirke, schiffte dann mit derselben Eile sich und die gemachte Beute wieder ein und segelte

davon. Die englische Regierung betrachtete diesen Vorfall als einen ganz gewöhnlichen Seeräuberversuch, dem auch jedes andere Küstenland bisweilen ausgesetzt wäre. Da aber Dunstan damals noch lebte und die Geschäfte leitete, so wurden sogleich für die Zukunft gegen derlei Raubgesindel die gehörigen Vorkehrungen getroffen, und die englischen Küstenbewohner hatten nun sieben Jahre lang sich nicht mehr über einen ähnlichen Unfall zu beklagen. Aber kaum war Dunstan todt, als auch schon im Jahre 988 wieder dänische Raubschiffe an den Küsten Englands erschienen, bald diese, bald jene Küstenstrecke plünderten, mit jedem Jahre ihre räuberischen Besuche wiederholten und stets mit reicher Beute nach Hause segelten. Aber diese, obgleich schon seit drei Jahren sich jedes Jahr wiederholenden Landungen dänischer Seeräuber, vermochten die englische Regierung nicht aus ihrem Schlummer zu wecken. Der König und dessen Räthe, in dem Gefühl der ihnen zu Gebote stehenden Kräfte, mit denen es ihnen, sobald sie nur wollten, ein Leichtes gewesen wäre, das Raubgesindel von den englischen Küsten für immer abzuhalten, thaten nichts, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß diese vorübergehenden Plackereien von selbst endlich aufhören würden. Aber desto ernster und kräftiger wollte man gegen den Herzog der Normandie, Richard den Ersten, mit dem Beinamen: ohne Furcht, zu Werke gehen. Dieser Fürst hatte den nordischen Seeräubern erlaubt, in seinen Häfen einzulaufen, und sogar dort die in England gemachte Beute zu verkaufen; wahrscheinlich waren es ebenfalls französisch-normännische Piraten, welche erst unlängst eine Strecke der südlichen Küste Englands geplündert hatten. Eine Flotte ward also ausgerüstet und ein zahlreiches Landheer eingeschifft. Die Flotte landete

bei Barfleur. Das angelsächsische Heer focht anfänglich mit vielem Glück, schlug die normännischen Schaaren zurück, drang immer tiefer in das Innere des Landes. Aber aus Erbitterung gegen den Herzog hatte Ethelred seinem Heere befohlen, alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, und Richard selbst mit auf den Rücken gebundenen Händen nach England zu bringen. Die ganze Normandie sollte in eine Einöde verwandelt werden, und nichts auf seiner Stelle bleiben, als der in das Meer hineinreichende Fels St. Michel. Nur mit zu großer Pünktlichkeit befolgte das Heer die Befehle seines Herrn. Die Mord- und Zerstörungslust der englischen Soldaten kannte keine Schranken mehr. Aber Verzweiflung ergriff jetzt die ganze Nation. Alle Bewohner der Normandie griffen zu den Waffen, selbst das zarte Geschlecht schloß sich in Vertheidigung des Vaterlandes den Männern an. Die Engländer hatten sich viel zu weit von ihrer Flotte entfernt. Von toller Wuth getrieben, waren sie, alles verheerend und verwüstend, ohne alle Vorsicht immer weiter vorgedrungen. Von allen Seiten wurden sie jetzt umringt und angegriffen. Sie leisteten zwar den tapfersten Widerstand, mußten aber dennoch am Ende der ganz unverhältnißmäßigen Mehrzahl ihrer Feinde unterliegen. Das ganze englische Heer ward vernichtet und seine Niederlage war so schrecklich, daß — so wird wenigstens erzählt — nur ein Einziger entrann, um der Flotte die Kunde von dem traurigen Schicksaal des Landheeres zu überbringen. — Man kennt den Zusammenhang der Begebenheiten nicht genug, man weiß daher auch nicht, warum der Pabst Johann XVI., außer seiner Verpflichtung, als gemeinschaftlicher Vater der Christenheit unter allen christlichen Fürsten Friede zu erhalten, sich es jetzt zu einer ganz besondern Angelegenheit machte, die

beiden kriegführenden Theile wieder mit einander auszusöhnen. Ein päbstlicher Apocrisiarius kam bald nach der für die Engländer so unglücklichen Schlacht in England an, ging von da mit Genehmigung des Königes zu dem Herzog von der Normandie, und brachte endlich einen zu Rouen unter dem ersten März 991, in Gegenwart mehrerer Bischöfe abgeschlossenen dauerhaften Frieden zu Stande.

7. So erfreulich für Ethelred in seiner gegenwärtigen Lage die Kunde von dem zu Rouen abgeschlossenen Friedensvertrag seyn mußte, so unangenehm und niederschlagend war für ihn die beinahe zu gleicher Zeit eingelaufene Nachricht, daß ein ungemein zahlreicher, einem Heere ähnlicher Schwarm Dänen, unter der Anführung Justins und Guthmunds, auf der Küste von Essex gelandet, den tapfern Grafen Brigthon bei Maldon besiegt, ihn selbst in dem Treffen erschlagen und jetzt seine Räubereien über alle benachbarten Provinzen verbreite. Unter jedem andern seiner Vorfahren würde, seit Alfred dem Großen, sich unverzüglich ein Heer zusammengezogen und den verächtlichen Feind wieder über das Meer zurückgeworfen haben. Aber die Zeiten hatten sich seit kurzem sehr geändert. Von den Statthaltern der Provinzen hatte Ethelred weder zuvorkommende Bereitwilligkeit noch schnelle Folgsamkeit zu erwarten, und jetzt völlig unvorbereitet von dem Dänenheere überfallen, mußte Ethelred dem unseligen, vielleicht jedoch von dem Drange der Umstände unbedingt gebotenen Rath des Erzbischofes Siric von Canterbury folgen und mit dem Feinde einen Abfindungsvertrag schließen. Die Dänen erhielten zehn tausend Pfund Sterling, durften auch ihre schon gemachte ungeheure Beute als ein im Kriege rechtlich erworbenes Eigenthum

betrachten, und endlich ward ihnen gestattet, in England zu überwintern, wobei Ethelred sich verpflichtete, während dieser Zeit für die ihnen nöthigen Lebensmittel zu sorgen. Die Dänen versprachen von fernern Plünderungen abzustehen und im nächsten Frühjahre England zu verlassen. Um die zehen tausend Pfund schnell herbeizuschaffen, hatte man unter dem Namen Danengeld eine neue, jedoch nur von den Grundeigenthümern zu entrichtende Abgabe ausgeschrieben. Dieß die Entstehung und der Anfang des sogenannten Danengelds, das in der Folge zu verschiedenen Epochen stets bedeutend vermehrt, aber eben daher endlich auch äußerst drückend, erst im zwölften Jahrhundert (1136) von König Stephan bei dessen Thronbesteigung wieder aufgehoben ward.

8. Nichts war unheilbringender, als der von dem Erzbischof Siric dem Könige gegebene und von diesem befolgte Rath. Die den Dänen gezahlten zehn tausend Pfund waren nun eine nur noch reitzendere Lockung sowohl für Justin und Guthmund selbst, als auch für deren übrige nicht minder beutegierigen Landsleute. Zudem stieg bei den Dänen nicht nur das Gefühl ihrer eigenen Kraft, sondern sie verachteten jetzt auch ein Völk und eine Regierung, die, statt mit den Waffen in der Hand ihre Feinde zurückzutreiben, deren Abzug blos mit Geld zu erkaufen wußte; und so erneuerte sich nun das alte eckelhafte Schauspiel unaufhörlicher Landungen, Plünderungen, Verheerungen ganzer Küstenstrecken und einer Menge großer und kleiner, stets sehr blutiger Gefechte, in welchen die Angelsachsen, weil nie gehörig geführt und unterstüzt, größtentheils den Kürzern zogen. Man würde sich jedoch sehr irren, wenn man glauben wollte, der

kriegerische Geist der alten Angelsachsen wäre während eines dreißigjährigen Friedens völlig erstorben und die Nation hätte im Schoose ungestörter Ruhe und Sicherheit ihren Muth und alte Tapferkeit eingebüßt. Die Angelsachen unter Ethelred waren noch dieselben, die auch unter Alfreds, Eduards, Athelstans ꝛc. ꝛc. siegreichen Fahnen gefochten hatten. Auch dem Kern des Volkes war, sobald es das Wohl des Reiches galt, kein Opfer zu schwer. Selbst die in Northumbrien und Ostanglien angesiedelten Dänen hatten ihre alten nordischen Wohnsitze vergessen, und fingen an, England als ihr wahres Vaterland zu betrachten. Aber alle, und selbst die größten Anstrengungen der Nation und deren mehrmals vereinten Kräfte, scheiterten stets theils an der Unthätigkeit des Königes, theils auch, und vorzüglich an der Treulosigkeit und Unfolgsamkeit der Vasallen, und der noch weit schändlichern Verrätherei jener, denen der einer durchdachten Wahl völlig unfähige Ethelred die Führung seines Heere anzuvertrauen pflegte. — Als im Jahre 994 Justin und Guthmund trotz dem mit ihnen im Anfang des verflossenen Winters geschlossenen Vertrage, dennoch die von ihnen besetzten Gegenden nicht nur nicht verließen, sondern im Gegentheil durch neue Ankömmlinge aus Dänemark und Norwegen sich immer noch mehr verstärkten, zog endlich Ethelred ein zahlreiches Heer zusammen. Auch eine Flotte von größtentheils größern Schiffen ward ausgerüstet. Der Plan war dießmal trefflich entworfen. Das den Dänen weit überlegene Heer sollte sie zu Land angreifen, und die Flotte dem fliehenden Feinde den Rückweg und alle Möglichkeit zu entkommen abschneiden. Das ganze Dänenheer sammt dessen Flotte wäre jetzt vernichtet und den Dänen und Norwegern gewiß auf lange Zeit die Lust zu fernern

Landungen in England benommen worden. Aber der ganze Plan scheiterte an der beispiellosen Verrätherei eines der Anführer des Heeres, nämlich des Grafen Alferics von Mercia. Dieser verrieth den Dänen den zum Angriff bestimmten Tag, und ging dann selbst mit seinem Schiffe zu dem Feinde über. Eiligst schifften nun die Dänen mit aller Beute sich ein, wurden zwar von der englischen Flotte einige Zeit verfolgt, auch viele der Ihrigen von den Engländern erschlagen; aber im Ganzen genommen war jetzt doch das Dänenheer gerettet und segelte nun nach den nordischen Küsten von England, wo es von seinen dort, obgleich in weit frühern Zeiten angesiedelten Landsleuten unterstützt zu werden hoffte. Sehr bald sahen jedoch die Feinde sich in ihrer Hoffnung betrogen, fanden ganz unerwarteten kräftigen Widerstand, gingen daher eiligst wieder zu Schiffe, liefen in den Humber ein, segelten den Fluß aufwärts und landeten in Northumbrien. Noch weit größer war in dieser Provinz die Anzahl der allda wohnenden dänischen Stammgenossen, daher auch desto zuversichtlicher der Dänen Hoffnung auf thätige hülfreiche Theilnahme an ihren Unternehmungen. Aber auch hier ward wenigstens im Anfange ihre Hoffnung vereitelt. Sämmtliche Einwohner der Provinz, angesiedelte Dänen wie Eingeborne der Landes, griffen zu den Waffen, vereinigten sich und rückten muthig dem Feinde entgegen. Leider kamen diesem jetzt abermals Verrätherei und Treulosigkeit zu Hülfe. Das brave northumbrische Heer ward von seinen eigenen Anführern, Frena, Godwin und Frithegist schändlich an die Dänen verrathen und von diesen dann mit leichter Mühe zerstreut.

9. Aber noch weit drohender und gefahrvoller ward für den König, wie für die ganze Nation, das

folgende Jahr 994. In den ersten Tagen des Septembers, nämlich am Feste Mariä Geburt, segelten mit einer zahlreichen Flotte die beiden Könige von Dänemark und Norwegen, Sueno und Anlaff (Olav), die Themse hinauf und erschienen vor den Thoren von London. Aber ungeschreckt bei dem Anblicke eines gar nicht erwarteten Feindes, standen die braven Bürger der Stadt sogleich unter den Waffen, erwiederten die an sie ergangenen Auffoderungen zur Uebergabe mit Hohn und schlugen alle Angriffe der Barbaren tapfer zurück. Nicht ohne bedeutenden Verlust schifften endlich die Dänen sich wieder ein, landeten aber dafür auf den Küsten von Kent, Essex und Sussex, wo sie, um sich wegen der vor London ihnen zugefügten Schmach zu rächen, das ganze sich weit hinstreckende Küstenland auf das grausamste verheerten. Unter der gemachten Beute befanden sich eine Menge Pferde, deren sie sich jetzt zu Streifzügen in das Innere des Landes bedienten, und bei ihrer ohnehin im Rauben, Morden und Brennen ganz eigenen Kunstfertigkeit, sich allem nur gedenkbaren grausamen Frevel und Muthwillen überließen. Ethelred, von treulosen Vasallen theils verlassen theils übel berathen, und für sich keines kühnen Entschlusses fähig, nahm zu dem nämlichen heillosen Mittel wieder seine Zuflucht, durch welches er sich vor ein paar Jahren eine kurze Ruhe erkauft hatte. Er bot den beiden Königen eine Abfindungssumme von sechzehn tausend Pfund Sterling an. Dieß Anerbieten ward angenommen, jedoch mußte, wegen der jetzt schon eingetretenen rauhen Jahrszeit, den Dänen gestattet werden, den Winter über in England zu bleiben, wobei Ethelred wieder die Verpflichtung übernahm, sie mit den nöthigen Lebensmitteln auf seine Kösten zu versehen. Während dieses Waffenstillstandes, denn einen Frieden kann man es nicht

nennen, besuchte Anlaff oder Olav den König auf dessen Einladung zu Andovar, ward von dem heiligen Bischof Elphegus von Windchester getauft, von Ethelred an Sohnes Statt angenommen und reichlich beschenkt. Olav blieb dem Vertrage treu. Mit Anfang des Sommers schiffte er sich mit seinem Heere ein und segelte nach Norwegen zurück, nachdem er vorher dem König versprochen hatte, nie mehr England in feindlicher Absicht zu betreten. Auch Sueno, jetzt auf seine eigenen Kräfte beschränkt, mithin sich nicht mehr stark genug fühlend, etwas Bedeutendes zu unternehmen, sah sich gezwungen, ebenfalls England zu verlassen, jedoch mit dem größten Widerwillen, seinem bisherigen Bundesgenossen zürnend, und ihn beschuldigend, den mit ihm eingegangenen Vertrag gebrochen zu haben (995) *).

10. Indessen hatten sehr viele Dänen und Norweger sich geweigert, ihren Königen zu folgen, waren demnach in England zurückgeblieben, und Ethelred, was beinahe unbegreiflich ist, fuhr fort, sie mit den nöthigen Lebensmitteln und andern Bedürfnissen beinahe bis zum Ueberfluß versehen zu lassen. Als jedoch nach zwei Jahren die ganz ausgesaugten Ge-

*) Obgleich Anlaff zu seiner Gemahlin eine Schwester des Sueno hatte, so konnte dennoch dieser, was er jetzt einen Treubruch nannte, seinem Schwager nie verzeihen. Als daher Sueno einige Jahre nachher dem Anlaff auf dem Meere, nahe bei der Insel Wollin, zufällig begegnete, griff er ihn sogleich feindlich an. Sueno hatte eine ganze Flotte, Anlaff nur einige Schiffe. Demungeachtet leistete Letzterer anfänglich tapfern Widerstand. Als er aber sah, daß sein Untergang unvermeidlich sey, zog er den Tod der Gefangenschaft vor und stürzte sich in das Meer, worauf Sueno sich des größten Theils von Norwegen bemächtigte.

genden die bisherigen Lieferungen an Getraide und Vieh nicht mehr leisten konnten, schifften die Dänen sich endlich wieder ein, segelten aber nicht nach Hause, sondern steuerten nach andern, seit einigen Jahren verschont gebliebenen englischen Küstenländern. Zum großen Triumph der Dänen lief jetzt eine neue Flotte mit einem zahlreichen Schwarm nordischer Seeräuber in die Severn ein, und mit diesen vereint, verwüsteten nun die Barbaren die ganze westliche Küste von England, verheerten hierauf mit gleicher Grausamkeit die Insel Wigth, schifften dann die Themse und den Medway hinauf, belagerten Rochester, schlugen die zur Besatzung herbeieilenden schwachen kentischen Truppen in die Flucht und machten die ganze Provinz Kent zu einer beinahe menschenleeren Einöde. Einige Jahre dauerten diese furchtbaren Drangsale. Jedes edle Gemüth ward über der Unthätigkeit des Königes empört. Ein allgemeiner Schrei des Unwillens drang endlich zu Ethelreds Ohren. Mancherlei Maßregeln zur Vertheidigung des Reiches wurden nun ergriffen, aber auch stets, theils durch die Uneinigkeit der Anführer, theils durch den Eigennutz und die Verrätherei der mit den Dänen in geheimer Verbindung stehenden Großen, wieder vereitelt. — Nach langem Zögern und zahllosen ermüdenden Berathungen ward endlich beschlossen, alle Streitkräfte des Reiches gegen den treulosen Feind aufzubieten, ein dem Feinde weit überlegenes Landheer zusammen zu ziehen, und zugleich auch eine, an Schiffen nicht minder zahlreiche Flotte auszurüsten. Aber die Trägheit des Königes erschlaffte alle Spannkräfte der Regierung; nur eine matte Welle trieb immer die andere, und die Zurüstungen erfoderten eine so lange Zeit, daß die Dänen, als sie endlich davon Kunde erhielten, weit mehr Zeit und Muse hatten, als sie bedurften, um

ihre im Lande zerstreuten Partheien zusammen zu ziehen, in aller Ordnung ihren Rückzug anzutreten, die unermeßliche, seit mehrern Jahren zusammengeraubte Beute ganz bequem auf ihre Schiffe zu bringen, und dann unter dem lauten frohen Gesang ihrer, die Engländer verhöhnenden Nationallieder von Englands Küste abzusegeln. — Das Heer und die Flotte, worüber jetzt der König zu gebieten hatte, wurden nun dazu verwendet, daß man die von England abhängigen Könige und Fürsten, die schon seit einigen Jahren nicht blos das Danengeld, sondern selbst den schuldigen Tribut zu zahlen sich geweigert hatten, wieder zum Gehorsam brachte.

11. Das folgende Jahr Ein tausend war für die Engländer ein Jahr des Segens; denn keinen Feind auf der Insel zu erblicken, der, überall wo er hin kam, raubte, brannte und mordete, war für England in seiner gegenwärtigen verlassenen Lage ein seit langer Zeit ihm nicht mehr bescheertes Glück. Die Dänen, wohl wissend, daß die seit vielen Jahren nach einander völlig ausgesaugten englischen Seeküsten ihnen keine sehr reiche Beute mehr bieten könnten, landeten in diesem Jahre auf der Küste der französischen Normandie. Aber hier fanden sie keine so leichte Arbeit. Der tapfere Herzog Richard II. ging ihnen eiligst mit seinem Heere entgegen, schlug sie in mehrern Gefechten, tödtete ihnen eine Menge ihrer Leute und benahm ihnen für immer die Lust, ähnliche Besuche auf seiner Küste zu wiederholen. — Jetzt mußten freilich die Dänen sich wieder mit England begnügen. Schon im folgenden Jahre landete daher eine Flotte mit einem neuen Heere dänischer Räuber bei Sandwich. Wie gewöhnlich übten diese wieder auf der ganzen Küste ihre alten bekannten grausamen Frevel, ermordeten viele wackere Männer,

schlugen zwei einzele, ihnen an Zahl weit nachstehende angelsächsische Schaaren in die Flucht, mußten zwar vor der wohl befestigten und tapfer vertheidigten Stadt Exeter unverrichteter Dinge wieder abziehen, verbrannten aber dafür mehrere andere, theils größere theils kleinere Städte und eine Menge Dörfer, Klöster und Maierhöfe. Der Greuel ihrer Verwüstung erstreckte sich schon bis an den Kanal von Bristol. Wie bisher stets, war auch jetzt Ethelred wieder unvorbereitet*). Bei der völligen Auflösung aller Subordination unter den Statthaltern der Provinzen und der Verschiedenheit der Interessen selbstsüchtiger und eigennütziger Großen, war ohnehin an keine gemeinsamen und durchgreifenden Maßregeln zu denken. Um also zu verhindern, daß die Dänen ihren Verheerungen nicht einen noch größern Spielraum öffneten, erkaufte Ethelred abermals ihren Abzug um den ungeheuern Preis von vier und zwanzig tausend Pfund Sterling, worauf die nordischen Räuber mit ihrer Beute nach Hause segelten.

12. War es das Gerücht von Emmas blendender Schönheit, der Schwester Richards II. von der Normandie, oder — was sich jedoch von Ethelreds sorgenloser Trägheit nicht wohl erwarten läßt — blos kluge Berechnung seiner politischen Interessen, was ihn jetzt bewog, um die Hand der normännischen Prinzessin sich zu bewerben? Sehr frühzeitig, nämlich im sechzehnten Jahre seines Alters, war er mit Elfleda, der Tochter eines Ealdormen, vermählt worden, und als diese starb, war Ethelred schon Vater von sechs Söhnen und vier Töchtern. Man

*) In der englischen Geschichte erhielt König Ethelred daher den Beinamen The unready (der Unvorbereitete oder nie Fertige).

sieht, es fehlte nicht an zahlreicher Nachkommenschaft, und für Sicherheit der Thronfolge war demnach hinreichend gesorgt. — Schon im verflossenen Jahre hatte Ethelred durch eine feierliche Gesandtschaft bei Richard um Emma angehalten und von dem Bruder sie erhalten. Ueber diese Verbindung war die ganze Nation der Angelsachsen ungemein erfreut, in der vollen Ueberzeugung, daß die neuen Familienverhältnisse, in welche ihr König zu dem, zu Lande wie zur See gleich mächtigen Herzog von der Normandie zu treten im Begriffe stünde, für England nicht anders als höchst vortheilhaft seyn könnten. Mit dem größten Jubel ward also die schöne Herzogstochter, als sie kurz vor Ostern in dem gegenwärtigen Jahre ein tausend und zwei in England ankam, von allen Ständen der Nation empfangen und gleich am ersten Donnerstage nach dem Feste mit dem König vermählt. Aber so wie unter Ethelreds unseligem Gestirne Alles, was der Nation Segen bringen sollte, eine Quelle des Verderbens für sie ward, eben so mußte nun auch die dem neuen königlichen Paar vorleuchtende Brautfackel jetzt zugleich eine schaudererregende Brand- und Leichenfackel werden. — Um die vielen in England angesiedelten Dänen desto fester an das Interesse seiner Krone zu fesseln, hatte König Edgar, Ethelreds Vater, es sich zur Maxime gemacht, allen in seinem Reiche lebenden, jedoch durch Brauchbarkeit oder hohe Geburt ausgezeichneten Dänen das Indigenat zu ertheilen, sie nach der Verschiedenheit ihrer Verdienste oder ihres Ranges auch zu verschiedenen Aemtern zu befördern, Einige davon sogar theils am Hofe, theils im Heere oder in der Verwaltung zu den höchsten Ehrenstellen zu erheben. Dem Beispiel seines Vaters war auch Ethelred gefolgt, hatte eine nicht unbedeutende Anzahl von jenen, die

im Anfang seiner Regierung in England gelandet waren und von deren Tapferkeit und Kriegskenntnissen er sich große Vortheile versprach, nachdem sie ihm den Eid der Treue geleistet, in seine Dienste genommen und auf sehr großmüthige Weise für deren Existenz gesorgt. Aber leider hatte jetzt eine mehrjährige Erfahrung es erwiesen, wie wenig auf die Treue dieser nationalisirten, oft selbst mit den größten Wohlthaten von den Königen überhäuften Fremden zu bauen sey. Wirklich hatten auch mehrere sich in geheime, offenbar verrätherische Einverständnisse mit ihren alten raubsüchtigen Stammgenossen eingelassen; auf vielen andern lastete diesfalls wenigstens sehr großer Verdacht, aber auf allen der grenzenlose ungetheilte Haß der ganzen angelsächsischen Nation. Man hielt sie für die einzige Ursache aller bisher erduldeten Unglücksfälle. Sich von diesen vielen, höchst verdächtigen Fremden loszumachen, war keine leichte Aufgabe. Ihre Anzahl war zu groß; besonders da sowohl von Justins und Guthmunds, wie auch von Suenos und Anlaffs Heere eine Menge Dänen zurückgeblieben waren, die zwar jetzt vereinzelt und zerstreut unter den Angelsachsen wohnten, aber bei der geringsten Veranlassung sich sammeln, und in Verbindung der ohnehin schon übergroßen, an mehrern Orten selbst die Zahl der Eingebornen weit übersteigenden Masse von Dänen, eines der furchtbarsten Heere in dem Herzen des Reichs bilden konnten. Für schnelle Rettung des Staates zu sorgen, war es wirklich die höchste Zeit. Aber von allen zur Sicherheit des Reiches sich darbietenden Mitteln wurden leider gerade wieder jene gewählt, welche für den König und die Nation nicht nur unvermeidliches Verderben, sondern für beide auch unauslöschliche Schmach herbeiführen konnten. Beschlossen ward jetzt nämlich, England

mit einem einzigen Gewaltstreich auf einmal von allen seinen innern Feinden zu befreien, das heißt, alle in dem Reiche wohnenden, selbst auch die in öffentlichen Aemtern stehenden Dänen an einem und demselben Tage, und zwar an dem nämlichen, an welchem Ethelred mit Emma vermählt ward, zu ermorden. Nach allen Städten, Burgen und andern Orten wurden demnach geheime Mordbefehle gesandt, und diese leider von den gegen die nordischen Fremden auf das höchste erbitterten Angelsachsen nur zu pünktlich befolgt, an mehrern Orten wurden diese unglücklichen Schlachtopfer der Volkswuth, bevor sie den Todesstreich empfingen, noch auf das grausamste gemartert. Keines Dänen, selbst nicht der Kinder derselben ward geschont. Selbst Gunilde, Schwester des dänischen Königes Sueno, und jetzt Gemahlin des Grafen Palling, ebenfalls eines nationalisirten Dänen, fand keine Gnade bei den Mördern; auch sie ward, nachdem man vorher ihren Gemahl und ihre Kinder unter ihren Augen erwürgt hatte, erbarmungslos gemordet*).

13. Die Ausführung dieser zwar blutigen, aber vielleicht mehr dem Scheine**) als der Wirk-

*) Graf Palling, obgleich er von dem Könige sehr große Ländereien erhalten und demnach Treupflicht geschworen, hatte demungeachtet bei dem letzten Einfall der Dänen unter den Fahnen derselben gegen die Angelsachsen gefochten.

**) Besonders wenn es gegründet seyn sollte, was behauptet wird, nämlich, daß sehr viele der vornehmsten und reichsten Dänen eine schon sehr weit verzweigte Verschwörung angezettelt, und dabei nichts Geringeres bezweckt hätten, als den König, dessen ganzes Haus und die bedeutendsten des alten angelsächsischen Adels an einem Tage zu überfallen, sie zu ermorden, und so England und die ganze Nation der Angelsachsen

lichkeit nach grausamen Maßregel ward indessen für England die Quelle namenlosen Elendes, stürzte endlich selbst den König und dessen ganze Nachkommenschaft in das Verderben. — Sobald Sueno das, was in England vorgefallen, erfahren hatte, schwur er den Tod seiner Schwester, und das unter seinen Landsleuten in England angerichtete Blutbad furchtbar zu rächen. In drei Jahren, sagte er laut und öffentlich, müßte er jetzt Herr von ganz England, und Ethelred entweder todt oder mit seiner ganzen Familie auf immer aus dem Reiche verbannt seyn. Schnell zog sich jetzt das, von der sterbenden Gunilde über die angelsächsische Nation ausgesprochene Wehe über dem Haupt derselben zusammen. Schon im nächsten Jahre landete Sueno auf den Küsten von Cornwall, zog, alles verheerend und verwüstend, gegen Exeter, und bemächtigte sich, entweder durch die Verrätherei oder den Unverstand und die Nachläßigkeit des dortigen Commandanten, eines gebornen Normannen, der Stadt. Exeter war eine der stärksten Festungen von ganz England. Sueno ließ sie plündern und die Festungswerke niederreißen. — Wie es scheint, hatte man dießmal eine Landung der Dänen erwartet, daher sich auch darauf vorbereitet, und so stand nun in wenigen Tagen das angelsächsische Heer unter den Fahnen seiner Grafen versammelt und begehrte gegen den Feind geführt zu werden. Unglücklicher Weise hatte indessen der, durch seine schändliche Verrätherei dem Leser schon bekannte Graf Alferic sich wieder mit dem Könige ausgesöhnt, war von demselben begnadigt worden, und erhielt nun, durch einen selbst dem größten Schwachkopf nicht zu verzeihenden Mißgriff Ethelreds, den

---

zu einem, für die Zukunft nicht mehr zu bestreitenden Eigenthum ihrer Landesleute zu machen.

Oberbefehl über das Heer. Dies war den Dänen weit überlegen, dabei voll Muth und Kampflust. Schon war Sueno in seinem Rücken umgangen, von seiner Flotte abgeschnitten, und eine Hauptschlacht, an deren Erfolg gar nicht mehr zu zweifeln war, hätte das ganze Dänenheer nebst dessen Flotte vernichtet. Aber plötzlich stellte sich jetzt Alferic krank, kehrte zurück, und befahl auch dem Heere ihm zu folgen. Sueno drang nun weiter vor, plünderte und verbrannte noch ein paar Städte, und würde seinen Verheerungen noch einen ungleich größern Spielraum gegeben haben, hätte nicht Mangel an Subsistenzmitteln ihn zum Rückzuge gezwungen. Innere, in Dänemark ausgebrochene Unruhen machten jetzt Suenos Gegenwart dort nothwendig. Mit reicher Beute beladen steuerte er also nach den dänischen Küsten zurück. Aber gleich das Jahr darauf landete er schon wieder in Ostanglien, betrog treuloser Weise den Grafen Uskethil um drei tausend Pfund Sterling, ward aber dafür von demselben in einem hitzigen Treffen so völlig geschlagen, daß, wenn des braven Uskethil Befehle vollzogen, und die dänische Flotte, von welcher Sueno schon abgeschnitten war, wäre verbrannt worden, dieser tapfere Feldheer, mit seiner Handvoll Mannschaft, jetzt England von dem gefährlichsten seiner Feinde würde befreit haben. — Der Verlust einer Schlacht, in Verbindung mit einer im Jahre 1005 in ganz England herrschenden Hungersnoth, zwang den Dänen abermals zur Rückkehr, jedoch auf nicht sehr lange Zeit, denn schon im folgenden Jahre landete er, und zwar mit einem ungleich zahlreichern Heere als gewöhnlich, bei Sandwich, erpreßte überall ungeheure Contributionen, verwüstete, wo diese nicht bezahlt werden konnten, alles mit Feuer und Schwert, und fuhr mit seinen Verheerungen so lange fort, bis endlich Ethelred den

Abzug der Dänen mit dreißig tausend Pfund Sterling erkaufte.

14. Aber nun schienen Ethelred und seine Räthe einmal entschlossen, energische Maßregeln zu ergreifen, und allen Landungen der Dänen für immer ein Ende zu machen. Die Nation war zu den größten Opfern bereit. Eine Flotte und ein Heer wurden ausgerüstet. Die Flotte, größer als je noch England eine gehabt hatte, bestand aus acht hundert Segeln, und bei dem Landheere belief sich blos die Reiterei auf dreißig tausend Pferde. Eine solche Land- und Seemacht wäre schon zur Hälfte hinreichend gewesen, das von den Dänen England auferlegte schmähliche Joch zu zerbrechen. Aber alle diese großen Anstrengungen wurden, theils durch die Uneinigkeit unter den Großen, durch deren Selbstsucht und gegenseitige Feindschaft, die alles gemeinsame Zusammenwirken unmöglich machte, theils auch durch des Königes Incapacität und unbegreifliche Indolenz abermals vereitelt. Die Anführung über das Heer übertrug Ethelred dem Eadric. An Treulosigkeit, schamlosem Verrath, Stolz und Grausamkeit übertraf dieser Emporkömmling noch bei weitem seinen Vorgänger. Der Mensch war von ganz obscurer Geburt, hatte nach und nach durch ehrlose Küste, nämlich durch Lügen, Heucheln und Schmeicheln, sich in die Gunst des Königes einzuschleichen gewußt, und besaß endlich dessen ganzes Zutrauen. Jetzt stand er an der Spitze der Geschäfte, und mit ihm waren zugleich auch seine sämmtlichen sechs Brüder zu Ehren und Reichthümern gelangt, jedoch unter sich selbst schon seit geraumer Zeit in vielfache blutige Fehden verwickelt. Von der völligen Auflößung aller Ordnung und Subordination und der grenzenlosen Willkühr der Großen gaben nun zwei von Eadrics Brüdern einen, wahr-

haft alle Vorstellung weit übersteigenden Beweis. Beide befanden sich auf der Flotte, bedienten sich aber jetzt der verschiedenen Geschwader, denen sie vorgesetzt waren, um ihre eigenen Zwiste auszufechten. Brigheric, Eadrics ältester Bruder, und diesem an Verworfenheit noch weit überlegen, hatte den Sohn eines seiner andern Brüder, den Wulfnoth, bei dem König des Hochverraths angeklagt. Wulfnoth, entweder sich seiner Schuld bewußt, oder keine Gerechtigkeit erwartend, nahm zwanzig Schiffe, trennte sich damit von der Flotte, und kreuzte, Seeräuberei treibend, an den Küsten von England, die er jetzt ebenfalls, besonders da, wo die Güter seiner Feinde lagen, raubend und plündernd besuchte. Um diesen neuen Seeräuber von den englischen Küsten abzuhalten, segelte Brigheric ihm mit achtzig Schiffen nach, ward aber unter Weges von einem heftigen Sturm überfallen und sammt seinen Schiffen an den Strand geworfen, worauf Wulfnoth, der in der Nähe auf ihn lauerte, schnell herbeieilte und alle Schiffe des Brigheric noch vollends zerstörte und verbrannte. Als Ethelred diese Unfälle erfuhr, befielen ihn mancherlei Besorgnisse; er verließ die Flotte und kehrte mit seiner Umgebung nach London zurück.

15. Aber auch die Flotte, die nun blos durch gegenseitige Feindseligkeit ihrer Anführer hundert Schiffe verloren hatte, trennte sich jetzt ebenfalls. Der größte Theil lief in die Themse ein, legte sich unter den Mauern von London vor Anker, und ließ es ganz ruhig geschehen, daß bald darauf Sueno mit verdoppelter Macht bei Sandwich landete, also gerade auf dem Punkt, wo kurz vorher Englands ganze, aus acht hundert Segeln bestehende, wahrhaft furchtbare Kriegsmarine versammelt gewesen war. — Eadric erhielt nun von dem König Befehl, mit dem

Landheere gegen den Feind vorzurücken. Sueno war nichts weniger als ein auch nur mittelmäßiger Feldherr. Auf allen seinen Feldzügen, wenn nicht Verrätherei ihm zu Hülfe kam, war er stets unglücklich. Jetzt hatte er mit seinem Heere eine ungemein ungeschickte schlechte Stellung genommen, ward daher von mehrern Seiten umgangen, und würde in kurzer Zeit sich sammt seinem ganzen Heere haben ergeben müssen, hätte nicht der treulose Eadric vorsätzlich so verkehrte Vorkehrungen getroffen und besonders mit dem Angriff so lange gezaudert, daß die Dänen endlich ihre mißliche Stellung ungestraft verlassen und sich nach der Mündung der Themse zurückziehen konnten, worauf auch das Heer, voll Mißmuth und Mißtrauen gegen seine Officiere, sich auflößte. — Vier Jahre blieb jetzt Sueno in England. Die Hälfte des Reiches ward ein weiter Schauplatz der Verwüstung, und schon war Sueno Herr von siebzehn Grafschaften, mithin beinahe von der Hälfte von England, als endlich Ethelred dem treulosen, an keine, auch nicht an die heiligsten Verträge sich bindenden Dänenkönig abermals die ungeheure Summe von acht und vierzig tausend Pfund Sterling unter der Bedingung anbot, die Feindseligkeiten einzustellen, einen dauerhaften Frieden mit England zu schließen und dieß Reich nie mehr als Feind zu besuchen. Das Anerbieten ward angenommen. Da aber das Geld in dem ausgesaugten, völlig zu Grunde gerichteten Reiche nicht sogleich herbeigebracht werden konnte, so fuhren die Feinde fort alles Land, so weit sie kommen konnten, zu verwüsten, verbrannten Städte und Dörfer, unter andern auch den erzbischöflichen Sitz von Canterbury. Hier überließ sich das wilde Dänenvolk jedem nur gedenkbaren grausamen Frevel. Nachdem die Stadt geplündert war, wurden alle Einwohner männlichen Geschlechts, wie

auch alle Geistliche und Mönche ermordet; von den Frauen und Kindern, welche sich in Kirchen geflüchtet hatten, ward nur je das Zehnte am Leben gelassen, und selbst der ehrwürdige heilige Bischof Elphegus, nachdem man ihn auf mancherlei Weise gemartert hatte, ebenfalls ermordet. Bevor sie abzogen, steckten sie die menschenleere mit Leichen gefüllte Stadt in Brand *).

*) Nach dem Abzug der Dänen befanden sich nur noch achtzig Menschen, größtentheils Weiber, Kinder und Greise, in der in einen Aschenhaufen verwandelten Stadt. — Als die Barbaren mit unmenschlicher Grausamkeit alle Einwohner der Stadt ermordeten, war der heilige Elphegus plötzlich mitten unter sie getreten, hatte in strengen Ausdrücken ihnen ihre Grausamkeit verwiesen, mit dem Zorne Gottes ihnen gedrohet. Doch alle seine Bitten und Ermahnungen machten auf die, vom Morden und Rauben erhitzten Barbaren nicht den mindesten Eindruck. Im Gegentheil fielen sie jetzt nur noch wüthender über ihn selbst her. Ein Däne ergriff ihn bei der Kehle und hätte ihn beinahe erwürgt. Andere zerfleischten ihm mit ihren Nägeln das Gesicht, während wieder andere ihn mit Schlägen und Fußtritten auf das schrecklichste mißhandelten. — Wohl wissend, in welchem großen Ansehen der heilige Erzbischof bei allen Kirchen Englands stehe, begehrten die Dänen von ihm ein Lösegeld von drei tausend Pfund Sterling. Aber Elpheg, der durchaus nicht wollte, daß die ohnehin schon so oft ausgeplünderten Kirchen nun auch seinetwegen noch so viel Geld herbei schaffen sollten, schlug ihnen unumwunden ihr Begehren ab, und da er sich durchaus dießfalls in keine Unterhandlungen mit ihnen einlassen wollte, so schleppten sie ihn mit auf den Rücken gebundenen Händen gefangen mit sich fort. — Unter der härtesten Behandlung schmachtete der heilige Elpheg sieben Monate in der Gefangenschaft. Aber nun brach plötzlich eine tödtliche Seuche unter den Barbaren aus. Zwei tausend waren an derselben schon gestorben. Unter den Dänen befanden sich

damals schon ziemlich viele Christen. Diese stellten ihren heidnischen Landsleuten vor, daß die unter ihnen ausgebrochene pestartige Krankheit offenbar ein göttliches Strafgericht sey. Einige der dänischen Anführer begaben sich nun unverzüglich zu dem Erzbischof, und ersuchten ihn, Gott zu bitten, daß er die Seuche möge aufhören lassen. Gerne fügte sich der Heilige dem Wunsch der Barbaren, erhob betend seine Hände zum Himmel, segnete hierauf eine große Quantität Brodes und vertheilte es unter den Kranken, worauf diese sogleich vollkommen gesund wurden. Als einen Wunderthäter staunten nun die wilden Dänen den heiligen Erzbischof an, behandelten ihn auch jetzt einige Zeit mit der größten Achtung und Schonung. Dieß dauerte jedoch nicht sehr lange. Die natürliche Geldgier der Barbaren gewann bald wieder die Oberhand. Auf das neue drangen sie in ihn, das verlangte Lösegeld herbeizuschaffen, und da er fortfuhr sich dessen standhaft zu weigern, warfen sie Steine, Hörner und Streitäxte nach ihm, bis er endlich von einer der letztern tödtlich verwundet zu Boden sank. Ein Däne, den der heilige Elpheg erst vor einigen Tagen getauft hatte, kam nun herbei, und um dem Leiden des tödtlich Verwundeten ein Ende zu machen, spaltete er ihm mit seiner Streitart den Kopf. — Was die Dänen von dem lebenden Heiligen nicht hatten erhalten können, erhielten sie nun beinahe doppelt von dem Erschlagenen. Sobald nämlich die Bürger von London die Ermordung des heiligen Elpheg erfahren hatten, kauften sie dessen Leiche um einen noch weit höhern Preis den Barbaren ab.

16. Mittels ungeheurer Erpressungen ward endlich das den Dänen versprochene Geld herbeigeschafft. Ein förmlicher Friedensvertrag ward geschlossen und von beiden Seiten beschworen, worauf Sueno, mit dem festen Entschluß, die Eroberung Englands in dem folgenden Jahre zu vollenden, nach Dänemark zurückkehrte. Daß dieß geschehen

würde, konnte jetzt auch das blödeste Auge vorhersehen. Aber nun theilten auch alle Einwohner, Hohe wie Niedere, die feste Ueberzeugung, daß ihr König weder seine eigene Krone noch seine Unterthanen zu schützen vermöge. Als daher wirklich Sueno im folgenden Jahre in Northumbrien wieder landete, unterwarfen sich ihm in kurzer Zeit alle Einwohner dieser weitschichtigen Provinz, angesiedelte Dänen wie eingeborne Angelsachsen. Der mächtige Graf Uhtred kam nach Gainsborough, wo Sueno sein Lager aufgeschlagen hatte, huldigte ihm und stellte Geiseln. Dem Grafen Uhtred folgten nun auch die dänischen fünf festen Städte in Mercia, und diesen wieder alles der Watlingstraße nördlich wohnende Volk. Jenseits dieser Straße rückte nun Sueno gegen die südlichen Provinzen vor. Durch Furcht und Schrecken wollte er jede Kraft lähmen, jedem Widerstand zuvorkommen. Seinem Heere gab er daher Befehl, alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, alle Einwohner männlichen Geschlechts zu ermorden; und die Grausamkeit dieser Barbaren übertraf nun wirklich bei weitem noch alle ihre frühern bisher begangenen Greuelthaten. — Der Stadt Oxfort gelang es, den gekrönten Sieger durch Bitten, Geschenke, demüthige Unterwerfung und gestellte Geiseln zu besänftigen. Sueno hatte die Aufsicht über seine Schiffe und die gestellten Geißeln seinem Sohne Cnut übertragen. Er selbst rückte immer weiter südlich vor. Endlich stand er unter den Mauern von London. Hier befand sich Ethelred, der aber an seiner Seite den tapfern Dänen Turchill hatte. Ehemals einer der grimmigsten Feinde Englands, stand derselbe jetzt in Ethelreds Diensten. Unter der Leitung des tapfern Turchill schlugen die braven Bürger alle Angriffe der Dänen glücklich zurück. Sueno vertagte also die Belagerung und Eroberung

von London und zog nach Baths *). Blutige Spuren der Verwüstung bezeichneten abermals den Marsch der Barbaren. — Hieher nach Baths berief jetzt Sueno alle Thans Englands, zwang sie ihm zu huldigen, und ließ sich zum König ausrufen. Dieser allgemeine Abfall erschütterte nicht wenig die bisherige Anhänglichkeit der Londoner Bürger. Ethelred schickte demnach seine Gemahlin Emma mit ihren beiden Söhnen, Eduard und Alfred, zu ihrem Bruder, dem Herzog von der Normandie. Er selbst entwich auf der im Hafen von London vor Anker liegenden kleinen Flotte mit Turchill und einigen bisher in Winchester vergrabenen Schätzen nach Grenwich und von da nach der Insel Wight. Aber auch hier verweilte er nicht lange, denn sobald er von seiner Gemahlin die Nachricht erhielt, daß auch er bei ihrem Bruder willkommene Aufnahme finden werde, segelte er nach Rouen und ward von dem, an dem Unglück seines Schwagers den wärmsten-Antheil nehmenden Herzog Richard auf das freundlichste empfangen. — Jetzt ergab sich auch London, und Sueno war nun Herr von ganz England.

17. Der Triumph des Eroberers war nicht von langer Dauer. Kurz vor Weihnachten war Ethelred aus England entwichen und hatte sein Reich dem

*) Von Sueno kennt die Geschichte auch nicht eine einzige glänzende Waffenthat. In offenem redlichem Kampfe, wo er nicht Verrath und Treulosigkeit zu seinen Bundesgenossen machen konnte, richtete er nie Etwas aus. In seinem eigenen Reiche ward er zweimal vom Throne gestoßen und aus dem Lande vertrieben. In seinen Kriegen mit den Wenden und Slaven machten diese ihn zweimal zu ihrem Gefangenen, und jedesmal konnte er nur gegen ein ungeheueres Lösegeld seine Freiheit wieder erhalten.

Dänenfürsten überlassen, und am zweiten Februar (1014) gehörte dieser schon nicht mehr zu den Lebenden. Er war zu Gainsborough während einer Rathsversammlung, der er beiwohnte, plötzlich gestorben. — Sueno's Tod brachte neues Leben unter die Engländer. Die braven Bürger von London und alle Wittans, Geistliche wie Laien, beschlossen, ihren angestammten Herrn sogleich wieder zurückzurufen. Abgeordnete eilten demnach unverzüglich nach der Normandie, brachten Ethelred die frohe Kunde von Sueno's Tode, und luden ihn im Namen der angelsächsischen Nation ein, Englands Thron wieder zu besteigen, nur möchte er in Zukunft ein thätigeres und kräftigeres Regiment führen. Trotz aller seiner bisherigen Unfälle und des nothwendig ihm sich aufdringenden Gefühls seiner eigenen völligen Bedeutungslosigkeit, war dennoch in Ethelred die Lust zu herrschen nicht erstorben. Nach der auf das neue ihm angebotenen Krone griff er demnach sogleich mit beiden Händen. Seinen Sohn Eduard schickte er voraus mit einer königlichen Bekanntmachung, in welcher er der Nation versprach, alles zu verbessern, womit man bisher unzufrieden gewesen; zugleich verhieß er auch Allen, die von ihm abgefallen oder mit Reden und Thaten sich gegen ihn vergangen hätten, eine vollkommene Amnestie. — Mit unaussprechlichem Jubel ward Ethelred von der Nation empfangen. Alles gegenseitige Mißtrauen war verschwunden. Nur ein und derselbe Wunsch, England von den raubgierigen Dänen zu befreien, beseelte Fürst und Volk. Wirklich schien auch Ethelred zu einem neuen Leben erwacht. Er entfaltete jetzt eine Thätigkeit, die alle, die ihn kannten, in Erstaunen setzte. Einigkeit herrschte nun unter den Hohen wie unter den Niedern; und durch das gemeinsame Mitwirken und Zusammengreifen war

auch schon in ein paar Wochen der Heerbann unter den Panieren seiner Thans versammelt. Zum erstenmale in seinem Leben setzte sich jetzt Ethelred an die Spitze seines Heeres, und rückte mit demselben, den braven Turchill an seiner Seite, den Feinden entgegen.

18. Das Dänenheer hatte gleich nach Suenos Tod den zweiten Sohn desselben, den Prinzen Cnut, zum Könige von England ausgerufen. Als Ethelred bei London landete, weilte Cnut noch in Gainesborough, und ließ aus der umliegenden Gegend Pferde für sein Heer herbeitreiben. Dahin zog nun auch Ethelred, behandelte aber auf seinem Marsch die von ihm abgefallenen Provinzen mit ungewöhnlicher Härte. Die Dänen vermochten nirgends den Angelsachsen zu widerstehen. Ueberall zurückgetrieben, flohen sie endlich auf ihre Schiffe. England schien jetzt für Cnut verloren. Bevor er jedoch nach Dänemark zurückkehrte, ließ er alle Geiseln, welche die verschiedenen englischen Provinzen seinem Vater hatten stellen müssen, auf das grausamste verstümmeln, größtentheils ihnen Hände, Nasen und Ohren abschneiden, und so scheußlich entstellt sie bei Sandwich an das Land setzen. (1014) — Seinen ältern Bruder Harald, welchem Sueno Dänemark zugetheilt hatte, suchte nun Cnut zu bewegen, das Reich mit ihm zu theilen. Natürlicher Weise ging Harald in diesen Vorschlag nicht ein, und da Cnut sich jetzt zu schwach fühlte, Etwas gegen England zu unternehmen, so blieb er bei seinem Bruder und begleitete ihn auf einem Feldzuge gegen die Wenden, deren kühne Seeräubereien den dänischen Küsten mit jedem Tage gefährlicher wurden.

19. Ein Glück, dessen England seit vielen Jahren sich nicht mehr zu erfreuen gehabt hatte,

nämlich ein beinahe zweijähriger Friede, ward demselben jetzt zu Theile. Man hätte erwarten müssen, daß Ethelred und die Wittans diesen Zeitpunkt der Ruhe benutzen würden, um die, während der langen verheerenden Kriege ganz ins Stocken gerathene Staatsmaschine wieder einigermaßen in Gang zu bringen, den Gesetzen wieder das so durchaus nöthige Ansehen zu verschaffen, den Fehden der Großen zu steuern, alle Gemüther zu beruhigen, bei der Nation den alten Gemeingeist zu wecken, und durch Belebung und Verbesserung der von den frühern Königen getroffenen Einrichtungen in dem Kriegswesen, die oberste Staatsgewalt in Stand zu setzen, bei jeder sich nähernden Gefahr sogleich die gesammten Streitkräfte der Nation mit dem mindesten Zeitverlust auf den bedroheten Punkten zu concentriren. Leider geschah von allem diesem nichts, ja wohl eher gerade das Gegentheil. Schwache kraftlose Menschen gleichen dem Wasser eines Springbrunnens, das nur durch den Druck emporgehoben werden kann. Eine furchtbare Catastrophe hatte Ethelred in das Leben gerüttelt, Turchills starker Arm ihn wach erhalten. Jetzt, da ein matter Sonnenschein ihn zu erwärmen anfing, fiel er sogleich wieder in seine vorige Lethargie und sorgenlose Trägheit zurück. Die alten Familienzwiste brachen unter den Großen auf das neue wieder aus. Jeder suchte nur sein eigenes Interesse, das Gesammtwohl des Reiches blieb ihm ferne. Das Volk fühlte keine Erleichterung seines Druckes, und die Nation blieb in sich so zerrissen, wie sie es auch bisher gewesen war. Endlich wurden auch noch auf einer Reichsversammlung zu Oxfort alle in England wohnende Dänen, worunter Männer von erprobter Treue, ohne Ausnahme geächtet, und nun wiederholte sich, nur in einem etwas mindern Grade, dasselbe blutige Schauspiel, das vor zwölf Jahren so namen-

loses Elend über England gebracht hatte. Gegen mächtigere dänische Thans, die man nicht so leicht wie gemeine Dänen abschlachten konnte, bediente man sich der Dolche der Banditten und Meuchelmörder. So z. B. wurden Siegefehrt und Morcar, die beiden mächtigen Thans der fünf festen Städte Merciens, von Eadric zu einem festliche Mahle eingeladen. Keinen Verrath ahnend kamen die beiden Thans nur mit einem äußerst schwachen Gefolge von ungefähr einigen dreißig Begleitern nach Oxfort. Von Eadric auf das freundlichste empfangen, wurden ihnen bei dem Mahle die obersten Sitze angewiesen. Als aber die ganze Gesellschaft schon anfing sich zwanglos den Freuden der Tafel zu überlassen, brach plötzlich ein Haufe Geharnischter in den Speisesaal und ermordete die beiden Thans unter den Augen der erschreckten Gäste. Die Begleiter der beiden dänischen Herren flohen nach der Kirche und schlossen sich in dem Kirchenthurm ein. Da sie sich nicht ergeben wollten, bevor man ihnen Freiheit der Person und des Lebens zugesichert hätte, ließ der König, der mithin dem Mordanschlag gegen die beiden Thans nicht fremd gewesen seyn konnte, Feuer an das Kirchengebäude anlegen, und hatte nun das nur einem schwachen, und aus Schwachheit feigen und aus Feigheit grausamen Monarchen eigene Vergnügen, seine wirklichen oder blos eingebildeten Feinde in den Flammen zu Grunde gehen zu sehen. — Eine solche Regierung, der es eben so sehr an Verstand und Besonnenheit, als an Thätigkeit und Kraft gebrach, konnte natürlicher Weise zu keinem glücklichen Resultat führen. Die erste Folge davon war, daß der tapfere Turchill, der jetzt des Königes schwachen, gleich einem Rohr leicht hin und her zu bewegenden Charakter immer mehr kennen gelernt hatte, dabei mit Recht dem Neide und der Schelsucht der Günst-

linge des Königes mißtrauete, und gegen deren geheime Dolche sich schützen zu müssen glaubte, Ethelreds Dienste verließ, den für seine geleisteten Dienste ihm zugesagten Sold von zwei und zwanzig tausend Pfund Sterling begehrte und erhielt, und dann mit neun Schiffen wieder nach Dänemark zurückkehrte, wo es Ihm, dem durch Talent und ungewöhnliche Tapferkeit ausgezeichneten Krieger nicht sehr große Mühe kostete, von Cnut völlige Verzeihung und nach und nach dessen ganzes Zutrauen wieder zu erhalten*).

20. Turchill hatte nun nichts Angelegeneres, als den Cnut dringend zu einem neuen Einfall in England zu ermuntern. Mit der Schwäche der Regierung und dem zerrissenen Zustande des Reiches genau bekannt, stellte er dem dänischen Fürsten Englands Eroberung als Unternehmen vor, an dessen glücklichem Erfolge gar nicht mehr zu zweifeln sey. Für Cnut hatte Englands Krone ohnehin schon zu großen Reitz, als daß es jetzt noch besonderer Ermunterungen bei ihm bedurft hätte. Ein neuer Seezug nach England ward demnach beschlossen. Turchills Ansehen und bekanntes Kriegsglück lockten sogleich wieder eine Menge tapferer und nicht minder beutelustiger Krieger zu seinen Fahnen; und da jetzt auch der schwedische König eine bedeutende Verstärkung von Schiffen sandte, so erschien Cnut am Ende des Sommers 1016 wieder mit zwei hundert

*) Cnut hatte lange Zeit dem Turchill gezürnt. Die Ursache war, weil Cnut nach dem Tode seines Vaters, des Königs Sueno, sich fruchtlos alle Mühe gegeben hatte, den Turchill, der doch ein geborner Däne und Vasall der dänischen Könige war, zu bewegen, Ethelreds Dienste zu verlassen und ihm dafür zu huldigen.

Segeln auf der Höhe von Sandwich. Aber diesmal war die Küste wohl besetzt, die Landung nicht so leicht wie in frühern Zeiten. Turchill, um seinem neuen Herrn ein Unterpfand seiner künftigen Treue zu geben, begehrte von demselben, als eine besondere Gnade, den Auftrag, ganz allein mit der ihm untergebenen Schaar die Küste von dem Feinde zu säubern. Sein Begehren ward ihm bewilliget. Aber nun fand er einen so heftigen Widerstand, daß es ihm nur nach langem Kampfe und mit dem Verlust des größten Theils seiner Mannschaft endlich gelang, die Angelsachsen so weit zurückzudrängen, daß ein anderer Haufe Dänen landen und diesem dann das ganze Heer folgen konnte. — Cnut nahm seinen Marsch gegen die südlichen Provinzen, alles, wie gewöhnlich, mit Feuer und Schwert verheerend. — Durch die Thätigkeit und Bemühungen des Prinzen Eadmund, Ethelreds ältesten Sohnes, zogen sich nun eiligst zwei Heere gegen die Feinde zusammen. Das eine in dem Norden Englands unter der unmittelbaren Anführung des Prinzen, das andere in Mercia unter der Leitung Eadrics des schändlichsten Verräthers, den je die Sonne beleuchtet hatte. In menschlicher Gestalt war wirklich dieser Graf, im vollen Sinne des Wortes, Englands böser Dämon, von der Hölle heraufgesandt zum Verderben des königlichen Hauses, und um die ganze angelsächsische Nation in einen Abgrund von Schmach und grenzenlosem Elend zu stürzen. — Welche selbstsüchtige ehrgeizige Plane Eadric jetzt gehabt haben mochte, ist unbekannt. Als aber beide Heere zusammenstoßen sollten, um gemeinschaftlich gegen den Feind vorzurücken, machte derselbe einen Versuch, sich der Person des Prinzen zu bemächtigen. Zum Glück ward dieser Mordanschlag noch zu rechter Zeit entdeckt, worauf Eadric, seiner Schuld sich bewußt,

zu Cnut überging, und zwar nicht blos mit einem bedeutenden Theile der unter ihm stehenden Schaaren, sondern auch noch mit vierzig Schiffen, deren Mannschaft, größtentheils in englischem Solde stehende Dänen, er zu dieser Treulosigkeit verführt hatte. Eadrics Abfall und Uebergang zu dem Feinde verbreitete allgemeine Bestürzung unter den Angelsachsen. Eadmund war gezwungen, eine rückgängige Bewegung zu machen, worauf das Heer, von Mißtrauen und panischem Schrecken ergriffen, sich von selbst auflößte und auseinander ging. Eadmund floh nun zu seinem Schwager, dem Grafen Uthret von Northumberland. Aber dieser dachte jetzt mehr an seinen eigenen Vortheil, als an die gemeinschaftliche Gefahr seines Vaterlands. Statt also ein allgemeines Aufgebot ergehen zu lassen und ohne Zeitverlust ein neues Heer zusammenzubringen, zog er mit den wenigen Schaaren, über die er zu verfügen hatte, nach Mercia. Hier plünderte er die Güter des Verräthers Eadric, bemächtigte sich auch eines Theils derselben, und blos mit seinem Privatinteresse beschäftiget, verlor er eine kostbare Zeit, die er weit besser hätte benutzen können. Als Cnut dieß erfuhr, brach er unverzüglich, wahrscheinlich auf Eadrics Antrieb, in Northumbrien ein. Eiligst mußte jetzt Uthret zurückkehren, jedoch viel zu schwach um der dänischen Uebermacht zu widerstehen, entschloß er sich zu freiwilliger Unterwerfung, ging zu Cnut in das Lager, erkannte ihn für seinen König und Herrn, huldigte ihm und stellte die gefoderte Anzahl von Geiseln. Aber die erste Gnade, welche jetzt Uthret von seinem Souverain empfing, bestand darin, daß dieser schon nach ein paar Tagen geheime Befehle zur Ermordung des Grafen ertheilte. Uthret ward demnach eingeladen, an dem Hofe des Königes zu Wieheal zu erscheinen. Ohne allen

Verdacht, und weder für seine Freiheit noch für sein Leben das mindeste befürchtend, folgte Uthret sorgenlos der königlichen Einladung. Als er aber in dem Schlosse zu Wieheal durch eine lange, zu den königlichen Gemächern führende Vorhalle ging, brach plötzlich hinter einem dort aufgehängten Vorhang ein gewisser Thurebrand, Uthrets persönlicher Feind, mit einem zahlreichen Haufen Geharnischter hervor, die sogleich über Uthret herfielen und den Waffenlosen sammt dessen vierzig Begleitern ermordeten. — Obgleich, wie wir in der Folge sehen werden, Cnut nachher seinen Thron in England blos durch den Untergang der ältesten und angesehensten angelsächsischen Geschlechter befestigen zu können glaubte, so würde er doch schon jetzt zu Uthrets Ermordung nie seine Einwilligung gegeben haben, hätte nicht Thurebrand, den ein alter, als Erbe auf ihn gekommener Familienzwist zum persönlichen Feind Uthrets gemacht hatte, von Cnut die Erlaubniß zu dieser blutigen That gleichsam zu erzwingen gewußt*).

*) Wie sehr damals, besonders unter Englands hohem Adel, durch Familienzwiste und die von Geschlecht zu Geschlecht forterbende Blutrache die Gemüther von einander getrennt, feindselige, sich gegenseitig bis auf den Tod verfolgende Partheien gebildet, alle Einigkeit gestört, und die Kräfte der Nation gelähmt und gebrochen wurden, und wie endlich, da man Blutrache für die heiligste Pflicht hielt, und um diese zu erfüllen kein Mittel, so schändlich es auch seyn mochte, verschmähete, man selbst das Interesse und die Sicherheit des Staates diesem blutigen Vorurtheil zum Opfer brachte: davon liefert Uthrets und Thurebrands Familiengeschichte ein merkwürdiges, mehr als alle übrigen, die damalige völlige moralische Auflösung und Entsittlichung der angelsächsischen Nation beurkundendes Beispiel. Uthret hatte in erster Ehe sich mit der Tochter eines sehr reichen Thans, Namens Styr, vermählt; aber mit seiner Gattin nun auch

21. Prinz Eadmund war indessen beschäftiget, ein neues Heer in den östlichen Provinzen Englands

---

zugleich einen blutigen Familienzwist seines Schwiegervaters erheirathet. Zwar starb Siga, so hieß Styrs Tochter, bald darauf, und Uthret erhielt, zum Lohne eines über den Schottenkönig Malcolm erfochtenen Sieges, von König Ethelred dessen Tochter Elgiva zur Gemahlin. Dem ungeachtet hielt es Uthret doch noch immer für Pflicht, seinen ersten Schwiegervater an dessen Feinde, dem Grafen Thurebraud, zu rächen. Dieser war jedoch auf seiner Hut, und fand endlich Mittel, von Cnut begünstiget, bei dem er freilich den Uthret als einen der dänischen Herrschaft im höchsten Grade abgeneigten Mann zu verläumden wußte, sich seines Feindes auf die oben erwähnte Weise zu entledigen. Aber es dauerte nicht lange, so erhielt auch Thurebrand seinen Lohn. Er ward bald darauf von Aldred, einem Sohne Uthrets, plötzlich überfallen und erschlagen. Die Reihe, Blutrache zu üben, kam nun an Ceorl, Thurebrands Sohn. Ein paar Jahre sannen beide Feinde auf ihren gegenseitigen Untergang. Freunde der einen wie der andern Familie schlugen sich endlich in das Mittel. Eine völlige Versöhnung kam zu Stande und ward von beiden Theilen mit den feierlichsten Eidschwüren besiegelt. Zur Feier dieses glücklichen Ereignisses gab Ceorl ein großes Mahl. Natürlich ward auch Aldred dazu eingeladen, mit allen Beweisen herzlicher Freundschaft empfangen und behandelt; aber als er wieder nach seinem Schlosse zurückkehren wollte, unter Weges in einem Walde, von einem dort von Ceorl versteckten Haufen von Banditten plötzlich überfallen und ermordet. — Dem Schicksale, das jetzt den Ceorl erwartete, hatte dieser zwar das Glück zu entgehen. Aber viele Jahre nachher wurden alle seine Söhne, als sie nahe bei York in der Wohnung ihres ältesten Bruders zu einem Familienfeste versammelt waren, von Waltheof, einem Enkel Aldreds, plötzlich überfallen und sämmtlich ermordet. Nur ein Einziger ward gerettet, der durch seine schöne jugendliche Gestalt und einnehmende

zusammen zu bringen. Als er aber hörte, daß Cnut im Begriffe stehe gegen London vorzurücken, eilte er dem Dänen zuvorzukommen, kam auch weit früher als Cnut vor London an, und warf sich mit der kleinen Verstärkung, die er mitbrachte, in die Stadt. Dem edeln Herzen des Prinzen bot sich hier gleich ein ungemein trauriges Schauspiel dar. Seinen Vater fand er nämlich in den letzten Zügen. Schon länger als ein Jahr hatte Ethelred einen siechen völlig erschöpften Körper herumgetragen, und seit Cnuts Einfall in England sein Krankenlager nie mehr verlassen. Seiner größern Sicherheit wegen war er, als die Dänen bei Sandwich gelandet hatten, von Oxfort nach London gebracht worden, und Gram und Sorgen machten jetzt, als sein Sohn so eben in London angekommen war, seinem Leben, nach einer langen, aber ohne Beispiel unglücklichen Regierung, am sieben und zwanzigsten April 1017 ein Ende. Von den Söhnen seiner ersten Gemahlin überlebten ihn nur drei, nämlich Eadmund, Edwi und Athelstan, und von Emma hinterließ er die beiden Prinzen Eduard und Alfred. Die Töchter aus Ethelreds erster Ehe waren längst schon an verschiedene der vornehmsten und reichsten Earls oder Ealdormen vermählt worden *).

Gesichtsbildung das Herz der Bluträcher gerührt hatte. Dieser unselige Familienzwist, obgleich er schon durch fünf Generationen gedauert und so vieles und edles Blut gekostet hatte, war deßwegen jetzt doch noch nicht zu Ende, und ward erst unter der Regierung Wilhelms des Eroberers, oder gar erst dessen Sohnes, Heinrichs I., also im Anfange des zwölften Jahrhunderts, da die Sitten der Engländer milder und auch wieder christlicher geworden waren, völlig beigelegt und beendiget. (Die sächsische Chronik, S. 146—48.)

*) Das namenlose, während Ethelreds ganzer langen

22. Nach Ethelreds Tod wählten die eben so tapfern als edeldenkenden Bürger Londons, und die wenigen in der Stadt versammelten Wittans und Bischöfe den Prinzen Eadmund einstimmig zu ihrem König. — Cnut lagerte bei Southampton, wo der gesammte westsächsische hohe Adel und die ganze hohe Geistlichkeit, obgleich mit dem größten Widerwillen und nur durch den Drang gebieterischer Umstände gezwungen, ihn für ihren Herrn und König erkannten und in dieser Eigenschaft ihm huldigten. — Alle Vorbereitungen zur Belagerung der Hauptstadt waren jetzt vollendet. Mit einer Flotte von drei hundert Segeln lief Cnut in der Mündung der Themse ein, während

Regierung auf England lastende Elend, und die grenzenlose Schmach und unerhörten Demüthigungen, welche die angelsächsische Nation unter ihm von den nordischen, noch auf weit tiefern Stufen stehenden Barbaren erdulden mußte, zeugen zwar laut gegen Ethelred, und lassen uns in ihm einen äußerst mittelmäßigen, kaum mit einer einzigen Herrschertugend geschmückten Prinzen erblicken. Ob aber demungeachtet Ethelred stets so war und so handelte, wie wir ihn unsern Lesern darzustellen oft gezwungen waren: darüber dürfte man sich vielleicht einige, nicht ganz ungegründete Zweifel erlauben. Alles was wir von Ethelred wissen, ist aus den Geschichtbüchern der unter der normännischen Dynastie lebenden Geschichtschreiber geschöpft. Aber nun wäre es leicht möglich, daß es mit den englischen, im zwölften Jahrhundert schreibenden Chronikern gerade die nämliche Bewandniß hätte, wie mit den französischen, unter der Herrschaft der Capetinger blühenden Geschichtschreibern, und daß, wie diese, um dem herrschenden Königshause sich wohlgefällig zu machen, die letzten Carolinger oft sogar im offenbaren Widerspruch mit der Geschichte herabzuwürdigen suchten, nun auch jene es mit den letzten Königen aus dem alten angelsächsischen Hause auf die nämliche, wenig ehrenvolle Weise möchten getrieben haben.

von der Landseite ein Heer von sieben und zwanzig tausend Mann sich der Stadt näherte. London ward von allen Seiten eingeschlossen und die Belagerung sogleich begonnen. Unter dem ununterbrochenen Spiel aller damals angewandten Kriegsmaschinen, machten die Dänen täglich wüthende Angriffe, die aber stets von Londons kriegerischen Einwohnern, an deren Spitze jetzt König Eadmund focht, tapfer zurückgeschlagen wurden. Cnut nahm endlich seine Zuflucht zu Versprechungen und Drohungen. Er versprach der Stadt seinen Schutz, wenn sie sich ihm ergeben würde, drohete aber zugleich, sie im entgegengesetzten Falle, wenn er sie endlich erobert haben würde, von Grund aus zu zerstören, alle männlichen Einwohner ermorden und Frauen und Kinder als Sclaven verkaufen zu lassen. Aber die Bedingungen, unter welchen Cnut die freiwillige Uebergabe der Stadt foderte, waren von der Art, wie nur ein vom Glücke berauschter schonungsloser Barbar sie setzen konnte. Ethelreds sämmtliche Prinzen sollten ihm ausgeliefert, als Lösegeld für die Königin Emma fünfzehn tausend Pfund, für jeden in der Stadt befindlichen Bischof oder Abt zwölf tausend Pfund bezahlt, und endlich drei hundert aus der Mitte der angesehensten Bürger Londons gewählte Geiseln gestellt werden. — Man sagt, die Königin Emma, die auch nachher nichts weniger als eine besondere zärtliche Zuneigung zu ihren Stiefsöhnen bewieß, sey schon Willens gewesen, die Stadt unter diesen Bedingungen zu übergeben. Aber Eadmund, dessen Rede die Einwohner Londons auf das neue befeuerte, behielt die Oberhand. Die Bedingungen wurden verworfen und alle Unterhandlungen abgebrochen, worauf die Dänen, zwar mit verdoppelter Anstrengung, jedoch stets mit demselben für sie schlechten Erfolge die Belagerung fortsetzten.

23. London war von der See- wie von der Landseite von aller Hülfe von Außen abgeschnitten, während die Dänen über die See von ihren Landsleuten neue Verstärkungen und von der Landseite alle zu ihrer Subsistenz nöthigen Zufuhren erhalten konnten. Es war demnach vorauszusehen, daß Cnut die Belagerung, wie lange sie auch dauern möge, nie aufheben und die Stadt endlich aus Mangel an Lebensmitteln sich würde ergeben müssen. Eadmund sah ein, daß, um die Stadt zu retten, er eines Heeres bedürfe. Er entschloß sich also, troz aller ihm drohenden Gefahren, London zu verlassen, in dem Innern Englands ein Heer zu sammeln, und mit diesem die Dänen zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Den Einwohnern machte Eadmund seinen kühnen Entschluß bekannt, und die wackern, über alles Lob erhabenen braven Bürger, indem sie ihrem jungen Monarchen auf das neue huldigten, versprachen ihm, bis zu seiner Rückkehr ihre Stadt wie bisher mit demselben ausharrenden Muthe zu vertheidigen. — Von der Hand der Vorsehung geschüzt, gelang es jezt dem gekrönten Helden, in einem schmalen Bote mit seinen Brüdern bei einer sehr dunkeln Nacht mitten durch die feindliche Flotte zu segeln. — Eadmund eilte nach Wessex. Er kannte die Loyalität der Einwohner, und die Beweise ihrer Treue überstiegen jezt alle seine Erwartungen. Der ganze wessexische Adel begrüßte ihn als seinen König. Alle waffenfähige Männer sammelten sich um ihn und begehrten gegen den Feind geführt zu werden. Eadmunds unermüdete Thätigkeit erlaubte ihm nicht, auch nur einen Augenblick unbenuzt zu lassen, und obschon nur an der Spize einiger gar nicht zahlreicher Schaaren, begann er doch sogleich seine Operationen gegen den Feind. Um zu plündern und Geld zu

erpressen, hatte Cnut in das Innere des Landes mehrere Abtheilungen seines Heeres entsendet. Ueber diese fiel nun Eadmund her, schlug die Barbaren wo er sie antraf, zerstreute ihre Haufen und nahm ihnen die schon gemachte Beute wieder ab. Diese glücklichen Erfolge erhöheten ungemein den Muth seiner Krieger und vermehrten in demselben Verhältnisse die Zahl seiner Streitkräfte. Aus den entferntesten Gegenden strömten brave Angelsachsen herbei und erboten sich unter den siegreichen Fahnen ihres rechtmäßigen Königes zu fechten. — Jetzt ward Cnut, der schon von ganz England Herr zu seyn wähnte, aus seinem Traume aufgeschreckt. Er fühlte, daß er nicht länger zögern dürfe, die zwar jetzt noch verhältnißmäßig schwache, jedoch mit jedem Tage wachsende Macht seines Gegners zu unterdrücken. Nur einen Theil seiner Truppen vor London zurücklassend, brach er mit dem übrigen Heere auf und rückte seinem Feinde entgegen. Eadmund bestand indessen noch mehrere kleine für ihn stets siegreiche Gefechte. Bei Gillingham in Dorset wagte er sogar, mit einer gar nicht zahlreichen Schaar ein ganzes Dänenheer anzugreifen und schlug es in die Flucht. Cnut hatte endlich alle seine ausgesandten Streifschaaren wieder an sich gezogen, und beide feindliche Heere stießen endlich bei Scearstan (Wilts) aufeinander. Obgleich um die Hälfte schwächer als Cnut, griff dennoch Eadmund sogleich die Dänen an. Mit gleicher Tapferkeit, aber auch mit derselben Erbitterung, schlugen sich Dänen und Angelsachsen den ganzen Tag hindurch, und nur die Nacht konnte die beiden Heere trennen. Am Morgen des andern Tages ward die Schlacht erneuert. Als beide Theile schon lange mit gleicher Wuth mit einander gekämpft hatten, bemerkte Eadmund plötzlich seinen Gegner Cnut, sprengte sogleich auf ihn

zu, spaltete mit einem Hiebe das Schild des Dänen und verwundete dessen Pferd am Kopfe, doch bis der kräftige Arm des jungen Helden einen zweiten Streich führen konnte, war Cnut schon von einem dichten Haufen ihm zu Hülfe eilender Dänen umgeben. Langsam zog sich Eadmund zu den Seinigen zurück. Aber immer weiter und weiter drangen unter seiner Anführung jetzt die tapfern Angelsachsen vor, und schon war an Eadmunds Siege und dem völligen Untergang des Dänenheers gar nicht mehr zu zweifeln, als es dem verruchten Eadric, das letztere zu retten, jetzt durch eine List gelang. Einem in dem Treffen gefallenen jungen Manne, Namens Osmear, dessen Haupt und Haare jenem des Königs Eadmund ungemein ähnlich waren, schlug er geschwind den Kopf ab, hob ihn hoch empor und rief Eadmunds ihm gegenüber stehenden Schaaren zu: „Ihr Krieger! was wollet ihr länger kämpfen. Euer Anführer ist gefallen; sehet hier in meiner Hand das Haupt euers Herrn, des Basileus Eadmund. Ihr habt keine andere Wahl mehr, ergebt euch, oder sucht durch schleunige Flucht euer Leben zu retten." — Schrecken und Bestürzung bemächtigten sich der Angelsachsen. Schon wichen sie zurück, und bald würde sich ihr ganzes Heer in einer allgemeinen Flucht aufgelößt haben, hätte nicht Eadmund, nachdem er seinen Speer gegen den Verräther geschleudert, mit der ihm eigenen Gegenwart des Geistes eine nahe Anhöhe bestiegen, seinen Helm abgenommen und indem er den Seinigen sein Gesicht zeigte, sie zur Fortsetzung des Kampfes ermuntert. Das Treffen begann also auf das neue. Aber kostbare Augenblicke waren unwiederbringlich verloren. Schon neigte sich der Tag, bald trennte daher die Kämpfenden wieder die hereinbrechende Nacht, und diese benutzend, zog Cnut seine zerstreuten Schaaren zu=

sammen und trat ungestört seinen Rückzug an. Die Angelsachsen blieben demnach Herren des Schlachtfeldes, und als dieses der folgende Morgen beleuchtete, zeugte die unverhältnißmäßig größere Anzahl der Leichen erschlagener Dänen für Eadmunds am verflossenen Tag erfochtenen Sieg, und nur die Vervollständigung desselben hatte der fluchwürdige Eadric durch eine, eines treulosen Verräthers würdige List dem jungen Monarchen entreißen können.

24. Cnut hatte sich in sein voriges Lager bei London zurückgezogen, und Eadmund die kurze Frist der Ruhe benutzt, um durch neue an sich gezogene Verstärkungen den im Treffen bei Scearstan erlittenen Verlust wieder zu ersetzen. So eben stand er im Begriffe seine Operationen zu beginnen, als Englands böser höllischer Genius plötzlich wieder in der Mitte der braven Angelsachsen erschien. Höchst wahrscheinlich zu Folge einer mit Cnut genommenen Verabredung, hatte der verfluchte Eadric das Dänenheer verlassen, war in Eadmunds Lager gekommen, hatte sich seinem königlichen Schwager zu Füßen geworfen, tiefe Reue geheuchelt, unverbrüchliche Treue für die Zukunft gelobt. Eadmunds edles kühnes Herz kannte keinen Argwohn. Er traute also dem Verräther, und da er dessen Kriegskenntnisse zu schätzen wußte, auch von ihm über die Verfassung des dänischen Heeres und besonders über Cnuts Plane und Hülfsmittel sichere Aufschlüsse zu erhalten hoffte, so zog er ihn jetzt bei allen seinen Unternehmungen zu Rathe und beehrte ihn nach und nach wieder mit seinem ganzen königlichen Zutrauen. — Eadmund zog nun gegen London, und zwang bald durch sehr geschickte, wohl berechnete Bewegungen den Cnut, seine Stellung zu verlassen. Um sich des ihm immer lästiger werdenden und gefährlichen Gegners

zu entledigen, bot Cnut demselben bei Brentfort eine abermalige Schlacht an. Natürlich wich dieser der kampfslustige englische Held nicht aus. Seine besten Truppen ordnete er in das Vordertreffen, die minder zuverläßigen stellte er als Reserve auf. Das Treffen war mörderisch und dauerte den ganzen Tag. Aber kein Theil konnte sich den Sieg zuschreiben, und Dänen und Angelsachsen gaben sich das gegenseitige Zeugniß ungewöhnlicher, an diesem Tage erprobter Tapferkeit. — Cnut kehrte zur Belagerung von London zurück. Aber Eadmund, ihm auf dem Fuße folgend, zwang ihn zum zweitenmale die Belagerung aufzuheben, überfiel bald darauf das gesammte Dänenheer bei Oxfort, und erfocht über dasselbe einen vollständigen Sieg. Cnut und dessen ganzes Heer wurden in die Flucht geschlagen. In allen Richtungen flohen die Dänen nach ihren Schiffen und der Insel Schippei. Desto ungestümmer verfolgten Eadmund und dessen tapfere Angelsachsen den fliehenden Feind, und dieser Tag würde Englands Schicksal entschieden und der königliche Held das ganze feindliche Heer vernichtet haben, hätte nicht jener infernale Geist, der unter dem Namen Eadric nichts als Tod und Verderben brütete, durch Vorspiegelung mancherlei Scheingründe den Eadmund von fernerm Verfolgen der Feinde abgehalten. Das gänzlich geschlagene, so sehr geschwächte Heer, sagte der Lügengeist, sey jetzt gezwungen, sich unverzüglich einzuschiffen und England zu verlassen. Einem fliehenden Feinde müßte man eine goldene Brücke bauen. Er möchte also, froh seines Sieges, jetzt nach Wessex zurückkehren, seinem Heere dort einige Ruhe gönnen, und dann, unter dem Jubel der treuen und braven Bürger Londons, wieder in seine Hauptstadt einziehen. — Eadmund folgte diesem unseligen Rathe. Cnut gewann demnach Zeit seine

völlig zerstreuten Schaaren zusammen zu ziehen, verschanzte sich hierauf auf der Insel Schippei; und da er, glücklicher Weise für ihn, gerade um dieselbe Zeit über die See her neue Verstärkungen aus Dänemark erhielt, so landete er schon nach ein paar Wochen wieder auf der Küste von Essex. Eadmund war zu weit entfernt, um Cnuts Landung verhindern zu können, aber nie die Anzahl der Feinde berücksichtigend, zog er demselben sogleich entgegen.

25. Bei Ashdown in Essex stießen beide Heere auf einander. Um den Muth des dänischen Heeres noch mehr zu beleben, war durch Turchills Fürsorge die den heidnischen Dänen heilige Standarte mit dem verhängnißvollen Raben herbeigebracht worden. Eadmund hatte sein Heer in drei Divisionen getheilt. Die eine, die den rechten Flügel bildete, führte er selbst an. Bevor das Treffen begann, durchritt der königliche Held die Schlachtreihen seiner Krieger, und seine heitere zuversichtsvolle Miene und seine feurigen Reden begeisterten das ganze Heer. Jetzt gab er das Zeichen zur Schlacht. Mit seinem gewöhnlichen Ungestümm stürzte sich Eadmund mit seiner Division auf den Feind. Schon dieser rasche Angriff brachte Unordnung in die vordersten feindlichen Reihen. Bald wurden beide Heere mit einander handgemein. Immer hitziger und mörderischer ward der Kampf, aber auch immer weiter, obgleich in guter Ordnung, wichen die Dänen zurück. Umsonst suchte sie Turchill durch Stimme und Gebährden zu kräftigerm Widerstand zu ermuntern; umsonst riß er dem Träger die königliche Standarte aus der Hand und zeigte den darauf stolz flatternden Raben seinen entmuthigten Soldaten*). Aber nirgends

*) Das Flattern des Rabens auf der königlichen Stand-

vermochten diese dem immer hitziger werdenden Andrang der, nun durch die Aussicht auf gewissen Sieg nur mehr befeuerten Angelsachsen zu widerstehen. Die feindliche Linie ward auf mehrern Punkten durchbrochen, und schon schien die Schlacht für die Dänen unwiederbringlich verloren, als der von der Hölle ausgespieene Eadric, den unvermeidlichen Untergang des ganzen dänischen Heeres, wenn er noch länger zögere, jetzt voraussehend, nun auch schnell die Maske abwarf, sein Panier senkte und mit der ganzen ihm untergebenen zahlreichen Heeresabtheilung schändlich davon floh. Die plötzliche Flucht, beinahe der Hälfte des angelsächsischen Heeres, belebte auf das neue die Hoffnungen der Dänen, konnte jedoch weder Eadmund noch dessen brave Angelsachsen schrecken. Mit dem Muthe der Verzweiflung setzten sie den Kampf fort. Aber die beiderseitigen Streitkräfte waren jetzt viel zu ungleich. Unglücklicher Weise für das brave, aber kleine Häuflein der Angelsachsen erhellte der Vollmond mit seinem Licht die ganze weit umherliegende Gegend. Bis tief in die Nacht konnten also die Dänen das Treffen fortsetzen. Von allen Seiten umringt und von der unverhältnißmäßigen Mehrzahl überwältiget, mußten endlich auch Eadmund und die tapfern Angelsachsen die Flucht ergreifen. Cnut verfolgte die Fliehenden bis nach Glocestershire. Aber der Gegend, aller Fußpfade und Schlupfwinkel genau kundig, waren die meisten Angelsachsen dem Schwert des sie verfolgenden Feindes entronnen. Alle eilten jetzt wieder sich um ihren tapfern König zu sammeln, und Eadmund, der, obgleich auf der Flucht, dennoch

arte, das doch blos Wirkung einer mehr oder weniger bewegten Luft seyn konnte, hielten die heidnischen Dänen für ein sicheres Zeichen des Sieges.

von mehrern Seiten Verstärkungen erhielt, sah sich in kurzer Zeit abermals an der Spitze eines kleinen ihm aber völlig ergebenen Heeres. Den Muth des jungen Helden vermochte kein Unfall zu beugen, und so war er auch jetzt schon wieder fest entschlossen, das blutige Würfelspiel um Englands Krone auf das neue zu beginnen.

26. Aber die unglückliche Schlacht bei Ashdown hatte einen dichten Trauerflor über das ganze Königreich Wessex geworfen. Beinahe der gesammte uralte wessexische Adel hatte in diesem mörderischen Treffen den Tod gefunden. Weder Gnade noch Schonung von dem wilden Sieger hoffend*) und ein Leben verachtend, das für sie keinen Reitz mehr haben konnte, waren alle diese Edeln fechtend gefallen. Der Verlust so vieler braven und edeln Männer, wovon mehrere sogar die letzten von uralten sächsischen Geschlechtern waren, an die so viele und so stolze Rückerinnerungen sich knüpften, machte auf Eadmunds menschliches Herz einen tiefen Eindruck, und die ernsten Betrachtungen, denen er sich überließ, erzeugten nun bald in seiner Brust einen seiner vollkommen würdigen wahrhaft königlichen Entschluß. Dem Cnut schickte er nämlich eine förmliche Ausfoderung zum Zweikampf. Es sey unver-

*) Der Leser wird sich erinnern, daß der ganze Adel von Wessex, selbst der hohe Clerus dieses Königreiches, obgleich gezwungen und mit Widerwillen, dem Cnut in Southampton gehuldiget hatte; daher auch ein Bischof von Dorchester, der sich bei Eadmunds Heere befand, und zwar nicht um selbst zu streiten, sondern blos um für Eadmund und seine Krieger zu beten, von den siegenden Dänen gleich am andern Tage nebst noch einigen andern ihm zur Seite stehenden Geistlichen ermordet ward.

antwortlich, ließ er ihm durch den Herold sagen, daß wegen ihres Privatzwistes noch länger das Blut ihrer Völker stromweise fließen sollte. Ein Zweikampf möchte also entscheiden, wem von ihnen beiden der Thron von England gebühre. Cnut nahm die Ausfoderung an. Die im Severnfluß liegende Insel Olney ward zum Kampfplatz bestimmt. Nur mit einem ganz kleinen Gefolge begaben sich Eadmund und Cnut nach der bezeichneten Insel. Als aber beide Kämpfer einander schon gegenüber standen, senkte Cnut, wahrscheinlich der Superiorität seines Gegners bewußt, plötzlich sein Schwert, sprach freundliche, liebliche Worte des Friedens, und als er sah, daß diese ihren Eindruck auf Eadmunds Gemüth nicht verfehlten, brachte er eine Theilung des Reiches in Vorschlag*). Cnuts Antrag ward sogleich von den beiderseitigen Großen kräftig unterstüzt. Der eben so menschenfreundliche und gefühlvolle, als kühne und tapfere Eadmund reichte seinem Gegner die Hand, und so kam nun auf der zum Kampfplatz bestimmten Insel ein förmlicher Theilungstraktat zu Stande**). Eadmund erhielt die Reiche

---

*) Huntindon läßt bei dieser Gelegenheit den Cnut folgendes zu Eadmund sprechen: „Juvenum omnium fortissime! quae necessitas est, alterum nostrûm regnandi causa ferro perire. Simus fratres adoptivi, regnum partiamur, imperemusque ego rebus in tuis, tuque in meis. Dacia (Dania) quoque tuo disponatur imperio."

**) Ueber den Zweikampf lauten jedoch die Berichte der Geschichtschreiber sehr verschieden. Malmesbury z. B. sagt, Cnut habe den Zweikampf abgelehnt und auf die Ausfoderung geantwortet, daß er zwar an Muth und Geisteskraft sich (dem Eadmund) überlegen fühle, aber an Körpergröße und physischer Kraft demselben bei weitem nicht gleich komme, daher den angetragenen Zweikampf nicht annehmen könne: „animo se qui-

Wessex, Essex, Ostanglien, und nebst der Stadt London alles südwestlich liegende Land. Das übrige England, was nördlich von Foßway und der Watlinger Straße lag, fiel an Cnut. Aber die Krone Englands und der Titel König und Basileus, blieben Eadmund, und Cnut war jetzt blos dessen erster und mächtigster Vasall. Endlich ward noch zum Unterhalt der dänischen Flotte, bis zu deren Abfahrt, die erst im nächsten Sommer statt haben konnte, eine in beiden Reichsantheilen zu erhebende Steuer festgesetzt. Statt mit einander zu kämpfen, umarmten sich jetzt beide Fürsten und machten sich gegenseitige Geschenke an prächtigen Waffenrüstungen, kostbaren Gewändern und andern ritterlichen Gaben. — Der langjährige blutige Krieg hatte sich nun in einen Freundschafts- und Bruderbund aufgelößt, und bei der frohen Aussicht auf alle Segnungen eines dauerhaften Friedens, vergaßen Dänen und Angelsachsen nun leicht alle bisher ausgestandenen Gefahren und Mühseligkeiten. Unter wiederholten Betheuerungen ewiger Freundschaft schieden beide Fürsten von einander. Eadmund kehrte nach London zurück, wo er von den frohlockenden Einwohnern mit unaussprechlichem Jubel empfangen ward. Aber leider verwandelte dieser sich bald in laute Klagen, denn schon nach einigen Wochen fiel der edle junge König unter den Dolchen erkaufter Meuchelmörder. — Um das endlose Register seiner Schandthaten zu krönen, fehlte dem verruchten Eadric nur noch ein Königsmord. Auch diese höllische Glorie war ihm jetzt zu

---

dem excellere, sed contra tam ingentis molis hominem corpusculo diffidere." — Die Zusammenkunft auf der Insel Olney soll hierauf blos durch die Vermittelung der beiderseitigen Großen und den laut ausgesprochenen Wunsch der beiden Heere zu Stande gekommen seyn.

Theil geworden. Mit einer großen Summe Geldes hatte er zwei Kämmerlinge des Königes, zwei Schurken gleich ihm, gewonnen, die ihrem Herrn, in einem unbewachten Augenblicke, und als derselbe sich in einem völlig wehrlosen Zustand befand, rückwärts ihre Dolche durch den Leib stießen*). — Eadmund hatte seinen Vater nur um wenige Monate überlebt. Ethelred war am 23. April 1017. gestorben, und Eadmund starb am 30. November desselben Jahres am Tage des heiligen Andreas. Seine siebenmonatliche Regierung war blos ein eben so langer, jedoch bis auf die Schlacht von Ashdown stets siegreicher Kampf um das ihm gebührende Erbe seiner Väter. Aber in dieser kurzen Zeit, in diesen wenigen Monaten gab Eadmund sprechende Beweise, daß, wenn in dem Rathschluß einer höhern, die Schicksale der Reiche und Völker lenkenden Weisheit nicht der Untergang des alten angelsächsischen Königshauses und die Unterjochung der Nation durch die nordischen Barbaren beschlossen gewesen wären, Eadmund ganz dazu gerüstet gewesen seyn würde, England nicht blos von der verhaßten Fremdherrschaft auf immer zu befreien, sondern auch

---

*) Malmesbury sagt, zwei Kämmerlinge des Königes, von Eadric bestochen, hätten Eadmund ermordet. Huntindon jedoch bezeichnet den Sohn des Eadric als den fluchwürdigen Königsmörder. Ueber den grausamen Mord berichtet Letzterer noch folgende nähere Umstände. „Ivit (Edmundus) nocte quadam in domum evacuationis ad requisita naturae, ubi filius Edrici Ducis in fovea secretaria delitescens consilio patris, regem intercelanda cultello bis acuto percussit, et inter viscera ferrum figens fugiens reliquit." Dieselbe Art der Ermordung erzählt auch Malmesbury, und nur in der Angabe der Mörder sind beide von einander verschieden.

seiner Krone ihren alten, unter seinem Vater so völlig verblichenen Glanz wieder zu verschaffen. Unter dem Harnisch, den Eadmund während seiner ganzen kurzen Regierung nicht ablegte, schlug ein edles menschenfreundliches Herz, und Alfreds und Edgars glückliche und heitere Tage würden unter seiner Herrschaft wieder nach England zurückgekehrt seyn. — Daß dieser treffliche junge Monarch, trotz seines Verstandes und seiner Besonnenheit, dennoch einem durch wiederholten Verrath erprobten Verräther sein Vertrauen schenken konnte, dieß gehört zu den unerklärbaren, selbst in den herrlichsten Naturen sich nicht selten begegnenden Widersprüchen. Uebrigens ist es eine allgemein gemachte historische Erfahrung, daß wahre Heldengröße in dem Gefühl ihrer eigenen ihr inwohnenden ungewöhnlichen Kraft, und weil furchtlos, daher auch ohne Verdacht und Mißtrauen, selten ihre geheimen Feinde auszuspüren es sich sehr angelegen seyn läßt. Zudem nehmen wahrhaft tugendhafte fromme und edle Seelen, zur Beurtheilung anderer Menschen, selten einen andern als ihren eigenen Maßstab, und wie wäre es nun möglich gewesen, daß der hochherzige, mit jeder Heldentugend und den schönsten Eigenschaften des Herzens geschmückte königliche Jüngling die bis in den feinsten Gedankenorganen tief gewurzelte Verruchtheit eines, von der Natur reich begabten und daher mit allen Kräften eines ungewöhnlichen Verstandes wuchernden Bösewichts hätte durchschauen können? — Eadmunds Leiche ward in der Kirche zu Glastonbury beerdiget. — Wegen seines eisernen, durch keine Schläge des Schicksals zu beugenden Muthes, vielleicht auch wegen seiner Waffenrüstung, erhielt er in der Geschichte den ehrenvollen Beinamen **Ironside** (die eiserne Seite). — Eadmund hinterließ zwei Prinzen, Eduard und Eadmund, wovon

jedoch der älteste, als sein edler Vater in der Blüthe seiner Jahre in das Grab sank, noch keine volle zwei Jahre zählte *).

27. Ob Cnut an Eadmunds Ermordung einen thätigen Antheil gehabt oder nicht, darüber schweigen, aus leicht zu errathenden Gründen, die unter der normännischen Dynastie blühenden Geschichtschreiber oder Chroniker. Aber trotz diesem nur allzuverdächtigen Stillschweigen, scheint doch des Dänen herrschsüchtiger, und aus Herrschsucht blutdürstiger Charakter uns vollkommen zu der Vermuthung zu berechtigen, daß er auch dieser himmelschreienden Greuelthat, die ihm so große Vortheile brachte, nichts weniger als fremd geblieben sey. — Ein

---

*) Eadmund war mit der Wittwe des auf Anstiften Eadrics ermordeten Siegefehrts vermählt gewesen. König Ethelred hatte damals schon befohlen, die trauernde Aldgithe in ein Gefängniß oder Kloster nach Malmesbury zu bringen. Aber Eadmund sah die schöne junge Wittwe. Der über ihre holden Gesichtszüge verbreitete Gram erhöhete nur noch mehr ihre ohnehin schon ungewöhnlichen Reitze. Eadmund gewann sie lieb, befreiete sie aus den Händen derer, die sie gefangen fortschleppen wollten, und ward ihr Gemahl. Da der Prinz wohl wußte, daß sein Vater diese Verbindung nicht genehmigen würde, begehrte er auch nicht dessen Erlaubniß dazu. Als aber die Vermählung vollzogen war, gab sich auch Ethelred zufrieden. Eadmund ging mit seiner Gemahlin nach Northumberland, nahm von den Ländereien Siegefehrts Besitz, und hatte die große Anhänglichkeit, von welcher ihm nachher die Northumbrier so viele Beweise gaben, größtentheils dem Einflusse seiner liebenswürdigen und auch von den Einwohnern Northumberlands allgemein geliebten Gemahlin zu danken.

scharfsinniger neuerer Geschichtschreiber (Herr Lappenberg) glaubt, und zwar gewiß nicht mit Unrecht, auch darin einen Grund zur Anklage gegen Cnut zu finden, daß dieser in den letzten Jahren seines Lebens, als die Welt ihm schon nicht mehr vieles zu bieten hatte, zu Glastonbury am Grabe Eadmunds eine Kapelle erbauen ließ, „zur Vergebung seiner Sünde, und für die Seele seines Bruders des Königs Eadmund.“ — Nichts ist widerlicher und in gewissen Fällen eckelhafter, als der Gebrauch äußerer Bußmittel ohne wahre innere Reue und Zerknirschung. Hätte Cnut diese gefühlt, so würde er den Raub, warum er gemordet, Eadmunds rechtmäßigen Erben zurückgegeben haben. Aber freilich war es für den Besitzer von sechs Königreichen leichter und bequemer, ein Kapellchen zu bauen und dort Lichtchen und Lämpchen brennen zu lassen, als einer unrechtmäßigen, durch Treulosigkeit und Ströme von Blut errungenen Herrschaft freiwillig zu entsagen.

28. Um nicht auf den hassenswürdigsten aller Menschen, und auf dessen mit dem Fluch von acht Jahrhunderten belasteten Namen noch einmal zurückkommen zu müssen, wollen wir, damit das eckelhafte Geschäft geschwind abgethan ist, unsere Leser jetzt schon in möglicher Kürze mit des Grafen Eadrics endlichem Schicksale bekannt machen. — Gleich allen gemeinen Seelen liebte auch Cnut den Verrath, der ihm Vortheile brachte, aber nicht den Verräther, den er sogar, weil er selbst ihn ebenfalls fürchten zu müssen glaubte, von ganzer Seele haßte, und zwar um so heftiger, je mehr jener durch seine Stellung in das Triebwerk der Begebenheiten eingreifen konnte, und daher Cnuts ohnehin nur selten schlummernden Argwohn stets wach er-

halten mußte. Für die ihm geleisteten Dienste belohnte zwar Cnut hinreichend den Eadric, indem er ihm eine der vier großen Grafschaften übertrug, in die er, als er im völligen Besitze Englands war, das ganze Königreich theilte. Indessen schien ihm der Mensch doch immer gefährlich, und der mit den Künsten der Verstellung nicht unbekannte Däne lauerte nur auf einen schicklichen Vorwand, sich desselben für immer zu entledigen. Hiezu gab ihm nun Eadric selbst die erwünschte Gelegenheit. Als dieser sich nämlich eines Tages an dem Hofe des Königes in London befand und Cnut sich mit ihm von einigen der merkwürdigsten frühern Ereignisse unterhielt, äußerte Eadric in sehr kühner Rede seine Unzufriedenheit darüber, daß er für seine wichtigen und großen Dienste noch lange nicht hinreichend belohnt worden sey. Cnut, an dessen Herzen längst schon geheimer Groll gegen Eadric nagte, entbrannte jetzt in Zorn, und zu seinen Trabanten sich wendend, rief er diesen zu: „Sehet hier den Verräther, der für seine geleisteten saubern Dienste noch immer nicht hinreichend belohnt zu seyn glaubt; gebt ihm also jetzt unverzüglich den Lohn, den er, wie er selbst sagt, längst schon verdient hätte.“ Auf diese Rede des Königes sprangen sogleich einige von der Leibwache herbei und spalteten dem Elenden mit ihren Streitärten den Kopf. Die Leiche des Erschlagenen ward durch ein Fenster des Palastes in die Themse gestürzt *).

---

*) Huntindon berichtet, Cnut habe den Eadric aufhängen lassen, worin ihm jedoch keiner der andern Chroniker beistimmt. Zudem sagt Huntindon, Cnut habe den Eadric gleich nach Eadmunds Tod hinrichten lassen, welches aber ein offenbarer vollkommen erwiesener Irrthum ist.

Digitized by Google

VII.

1. **Herrschaft der Dänen in England.** — — Gleich nach dem Tode König Eadmunds berief Cnut die Wittans oder Stände des südlichen Englands, nämlich alle Bischöfe, Ealdormen, Thans sammt allen Optimaten*) des Landes zu einer großen Gemote (Versammlung) nach London. Hier behauptete Cnut, daß in den zwischen ihm und Eadmund, bei Gelegenheit des auf der Insel Olney geschlossenen Theilungsvertrags gepflogenen Unterredungen festgesetzt worden wäre, daß, wenn Einer von ihnen beiden stürbe, der Ueberlebende auch den Reichsantheil des Verstorbenen erhalten sollte. Erkaufte Zeugen traten sogleich auf und bestätigten mit Eidschwüren die Aussage des Dänen. Allen übrigen fesselte Furcht die Zunge, obgleich sie vollkommen überzeugt waren, daß ihr verstorbener edler König nie eine so schändliche, unnatürliche und ungerechte Uebereinkunft zu schließen fähig gewesen war. — Cnut ward also jetzt von den Ständen als alleiniger Herr und König von ganz England anerkannt und ihm in dieser Eigenschaft gehuldiget, worauf auch er den gewöhnlichen Königseid leistete. Durch einen auf dieser Gemote gefaßten Beschluß wurden die Söhne und Brüder Eadmunds aller Rechte auf die Thronfolge in England für immer verlustig erklärt. — Gleich im ersten Monate des folgenden Jahres 1018 ward Cnut in Lon-

---

*) Omnes episcopos, duces et principes cunctosque *optimates* Gentis Angliae. Optimaten nannte man bei den Angelsachsen damals Alle, welche nicht im Dienste eines Ealdorman oder Thans, völlig unabhängig waren und eigene Ländereien und Leibeigene besaßen.

von auf eine mehr als gewöhnlich feierliche Weise gekrönt *).

2. Cnuts erste Sorge war jetzt die Befestigung seines auf Verrath, Treulosigkeit, Meuchelmord, Lug und Trug gegründeten Throns. Aber damit schien ihm das Daseyn der Söhne und Brüder Eadmunds durchaus unverträglich. Was die erstern betrifft, so soll Eadric, die beiden Kinder gleich jetzt in der Wiege erwürgen zu lassen, ihm gerathen, aber Cnut, jedoch nicht, weil er vor diesem neuen Frevel zurückschreckte, sondern blos aus Klugheit und Berücksichtigung der öffentlichen Meinung, diesen Rath verworfen haben. Indessen wollte er doch die königlichen Kinder nicht länger in England dulden. Er schickte sie also seinem Halbbruder, dem König Olav, nach Schweden, und ließ diesem durch den Boten zu verstehen geben, wie sehr er wünsche, daß Olav die beiden Knaben, so bald als möglich, aus der Zahl der Lebenden möchte verschwinden lassen. Olav war ein edelmüthiger, wahrhaft christlich denkender Fürst, daher unfähig, aus feiger Gefälligkeit gegen Cnut seine Hände mit dem Blute der Unschuld zu beflecken, jedoch dabei auch besorgt, daß, wenn er die beiden Prinzen bei sich behielte, er in der Folge mit Cnut in sehr schwierige Verhältnisse könnte verwickelt werden, schickte er sie nach Ungarn zu dem damals dort herrschenden König Andreas dem Heiligen. Dieser nahm die beiden schon in der Wiege unglücklichen Kinder mit vieler Liebe auf, erzog sie mit väterlicher Sorgfalt, und gab nachher dem ältern, dem Eadmund, eine seiner

---

*) Der ganze, selbst in den entferntesten Provinzen wohnende hohe und niedere Adel mußte den Krönungsfeierlichkeiten in London beiwohnen.

Töchter zur Gemahlin*). Aber Eadmund starb bald darauf ohne Kinder zu hinterlassen, worauf die junge Wittwe sich mit einem deutschen Fürsten vermählte. Der jüngere, Eduard, erhielt Agatha, eine sehr nahe Verwandte des Kaisers Heinrich des Zweiten, zur Gemahlin**). Diese ward Mutter mehrerer Kinder, denen wir zu seiner Zeit wieder in England begegnen werden.

3. Aber in dem Prinzen Eadwy, an körperlicher Größe und Wohlgestalt, wie an Geist, Kraft und Muth das lebendige Ebenbild seines Bruders Eadmund, erblickte Cnut seinen gefährlichsten Feind. Auf sein Betreiben ward dieser also durch einen

*) König Andreas von Ungarn war mit Gisella, einer Schwester Kaiser Heinrichs II., vermählt, und Eadmund ward also durch seine Verbindung mit einer Tochter derselben ein Glied des sächsischen Kaiserhauses.

**) Agatha soll eine Bruderstochter Heinrichs II. gewesen seyn, nämlich des Bruno, der, wie man sich erinnern wird, sich einigemal gegen seinen Bruder empörte, aber jedesmal bald bezwungen, endlich das Bisthum Augsburg erhielt. — Die Verbindung beider englischen Prinzen mit Fürstentöchtern, die entweder mittelbar oder unmittelbar dem deutschen Königshause angehörten, deutet so ziemlich auf zwar entfernte, aber ziemlich weit aussehende, gegen Cnut und dessen Haus gerichtete Plane. Die Dänen waren damals Deutschlands Banalfeinde, und ihre, durch die Acquisition von England so ungeheuer vermehrte Macht konnte besonders dem nördlichen Deutschland höchst gefährlich und verderblich werden. Es lag also offenbar in Deutschlands wichtigstem Interesse, der dänischen Herrschaft in England so bald wie möglich ein Ende zu machen. Aber welche Plane man auch gehabt haben mag, so ward doch ihre Ausführung durch den natürlichen Gang der Ereignisse, wie wir bald sehen werden, anfänglich auf unbestimmte Zeit vertagt, und endlich völlig überflüßig und unnöthig.

Beschluß der Wittans in die Acht erklärt und aus England verbannt. Doch dieß genügte dem Eroberer noch nicht. Auch von dem verbannten, aus England entfernten Prinzen glaubte er seinen Thron noch immer bedrohet. Nach einiger Zeit rief er ihn demnach wieder zurück, gab aber bald darauf einem Than, Namens Ethelwold, den Auftrag, ihn von dem Prinzen zu befreien. Ethelwold, der wenigstens dem Scheine nach gehorchen mußte, traf solche Vorkehrungen, daß der gegen den Prinzen gerichtete Mordanschlag mißlang, worauf Cnut unter Eadwy's eigenen Leuten ein paar Banditten fand, die denselben ermordeten. — Damit jedoch Cnut in dem Tower zu London ganz ruhig schlafen könnte, mußte jetzt noch ungleich mehr, und zum Theile beinahe nicht minder edles Blut fließen. Viele der angesehensten Männer, und unter diesen die Ealdormen von Chester, Coventry, Devonshire, auch der dem Leser schon bekannte Brithric, wurden an einem und demselben Tage auf ganz leeren, völlig unerwiesenen Verdacht hin enthauptet. Noch größer war die Anzahl der Optimaten und minder angesehenen Leute, die jetzt hingerichtet wurden, und deren Ermordung offenbar keine andere Ursache und keinen andern Zweck hatte, als den Cnut, durch Confiscirung der Güter der Ermordeten, nun in Stand zu setzen, seine Dänen mit Ländereien zu belohnen. — Was jedoch Cnuts Staatsklugheit jetzt wirklich Ehre machte, war, daß er, im Interesse aller Souveraine, alle jene Angelsachsen, welche in den letztern englisch-dänischen Kriegen sich irgend einer Verrätherei, Treulosigkeit oder groben Pflichtverletzung gegen Ethelred oder dessen Sohn Eadmund schuldig gemacht, nie mehr vor Augen sehen wollte, sie weit von sich entfernte, viele davon bei der geringsten Veranlassung aus England verbannte, einige

sogar hinrichten ließ, überhaupt gegen alle mit der größten Strenge verfuhr, und so lange er regierte, nie irgend ein öffentliches Amt, selbst nicht das unbedeutendste, einem derselben übertrug.

4. Bei allem dem drohete jedoch die größte Gefahr dem Cnut noch immer von der Normandie herüber. Hier befand sich Emma mit ihren beiden Söhnen Eduard und Alfred, und ihr Bruder, der regierende Herzog Richard II. mit dem Beinamen: der Gute, zeigte sich fest entschlossen, die Ansprüche seiner Schwestersöhne auf den Thron von England mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Normännische, von Richard abgeordnete Gesandten waren dießfalls schon in London angekommen, jedoch, obgleich von Cnut mit scheinbarem Wohlwollen empfangen und reichlich beschenkt, völlig unverrichteter Dinge wieder nach Rouen zurückgekehrt. Richard rüstete sich nun zum Krieg. Eine zahlreiche Flotte ward ausgerüstet, und ein eben so zahlreiches Heer stand bereit, sich nach den Küsten von England einzuschiffen. — Noch nie vielleicht zogen sich an Cnuts politischem Horizont so trübe und unglückschwangere Wolken zusammen, als jetzt. Landete ein normännisches Heer mit den beiden Prinzen in England, so war vorauszusehen, daß bei der Angelsachsen bekannten warmen Anhänglichkeit an ihr angestammtes Herrscherhaus, und dem allgemein herrschenden Unwillen über den blutigen und grausamen Anfang der neuen Regierung, die ganze Nation für König, Freiheit und Vaterland zu den Waffen greifen würde. Durch die normännische Flotte von Dänemark abgeschnitten, und in doppeltem Kampfe mit Richards tapferm, den dänischen Streitkräften weit überlegenen Heere, und dann noch mit einer zahlreichen empörten und alle Dänen leidenschaftlich

hassenden Nation, wäre unstreitig das ganze Dänenheer in England verloren gewesen. Aber wo immer Cnut seine Plane nicht durch offenbare Gewaltthätigkeiten durchsetzen konnte, nahm er zu schlauer Staatskunst seine Zuflucht. Auch diesmal gelang es ihm also wieder, das gegen ihn aufsteigende Ungewitter bei Zeiten noch zu beschwören. Er ordnete nämlich Gesandten nach Rouen und begehrte Ethelreds Wittwe von deren Bruder zur Gemahlin. Er verhieß dabei, daß in dem diesfalls abzuschließenden Vertrage blos den in dieser Ehe gezeugten Söhnen die Thronfolge in England zuerkannt werden sollte. — Von Emma's zartem weiblichen Sinne hätte man erwarten sollen, daß sie mit Abscheu die Hand eines Fürsten zurückweisen würde, der ihren Gemahl entthront, ihre Stiefsöhne gemordet und ihre eigenen Söhne der Krone beraubt hatte. Aber Emma war noch jung und eitel, und geblendet durch den Glanz des ihr dargebotenen Diadems, nahm sie Cnuts Antrag sogar freudig an. Nur höchst ungern gab jedoch der edle Herzog seine Einwilligung. Das Interesse seiner Neffen, und deren gerechte Ansprüche auf den Thron, mußte Richard nun freilich dieser neuen Verbindung zum Opfer bringen. Er entließ demnach sein Heer und stellte alle fernere Rüstungen ein. — Schon am 18. Julius desselben Jahres (1018) ward Emma mit König Cnut zu London vermählt.

5. Da Cnut jetzt nichts mehr von der Normandie zu befürchten hatte, seinen Thron hinreichend befestiget glaubte, dabei auch sein Herz dem wohlthätigen Einfluß seiner neuen geistvollen Gemahlin nicht verschloß, so fing er auch an, mit ungleich mehr Milde und sehr großer Besonnenheit zu herrschen. Da er wußte, wie drückend für seine

Digitized by Google

neuen Unterthanen der Unterhalt der dänischen Flotte sey, so sann er darauf, sie wieder nach Dänemark zurückzuschicken. Bevor er aber dieses thun konnte, mußte er wenigstens seinen Dänen ihren rückständigen Sold zahlen. Er erhob demnach unter dem bekannten Namen Danengeld, die ganz ungeheure, jedoch über das ganze Reich vertheilte Schatzung von zwei und siebenzig tausend Pfund Sterling, und überdieß noch insbesondere zehn tausend Pfund von der Stadt London. So drückend auch diese Abgabe war, so ward sie doch, sobald man ihre Bestimmung kannte, überall mit der größten Freude bezahlt. Dieß war der letzte Gewaltstreich, mit der Cnut seine bisherigen Gewaltthätigkeiten schloß. Sobald die Dänen ihren Sold erhalten hatten, schickte er sie nach Hause und behielt nur die Mannschaft von vierzig Schiffen bei sich in England. — An der englischen Staatsverfassung machte Cnut keine Abänderung, nur theilte er, statt der bisherigen zahllosen kleinen Shires, ganz England in vier große Grafschaften ein. Diese waren Wessex, Ostanglien, Northumberland und Mercia. Zwei davon ertheilte er zwei angesehenen Dänen, Ostanglien nämlich dem tapfern Turchill, Northumberland dem Jarl Erich. Mercia aber erhielt jener angelsächsische Graf, mit dessen Namen bisher die Geschichte so oft ihre Blätter hatte besudeln müssen. Von der Grafschaft Wessex übernahm der König unmittelbar selbst die Verwaltung. Da Cnut aber einsah, wie leicht die Statthalter so großer Gebiete ihre Macht auf Kosten des königlichen Ansehens erweitern könnten, so fand er schon nach einigen Jahren Mittel, auch die übrigen drei Grafschaften an sich zu bringen.

6. Auf einer zahlreichen Reichsversammlung zu Oxfort bestätigte Cnut die von Ethelreds Vater,

dem König Edgar dem Weisen und Siegreichen gegebenen und die Rechte und Gewohnheiten der Dänen ganz vorzüglich berücksichtigenden Gesetze. Auf dieser Versammlung ermahnte er dringend sämmtliche angelsächsische und dänische Thans, alle frühern gegenseitigen Beleidigungen zu vergessen, gehässige Nationalvorurtheile abzulegen, und sich als vollkommen gleiche, durch Familien- und Freundschaftsbande vereinte Glieder eines und desselben Staates zu betrachten *). Endlich ließ er alle, selbst schon in den ältesten Zeiten von den angelsächsischen Königen gemachten Gesetze und Verordnungen sammeln, machte daran die in dem Laufe der Zeit und durch die nach und nach entstandenen neuen Verhältnisse nothwendig gewordenen Abänderungen oder Zusätze, und ertheilte diesen auf einer zu Winchester gehaltenen Gemote ebenfalls gesetzliche Kraft. Diese Sammlung in Verbindung mit den von König Edgar gemachten Verordnungen, ward nun der allgemeine Codex für die angelsächsische Nation. In dieser ganzen Gesetzsammlung, und besonders in den von Cnut gemachten Zusätzen und Verordnungen, herrscht durchaus ein ungemein wohlthuender Geist der Milde und Schonung. So z. B. wird in dem Criminal-Codex gleich im Eingang der allgemeine Grundsatz aufgestellt, daß bei Bestrafung eines Verbrechens Milde und Gerechtigkeit stets Hand in Hand gehen sollten. Ein Verbrecher, der sich in sehr dürftigen Umständen befinde, müsse, weil Elend und Noth nur gar zu leicht Quellen mancherlei Verbrechen werden könnten, viel gelinder bestraft werden, als der, welcher, obgleich begütert und in glücklichern Lebensverhältnissen, dennoch blos aus Zügellosigkeit oder natürlichem Hang zum Laster, sich desselben

*) Saxon Chronicle 151.

Verbrechens schuldig gemacht habe. — Aufrichtige Reue sollte ebenfalls für die Richter stets ein Grund milderer Bestrafung seyn. — Auch der Sclavenhandel nach dem Auslande ward auf das strengste verboten, und zwar vorzüglich aus dem Grunde, weil solche Unglücklichen gar leicht Knechte heidnischer Herren werden, und dann durch Zwang oder Ueberredung zum Abfall von dem Christenthum könnten verleitet werden. Zur Erleichterung der Nation verminderte Cnut sehr bedeutend die lehnsherrlichen Rechte, nahm auch Wittwen und verwaißte Töchter in seinen besondern Schutz, befreiete dieselben von manchen bisher üblichen Bedrückungen, und ermächtigte sie, ganz nach ihrer eigenen Wahl sich zu verehlichen oder in ledigem Stande zu bleiben, ohne von Seite der Herren, deren Ministerialen oder Unterthanen ihre verstorbenen Väter oder Gatten waren, diesfalls einem Zwange oder irgend einer Beschränkung unterworfen zu seyn *).

7. So zweckmäßig indessen, und für die damalige Zeit genügend, die von Cnut veranstaltete Compilation von Gesetzen seyn mochte, und wie wohlthuend man auch von dem, in den wenigen eigenen, von ihm gemachten Verordnungen sich überall kund gebenden Geiste der Schonung und Mensch-

*) Da Cnut, wie vor ihm schon König Edgar gethan, den in England angesiedelten Dänen ihre eigenen, größtentheils auf uraltem Herkommen beruhenden Gesetze und gerichtliche Verfassung beizubehalten erlaubte, so gab es jetzt in England ein doppeltes Recht, nämlich das angelsächsische, welches selbst noch mehrere, schon zu den Zeiten der Heptarchie bestandene Gesetze enthielt, und dann das dänische; das Erstere war in Wesser und Mercia herrschend, das Andere in Ostanglien und Northumberland.

lichkeit angesprochen wird, so gebührt Cnut doch offenbar unter den ausgezeichnet großen und weisen Gesetzgebern Englands und anderer Nationen noch bei weitem nicht jene vorzügliche Stelle, welche dänische und überhaupt spätere Geschichtschreiber ihm so gerne anweisen möchten, außer es müßte dann seyn, daß man dem von ihm für seine Haustruppen oder Leibwache vielleicht selbst nicht einmal in England entworfenen Kriegsreglement (Witherlagsrecht) die Ehre erzeigen wollte, es einem vollständigen, alle bürgerlichen Verhältnisse umfassenden tief durchdachten Civil-Codex an die Seite zu stellen*). — Diese Haustruppen, von den Engländern **Husceorles** oder **Tingliths**, von den Dänen Hußkarle genannt, bildeten die eigentliche Leibwache des Königes, und weil von diesem unter den tapfersten und zugleich auch gesittesten seiner Krieger ausgesucht, auch den Kern des ganzen Heeres. Da jedoch dieses aus den vielen verschiedenen, Cnut unterworfenen Völkerschaften zusammengesetzt war, mithin diese Vermischung auch bei den Haustruppen statt hatte, se ward nun auch, um den eben daher nur gar zu leicht entstehenden blutigen Streitigkeiten bei Zeiten zuvorzukommen und überhaupt den Zornmuth dieser wilden, und weil so sehr begünstiget, auch desto stolzeren Krieger zu zügeln, eine im höchsten Grade strenge, durchaus nichts berücksichtigende Mannszucht das erste und höchste Bedürfniß. Aber ungemeine

*) Diese seiner Leibwache gegebenen Vorschriften nennen dänische Geschichtschreiber Leges castrenses Canuti Magni. Sie waren demnach offenbar dasselbe, was man heute zu Tage bei allen europäischen Armeen ein Kriegsreglement zu nennen pflegt, besonders da jene Vorschriften und Anweisungen zugleich auch über den von den Haustruppen, so wohl in den Sommer- wie Wintermonaten zu leistenden Dienst sich verbreiten.

Digitized by Google

Ehre macht es dem Verstand und der Einsicht dieses Königes, daß er die Einführung einer solchen ächt altrömischen Kriegsdisciplin nicht so wohl durch Androhung scharfer Strafen, sondern vorzüglich durch Erweckung des in der Brust jedes braven Kriegers oft blos schlummernden Ehrgefühls zu vervollständigen suchte. Von dem Grundsatze ausgehend, daß Grundeigenthum oder wenigstens ein gewisser Besitzstand stets auch die natürliche Rohheit der Sitten etwas abschleife, und dem allen noch ziemlich barbarischen Völkern eigenen Hang zum Raub und Diebstahl weniger Raum gebe, machte Cnut edle Geburt und ein nicht ganz unbedeutendes Vermögen zu den ersten Bedingungen der Aufnahme in seine Leibwache, daher auch jeder, der sich in dieselbe einreihen lassen wollte, vermögend genug seyn mußte, um auf seine Kosten einen vergoldeten Helm und eine mit demselben Metall überzogene Hellebarde nebst einem durchaus goldenen Degengefäß sich anschaffen zu können.

8. Um dieser ausgesuchten Schaar, die nach und nach endlich bis auf sechs tausend Mann anwuchs, einen ihr ganz eigenen esprit de corps*) zu geben, und diesen immer noch mehr und mehr zu beleben, setzte der König sich zu derselben blos in das Verhältniß eines Obersten zu der ihm untergeordneten Truppe Soldaten, wodurch, vermöge des das ganze Corps umfassenden Allgemeinbegriffs, jeder einzele Gardist gewissermaßen in dem König seines Gleichen erblickte, der eben so sehr gegen ihn,

*) Esprit de corps: ein in der Militärsprache aller europäischen Völker aufgenommener, und daher eben so allgemein als richtig verstandener Ausdruck, der aber, ohne den dadurch scharf bezeichneten Begriff zu schwächen oder gar zu entstellen, nicht wohl anders gegeben oder übersetzt werden kann.

wie er gegen denselben gewisse streng vorgeschriebene Pflichten zu beobachten hätte. Wie sehr Cnut dieser, im ganzen genommen blos militairischen Fiktion, eine Art von Realität zu geben suchte, davon gab er eines Tages einen ganz ungemein auffallenden Beweis. In dem Militaircodex der Haustruppen war unter anderm auch verordnet, daß alle in dem Corps vorfallenden Streitigkeiten stets gesetzlich untersucht und geschlichtet werden sollten. Selbsthülfe, das heißt, sich selbst Recht verschaffen zu wollen, war auf das strengste verboten, und auf die Ermordung eines Huuskarle's durch dessen Kameraden die Strafe ewiger Verbannung, und nach Lage der Umstände selbst die Todesstrafe gesetzt. Nun aber geschah es, daß Cnut bald darauf, in einem Augenblick furchtbarer Aufwallung, Einen von seiner Leibwache mit eigener Hand erschlug. Aber diesmal war der Zorn des Königes von kurzer Dauer. Er erschrack vor dem, was er gethan, und nun wohl einsehend, wie sehr er durch diese blutige Verletzung eines von ihm selbst gegebenen Gesetzes die Kraft und das Ansehen seiner ganzen Gesetzgebung schwäche, eilte er, den gefährlichen Eindruck, den seine in der Hitze begangene, so sehr gesetzwidrige Handlung auf das ganze Corps machen müßte, so schnell wie möglich wieder zu tilgen. Unverzüglich berief also jetzt Cnut die Aeltesten von der Leibwache, Officiere wie Gemeine, zu einer allgemeinen, diesmal ganz besonders zahlreichen Versammlung. Er selbst begab sich hierauf in den Kreis der versammelten Krieger, warf sich vor denselben auf die Erde, bekannte öffentlich seine Schuld und foderte die Versammlung auf, jetzt sogleich über die dem Verbrecher aufzuerlegende Strafe zu entscheiden. — Alle schwiegen, mehrere im Gegentheil eilten herbei und suchten unter Ausdrücken der tief-

Digitized by Google

sten Ehrfurcht den König wieder von der Erde aufzurichten. — Da Niemand, nahm nun Cnut das Wort, mir das Urtheil sprechen will, so muß ich jetzt mein eigener Richter seyn; und nun legte er sich eine Geldbuße auf, unverhältnißmäßig*) größer, als die, welche auf den Todschlag einer Person vom höchsten Range durch die Gesetze bestimmt war. — Auf die Gemüther noch ziemlich roher, aber doch schon an Zucht und strenge Subordination gewöhnter Krieger konnte diese, obwohl an sich blos wahrhaft stolze Demüthigung ihres Königes und obersten Feldherrn ihre Wirkung nicht verfehlen**).

9. Eine völlig unpartheiische, weder durch die Trägheit noch den Eigennutz der Richter verzögerte Justizpflege, machte Cnut zu einem vorzüglichen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Von mehrern einsichtsvollen Rechtsgelehrten begleitet, durchreißte er beinahe jedes Jahr das ganze Reich, forschte nach dem Betragen jener, deren Händen er die Verwaltung der Gerechtigkeit anvertraut hatte, gab Jedermann Gehör, entschied oft selbst, mit Hülfe der ihn begleitenden Räthe, auch die verwickeltesten vor ihn gebrachten Streitsachen, und wachte beson-

*) Er verurtheilte sich nämlich zur Zahlung der ungeheuern Summe von drei hundert Talenten Goldes, zu denen er einige Tage nachher aus besondern Gründen noch zehn Talente hinzufügte.

**) Die Aufnahme in die Thigmana, so hieß man dieses auserlesene Truppencorps in England, brachte ungemein große Ehre. Angelsachsen aus den edelsten und ältesten Geschlechtern nahmen in demselben Dienste; selbst sogar Prinzen kleinerer nordischen Völkerschaften, wie z. B. Gottschalk, ein nordischer Fürst, der lange unter der Leibwache gedient hatte, und dem Cnut, zum Lohne seiner treuen Dienste, eine seiner Töchter erster Ehe zur Gemahlin gab.

ders mit vieler Strenge darüber, daß den Dänen auch nicht die mindeste gesetzliche Begünstigung vor den Eingebornen zu Theil würde. — Ueberhaupt schien Cnut jetzt oft mit Reue, und nicht ohne vor sich selbst zu erröthen, auf das grenzenlose Elend zurückzublicken, welches früher seine und seines Vaters Raub- und Eroberungssucht über die ganze angelsächsische Nation herbeigeführt hatte. Sehr schmerzlich muß er dieß in gewissen Augenblicken, besonders gegen das Ende seiner Regierung empfunden haben, daher er auch diese Gefühle in mehrern seiner Urkunden, besonders in einem aus Rom an die Wittans erlassenen Schreiben, ganz offen, und man möchte beinahe sagen, mit sichtbarer Reue auszusprechen nicht den mindesten Anstand nahm *).

10. Aber Cnuts größtes und glänzendstes Verdienst, was ihn auch wegen Alles, was früher von ihm geschehen, mit der Kirche, der englischen Nation, der Menschheit überhaupt, und wie wir hoffen wollen, auch mit Gott wieder aussöhnte, war unstreitig sein warmer rastloser Eifer, mit welchem er das Christenthum in allen seinen Staaten nicht zu verbreiten, sondern auch überall vollkommen zu befestigen bemühet war. Bewundern wir wieder anbetend die unerforschlichen Rathschlüsse unendlicher Weisheit! Die Schmach der Angelsachsen, ihre namenlosen Leiden und endliche völlige Unterjochung mußten den heidnischen Barbaren zu einem überschwänglichen Segen werden; denn jetzt bediente sich Cnut ausschließlich der angelsächsischen Geistlichkeit, um in Dänemark und Norwegen, und nachher, als er den größten

*) Auf dieses höchst merkwürdige, in rührender Einfalt entworfene Schreiben, welches tiefe Blicke in das Herz dieses Monarchen thun läßt, werden wir in kurzem wieder zurückkommen.

Theil von Schweden erobert hatte, auch in diesem Lande alles Götzenthum mit der Wurzel auszurotten, und dem frommen Wunsche des Königs entsprechend, die Dänen zu wahren, bleibenden, keinem abgöttischen Wahn je mehr sich hingebenden Christen zu machen. Selbst die dänischen Bisthümer ertheilte er blos an würdige, durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit ausgezeichnete englische Geistlichen. Aber des canonischen Rechts unkundig — was ihm freilich sehr zu verzeihen seyn mag — wollte er diese für seine nordischen Kirchen bestimmten Bischöfe von dem Erzbischof von Canterbury ordiniren lassen. Nun aber hatten längst schon mehrere Päbste alle nordischen Kirchen dem erzbischöflichen Stuhle von Hamburg untergeordnet, und der damalige Erzbischof Unwan, ein durch Geburt, Weisheit, Frömmigkeit, und die hohe Achtung in der er bei dem Pabste und dem kaiserlichen Hofe stand, ausgezeichneter Oberhirt, war durchaus der Mann nicht, der aus Feigheit oder andern weltlichen Rücksichten, eine Schmälerung der Rechte seiner Kirche hätte dulden mögen. Er ließ demnach den von dem König auf den Stuhl von Roskyld erhobenen, und von dem Erzbischofe von Canterbury ordinirten Bischof Gerbrand auf seiner Rückkehr nach England verhaften, und setzte ihn nicht eher in Freiheit, als bis er dem erzbischöflichen Stuhle von Hamburg den schuldigen Gehorsam erwiesen hatte. Gerbrand, weit entfernt, in die Rechte irgend einer andern Kirche eingreifen zu wollen, ging vollkommen in die Ansichten des Erzbischofes ein, nahm daher keinen Anstand, das Supremat der Metropolitankirche von Hamburg über die nordischen Kirchen anzuerkennen, und gewann so sehr das Vertrauen und Wohlwollen Unwans, daß dieser ihn mit Geschenken und einem Brief an den König nach England zurücksandte. In seinem Schreiben an Cnut machte Unwan demselben wegen seines

gethanen Mißgriffes zwar einige Vorwürfe, ertheilte aber auch dessen Bemühungen wegen Erweiterung des Reiches Gottes auf Erden das gebührende Lob. — Unwans Brief ward von dem staatsklugen König durch ein für den Erstern sehr ehrenvolles Gegenschreiben erwiedert. Zwischen Beiden entspannen sich von jetzt an ungemein freundliche Verhältnisse, welche auf der einen Seite die Ausführung der fernern, auf den Norden sich beziehenden frommen Entwürfe des Erzbischofes sehr beförderten, aber auch Cnut selbst nicht wenig bedeutende Vortheile brachten. Durch den Erzbischof nämlich kam zwischen dem Kaiser Conrad II. und dem dänischen König eine Annäherung zu Stande, und endlich ein förmlicher, die Ruhe des nördlichen Deutschlands auf lange Zeit sichernder Friedensschluß, dem zu Folge jedoch der Kaiser dem Dänen die Stadt und Markgrafschaft Schleswig abtrat, und den Eiderfluß wie ehemals wieder zur Grenzscheide zwischen Deutschland und Dänemark machte *).

11. Aber in England selbst, besonders in dessen nördlichem Theile, erblickte man noch an vielen Orten Spuren des alten Götzenthums. Durch die vielen nach und nach angesiedelten Dänen, wovon die mehrsten, besonders in frühern Zeiten, gewöhnlich Götzen-

*) Bei dem Abschlusse dieses Friedens- und Freundschaftstraktats ward auch Gunhilde, Cnuts jüngste mit Emma gezeugte Tochter, mit dem Sohne Conrads, dem nachherigen so mächtigen deutschen Kaiser Heinrich III. verlobt. Die Prinzessin war jedoch noch in sehr zartem Alter, und die Vermählung ward erst ein paar Jahre nach Cnuts Tod vollzogen. Ein Beweis, daß jener Vertrag erst gegen das Ende der Regierung Cnuts geschlossen ward, wahrscheinlich während seines Aufenthaltes in Rom, wo er und Kaiser Conrad sich persönlich kennen lernten.

diener waren, war heidnischer Wahn auf das neue wieder nach England verpflanzt worden. Hie und da wurden noch der Mond und andere Gestirne, ja sogar Bänme und Steine angebetet, in Hainen den Göttern Opfer gebracht und dabei noch alle losen Künste der Zauberei, Wahrsagerei und andern heidnischen Aberglaubens getrieben. Gegen solche Gottlosigkeiten erließ zwar Cnut sehr strenge scharfe Strafen und drohende Verordnungen, aber er sandte auch in jene Gegenden eine hinreichende Anzahl frommer Missionaire, welche das gemeine Volk gründlich belehrten, und durch ihre Predigten und das Beispiel eigenen frommen Wandels sowohl die getauften wie ungetauften Heiden bekehrten, so daß nun bald in allen Zungen, in den dänischen wie in den brittischen und angelsächsischen, der Gekreuzigte in ganz England angebetet ward. — Cnut war zwar schon in seiner Kindheit, oder wenigstens in sehr frühen Jahren, getauft worden, jedoch seiner Handlungsweise nach noch immer ein Heide geblieben, und hatte erst, als er seinen Thron hinreichend befestiget sah, christliche Gesinnung und Gesittung angenommen. Ob er also jetzt aus wirklicher wahrer Frömmigkeit, oder blos aus Rücksichten der Staatsklugheit sich so viele Verdienste um die Kirche von England zu machen suchte, dieß müssen wir dahin gestellt seyn lassen. Wir wollen das Erstere hoffen, obgleich, wie wir sehen werden, seine ehemalige Tigernatur doch noch bisweilen wieder zum Vorschein kam. — Cnuts Freigebigkeit gegen Klöster und Kirchen, und seine ehrenvolle Behandlung der Geistlichkeit, verdienen unstreitig das größte Lob. Alle, in den frühern wie spätern dänischen Kriegen, unter ihm oder seinem Vater zerstörten Klöster oder Kirchen, ließ er auf seine Kosten, und zwar noch ungleich prächtiger wieder aufbauen. Das Kloster zu St. Eadmund, dessen

Ruinen ein bleibendes Denkmal seines Vaters und seiner eigenen Zerstörungswuth waren, ließ er nicht nur wieder herstellen, sondern machte es auch durch seine Schenkungen auf Jahrhunderte hin zu einer der schönsten und reichsten Abteien des ganzen Königreiches. Zum Andenken seines bei Asbdown über König Eadmund (durch Eadrics Verrätherei) erfochtenen Sieges, gründete er dort ein Benediktinerkloster, dessen Mönche für die in jener mörderischen Schlacht gebliebenen Dänen und Engländer jährlich eine gewisse Anzahl Seelenmessen zu lesen verbunden waren. Mit Zuziehung seiner Geistlichkeit machte Cnut auch verschiedene sehr heilsame Kirchengesetze, ward der Wiederhersteller des seit geraumer Zeit ganz in Vergessenheit gekommenen Peterspfennigs, und hielt überhaupt mit vieler Strenge darauf, daß der Zehnte, wie alle übrigen den Kirchen gebührenden Gefälle, stets richtig und zu gehöriger Zeit abgetragen wurden*). Auf seine Veranlassung geschah es auch,

*) Auch dem abwesenden Cnut lag stets die richtige Abtragung dieser Gebühren ganz ungemein am Herzen. Selbst in Rom, wo doch so zahllose Gegenstände seine Aufmerksamkeit wie seine Bewunderung in Anspruch nahmen, auch die wichtigsten diplomatischen Verhandlungen ihn beschäftigten, erinnerte er sich doch genau der jetzt sich nähernden, zu Entrichtung jener Gefälle bestimmten Zeit. In seinem, aus der Stadt des heiligen Petrus, an die geistlichen und weltlichen Stände Englands erlassenen Schreiben sagt Cnut am Ende desselben: „Nunc igitur *obtestor* „omnes episcopos meos, et regni praepositos „per fidem, quam mihi debetis et Deo, quatenus faciatis, ut, antequam Angliam veniam, „omnia debita, quae secundum legem antiquam „debemus, sint persoluta, sc. eleemosyna pro „aratris, et decimae animalium ipso anno procreatorum, et denarii, quos Romam ad sanctum Petrum debetis sive ex urbibus sive ex

daß die Bischöfe Englands zur Feier des Andenkens mehrerer Heiligen, wie z. B. des heiligen Dunstan, des königlichen jungen Märtyrers Eduard, wie auch des von den Dänen martyrisirten heiligen Erzbischofes Elpheg, bestimmte jährliche Feste ordneten. Die Gebeine des Letztern, dessen Leiche, wie wir schon berichtet, die Bürger von London gekauft hatten, erhob jetzt Cnut selbst aus dem bisherigen Ort ihrer Ruhe, ließ sie nach Canterbury bringen, dort feierlich beisetzen und über dem Grabe ein des großen und wahrhaft heiligen Erzbischofes würdiges Monument errichten. — Aber nicht blos auf die Kirchen Englands, auch auf berühmte Kirchen in fremden Ländern erstreckte sich die Freigebigkeit des Königes. An die Cathedralen von St. Omer und Chartres z. B. schickte er ungemein reiche Geschenke, eben so auch an das Hochstift Bremen, und sogar die erzbischöfliche Kirche von Cöln erhielt von ihm, unter mancherlei andern reichen Gaben, ungemein prachtvolle Psalter und Chorbücher zum Geschenke. In Bremen machte Cnut eine Stiftung auf den Grund, daß täglich für ihn, und zwar unter dem Namen Lambert, und dann auch für seine Gemahlin Emma und seinen Sohn Hartecnut gewisse Gebete zu gewissen geordneten Stunden sollten verrichtet werden*).

„villis, et mediante Augusto decimae frugum, „et in festivitate Sancti Martini primitiae seminum ad ecclesiam, sub cujus parochia quisque degit. Haec si, quum venero, non erunt „persoluta, regia vis secundum leges, in quam „culpa cadit, districte absque venia vindicabit" — (Ingulph. p. 894. edit. Savile 1601.)

*) Bei Cnuts vielen äußern Werken der Frömmigkeit ist der Einfluß seiner Gemahlin Emma unverkennbar. Diese Fürstin war immer eine treue und fromme Tochter der Kirche, deren Diener sie geziemend ehrte, und in vorkommenden Fällen auch kräftig zu schützen

wußte. Aber Cnuts Hauptmotiv bei den Schenkungen, die er den Kirchen machte, so wie bei allem, was er zur Beförderung des Christenthums und zur Erweckung wahrer Andacht unter seinen Unterthanen that, war offenbar blos um sein Gewissen zu beschwichtigen und dessen immer lauter werdenden Vorwürfen sich zu entziehen. In allen den Kirchen ertheilten Urkunden spricht er selbst dieß ganz deutlich und unumwunden aus. In Einer derselben, worin er die Abtei Croyland in dem Besitz ihrer Güter und Gerechtsame bestätiget, legt er dießfalls ein ganz auffallend offenes Bekenntniß ab. „Cum terram Angliae" sagt Cnut in dieser Urkunde, „progenitores et parentes mei duris extortionibus et diris depraedationibus saepius oppresserunt, et fateor, innocentem sanguinem frequenter in ea effuserunt; studium meum a principio mei regni fuit, et semper erit in futurum, tam penes coelum quam penes saeculum, propter haec mea peccata et parentum meorum satisfacere, et statum totius sanctae matris Ecclesiae et uniuscujusque monasterii sub imperio meo constituti, cum in aliquo meo patrocinio indiguerint, devotione debita emendare, omnesque sanctos Dei per haec et alia bona opera mihi in necessitatibus meis benignos efficere, ac deprecationibus meis favorabiles et placatos." Unstreitig gibt der Sieg dem Sieger gewisse, oft sehr große und ausgedehnte Rechte, die er dem Besiegten entzieht und auf welche dieser Verzicht leisten muß. Wäre also Cnut durchaus Eroberer gewesen, hätte blos das Glück seiner Waffen ihn in den Besitz von ganz England gesetzt, so wäre dieser sein Besitzstand doch wenigstens auf dem Rechte des Schwertes und des Sieges gegründet gewesen. Viele andere, selbst große Reiche sind auf diese Weise entstanden, und gegen Cnuts durch Waffengewalt errungene Herrschaft über die angelsächsische Nation wäre vielleicht um so weniger viel einzuwenden gewesen, da wirklich unter seinem Scepter England, nach so vielen Jahren namenlosen Elendes und grenzenloser Verwüstung sich so schnell wieder erholte, ein blühendes Reich ward

und einer Ruhe und eines Glückes genoß, dessen es sich schon seit mehrern Generationen nicht mehr zu erfreuen gehabt hatte. Aber nun erhebt die Geschichte gegen König Cnut die schreckliche Anklage, an der Ermordung des edeln jungen Königs Eadmund unmittelbaren Antheil gehabt zu haben, und sollte diese Beschuldigung auch nicht vollkommen juridisch erwiesen seyn — welches freilich damals unmöglich war, und jetzt um so weniger möglich ist — so bleibt es doch eine bekannte nicht zu leugnende Thatsache, daß Cnut blos durch ein lügenhaftes, dabei noch mit einer Menge falscher Eidschwüre verbundenes Vorgeben einer mit dem lebenden Eadmund getroffenen mündlichen Verabredung sich in den Besitz des südlichen Englands setzte, mithin von diesem Ländertheile als ein wahrer, höchst ungerechter Usurpator zu betrachten ist; und hätte er nun auch an allen Straßenecken Londons Kirchen und Kapellen erbaut und in allen Dörfern und Flecken Klöster gestiftet, so konnte er doch offenbar dadurch nicht seine, im Buche des Richters aufgezeichnete schwere Schuld tilgen, und nur Zurückgabe des durch Mord, Lug und zwanzigfachen Meineid, im Gefolge einer Menge anderer Ungerechtigkeiten, an sich gebrachten Reichsantheils an den rechtmäßigen Erben, ihn mit Gott, mit sich selbst, mit der Kirche und der gerechten Nachwelt wieder vollkommen aussöhnen.

12. So vorzüglich gerne Cnut in England weilte und sich an den immer schöner heranreifenden Früchten seiner klugen und gerechten Verwaltung erfreute, vergaß er doch darüber nicht seine nordischen Staaten, und noch viel weniger seine, von unersättlichem Ehrgeiz längst schon gegen die übrigen scandinavischen Reiche entworfenen Eroberungsplane. Im Jahre ein tausend vier und zwanzig ging er mit einer Flotte von neunzig Segeln, welche sechs tausend Mann angelsächsischer Truppen an Bord hatte, nach Dänemark zurück, vermehrte dort seine Flotte bis auf einige hundert Schiffe, segelte dann

nach der Ostsee und fiel in Schweden ein. Aber gegen den mächtigen und gefährlichen Nachbar hatten die Könige von Schweden und Norwegen, Anund Jacob und Olav, schon früher ein Bündniß geschlossen, und jetzt, sobald sie von Cnuts Rüstungen Kunde erhalten, ihre beiden Heere vereint. In Schonen an den Ufern des Helgaflusses kam es zu einem blutigen Treffen, in welchem Cnut völlig geschlagen ward. Er selbst würde in dieser mörderischen Schlacht den Tod gefunden haben, hätte nicht sein tapferer Schwager, der Jarl Ulf, ihm das Leben gerettet. Cnut mußte nach Seeland zurückkehren*). — Wo das Glück der Waffen sich ihm nicht günstig

*) Cnut hatte unter seiner ganzen Umgebung den Jarl Ulf stets ganz besonders ausgezeichnet, daher ihm auch seine Schwester Aestrith zur Gemahlin gegeben. — Dänische Geschichtschreiber erzählen, Cnut sey nach jener verlornen Schlacht ganz in Gram und Schwermuth versunken nach Seeland zurückgekehrt. Um die auf Cnuts Stirne liegenden düstern Wolken zu zerstreuen, habe Ulf seinem königlichen Schwager ein herrliches Fest zu Roeskild gegeben. Aber auch an der Tafel, und als der Becher in der zahlreichen Gesellschaft kreißte, sey die Stirne des Königs umwölkt geblieben. Um wenigstens tödtende Langeweile zu verscheuchen, habe endlich Ulf mit dem Könige eine Parthie Schach gespielt, aber nur zu bald unter den beiden Spielenden, wie es bei dem Schachspiel nur gar zu leicht zu geschehen pflegt, ein kleiner Streit sich erhoben. In der Hitze seyen dem Ulf einige, auf die verlorne Schlacht sich beziehende etwas beißende Worte entfahren, worauf Cnut, der nun seinen bisherigen kriegerischen Ruhm völlig verdunkelt glaubte, in dem Uebermaße seines Zorns und seines Grams, seinen Schwager noch an demselben Abend durch einen ihm nachgesandten Kämmerling in der St. Lucienskirche habe ermorden lassen. — Ulfs in seiner Ehe mit Aestrith gezeugter Sohn Sueno ward nachher Stammvater einer neuen Herrscherfamilie in Schweden.

zeigte, nahm Cnut gewöhnlich zu List und Schlauheit seine Zuflucht, das heißt, er suchte, wie er schon in dem englischen Kriege gethan, seinen Gegner, durch Besiegung der Treue und Moralität der Diener desselben, am Ende doch zu besiegen. Dieses Kunststück gelang ihm auch jetzt. Durch Bestechung der schwedischen und norwegischen Großen trennte er deren beiden Könige von einander und fiel dann im folgenden Jahre abermals in Schweden ein. Die erste Schlacht war unentschieden. Keines der beiden Heere behauptete das Schlachtfeld. In ziemlicher Entfernung schlugen Schweden und Dänen ihr Lager auf, um am folgenden Tage das Treffen zu erneuern. Aber der Engländer Godwin, Anführer der aus zehen tausend Mann bestehenden angelsächsischen Schaar, brach während der Nacht in der größten Stille mit seiner Division auf, überfiel die gar keinen Angriff erwartenden Schweden, schlug sie in die Flucht, eroberte deren Lager und richtete überhaupt eine schreckliche Niederlage unter dem feindlichen Heere an. Als frühe am Morgen des folgenden Tages Cnut sein Lager visitirte und das englische Corps nicht auf seinem Posten fand, glaubte er, es sey zu dem Feinde übergegangen. Im höchsten Grade darüber bestürzt, stand er schon im Begriffe mit seinem, durch diesen vermeintlichen Abfall nicht wenig geschwächten Heere den Rückzug anzutreten, als er ganz unvermuthet durch die Nachricht von dem über die Feinde erfochtenen Sieg seiner Angelsachsen auf das freudigste überrascht ward. Durch diese glänzende Waffenthat legte Godwin den Grund zu dem Glücke und der künftigen Größe seines Hauses. Cnut erhob ihn auf der Stelle zur Würde eines Earls, gab ihm bald darauf eine Anverwandte des königlichen Hauses zur Gemahlin, und eine aus dieser Ehe entsprossene Tochter werden wir zu seiner

Zeit als Königin auf dem Throne von England erblicken. — Die Eroberung eines großen Theils von Schweden war die Frucht des von Godwin errungenen Sieges.

13. Weniger Mühe und noch weit weniger Blut, aber desto mehr Gold und Silber kostete Cnut die Eroberung Norwegens. Sein Vater Sueno hatte, wie wir schon wissen, Norwegen erobert, aber die Verfügung getroffen, daß nach seinem Tode dieses Reich unter die beiden Brüder Erich und Haco getheilt werden sollte. Als Cnut nachher dem Erich die Statthalterschaft von Northumberland übertrug, erhielt Haco in Norwegen auch den bisherigen Reichsantheil seines Bruders. Aber Olav, Sohn des von Sueno bei Rügen überwundenen Anlavs oder Olavs, fand einen zahlreichen Anhang unter den Norwegern, hatte das Glück, den Haco zu vertreiben und sich des Reiches seines Vaters wieder zu bemächtigen. Olav war ein Christ und ein wahrhaft christlicher Regent. Alle seine Unterthanen wünschte er auf den Weg des Heils zu führen, berief daher auch mehrere eifrige Missionaire aus England nach Norwegen. Wie es scheint, machte dort das Christenthum keine sehr schnellen Fortschritte, und durch seine anhaltenden Bemühungen, dasselbe im ganzen Lande zu verbreiten, zog Olav sich immer mehr den Haß der noch in sehr großer Menge in Norwegen lebenden Heiden zu. Aber nun wollte Olav überdieß noch, daß seine christlichen Unterthanen auch christliche Gesinnung und Gesittung annehmen sollten. Gegen Diebstahl, Raub, Mord, Ehebruch und andere heidnische Laster machte er daher sehr scharfe Verordnungen, ließ es sich auch ganz besonders angelegen seyn, der überhandnehmenden Zügellosigkeit der norwegischen Frauen Einhalt zu thun. Aber eben dadurch ward

die unter einem Theil der Nation schon herrschende Unzufriedenheit immer noch größer, verbreitete sich endlich über alle Stände und Volksklassen, und als jetzt Cnut mit einer zahlreichen Flotte an den norwegischen Küsten erschien, brach eine förmliche Empörung aus. Der Dänenkönig ward überall als der Befreier Norwegens von der Nation mit Jubel empfangen. Olav mußte aus seinem Reiche entweichen, und Cnut ward von den, durch dänisches und englisches Geld schon gewonnenen norwegischen Häuptlingen, zu Ridäros zum Oberkönig gewählt. Einem Sohne Erichs, der ebenfalls Haco hieß, für welchen, als den rechtmäßigen Erben, Cnut auch Norwegen von Olav zurückgefodert hatte, ernannte er zum Unterkönig, übertrug ihm die Verwaltung des Landes und kehrte dann mit den von den Norwegern gestellten Geiseln nach England zurück. Cnut hatte dem Haco die Hand der Gunhilde, einer Tochter seiner mit einem wendischen Fürsten verheiratheten Schwester, verheissen. Als Haco die Ruhe in Norwegen wieder hergestellt zu haben glaubte, wollte er nach England gehen, um dort die nöthigen Vorkehrungen zu seiner bevorstehenden Vermählung zu treffen, litt aber unterwegs Schiffbruch und ertrank in dem Meere. Cnuts Abwesenheit und Haco's unvermutheter Tod veranlaßten einige Unruhen in Norwegen. Die dadurch entstandene Verwirrung wollte Olav benutzen, kam daher wieder in das Land zurück, ward aber, bevor noch seine Freunde und Anhänger sich um ihn sammeln konnten, von einigen heidnischen Küstenbewohnern ermordet, worauf Cnut seinen natürlichen oder untergeschobenen Sohn Sueno zum Unterkönig in Norwegen ernannte *).

*) Einer Sage zu Folge sollen Sueno und auch dessen

14. Cnuts letzte kriegerische Unternehmung war die Bezwingung Schottlands und des kleinen Königreiches Cumberland. Längst schon hatten beide Könige sich geweigert, das Dänengeld zu bezahlen, und einst dem Könige Ethelred sagen lassen, daß sie mächtig genug wären, ihr Land zu vertheidigen, und nicht nöthig hätten, den Frieden von irgend einem Feinde mit Geld zu erkaufen. Cnut, bisher theils in dem Innern Englands, theils auch mit den Angelegenheiten seiner nordischen Staaten beschäftiget, hatte sehr weislich die Lösung der schottischen Frage einstweilen auf sich beruhen lassen. Aber jetzt, ungefähr in dem Jahre ein tausend und dreißig, foderte er von beiden Königen die Huldigung, fest entschlossen, Schottlands Abhängigkeitsverhältnisse zu der Krone von England wieder herzustellen. Aber Cnuts Foderung weigerte sich nicht nur der schottische König Malcolm, sondern auch der ungleich weniger mächtige König Duncan von Cumberland. Beide ließen dem Cnut sagen, daß sie nur einem rechtmäßigen Erben des englischen Thrones zu huldigen schuldig seyen. Eine solche übermüthige, ihn selbst persönlich beleidigende Antwort konnte der Beherrscher von vier Königreichen nicht ungestraft lassen. Mit einem zahlreichen Heer zog daher Cnut gegen Schottland. Duncan und Malcolm hatten ihre Streitkräfte vereint. Aber Cnut schlug das vereinte Heer in einer entscheidenden Schlacht auf das Haupt, und bald fühlten nun beide Könige ihr Unvermögen, der englischen Uebermacht

---

Bruder Harald von ihrer unfruchtbaren Mutter Aelswitha dem König als dessen Kinder unterschoben worden, und der Eine der Sohn eines ausgelassenen Geistlichen, der Andere eines Schuhflickers gewesen seyn. — Suscitans a terra inopem et de stercore erigens pauperem, ut collocet eum cum principibus, cum principibus populi sui (Ps. CXII.).

noch länger zu widerstehen. Als Vasallen der Krone von England huldigten Duncan und Malcolm dem Cnut als ihrem Oberherrn, und verpflichteten sich auf das neue, nicht nur den schon in frühern Zeiten zu entrichtenden Tribut, sondern auch das unter Ethelred aufgekommene Dänengeld jährlich pünktlich zu bezahlen. Zwei kleine schottische Fürsten, Melbeth und Jermac, mußten sich ebenfalls unterwerfen und den gewöhnlichen Vasalleneid schwören. Sechs Königskronen vereinte nun Cnut auf seinem Haupte.

15. Von seinen angelsächsischen Unterthanen hatte Cnut schon am Ende der ersten Hälfte seiner Regierung nicht das mindeste mehr zu besorgen. Durch seine Vorliebe für England, wo er so gerne und mit so sichtbarem Vergnügen sich aufhielt, wie auch durch die Einführung englischer Sitte an seinem Hofe, und besonders durch die Leichtigkeit, mit der er in der angelsächsischen Sprache, die er vorzugsweise gerne redete, sich ausdrückte, ja sogar, wie erzählt wird, kleine Gedichte darin verfertigte, hatte er die Liebe und das Zutrauen der Engländer so sehr gewonnen, daß sie ihn nicht mehr als einen fremden ihnen aufgedrungenen Beherrscher, sondern als einen eigenen, der angelsächsischen Nation angehörigen Monarchen betrachteten. Aber desto größere Ursache zur Unzufriedenheit hatte Cnut mit seinen eigenen Landsleuten, nämlich mit den in England angesiedelten Dänen, und zwar mit den Großen und Vornehmen wie mit der niedern im Lande wohnenden dänischen Volksmasse. Wirklich zeigten sich auch unter denselben überall sehr merkbare Spuren des Mißvergnügens. Schon dadurch glaubten sie sich in ihren Ansprüchen gekränkt, daß Cnut ihnen die Eingebornen des Landes völlig gleich stellte, von keinem Unterschiede zwischen Siegern und Besiegten etwas wissen wollte, die Einen

wie die Andern zu Aemtern und Ehrenstellen beförderte, ja die Letztern nicht selten den Erstern noch vorzog. Endlich wollte es ihnen auch gar nicht gefallen, daß sie, gleich den Eingebornen, den Gesetzen und königlichen Verordnungen pünktlich gehorchen, und bei der mindesten Verletzung derselben die darauf gesetzte Strafe erdulden sollten*). Nach ihrem Vaterlande, wo sie weit weniger gesetzlichen Beschränkungen unterworfen wären, sehnten sich also sehr viele zurück, und baten den König um die Erlaubniß, ihre Ländereien in England verkaufen und mit dem Gelde nach Dänemark zurückkehren zu dürfen. Cnut bewilligte ihnen nicht nur ihre Bitte, sondern beförderte sogar solche Auswanderungen, und schaffte sich auf diese Weise eine Menge seiner rohen noch wenig folgsamen Landsleute von dem Hals. Was die vornehmern Dänen betraf, denen er Grafschaften, Lehen oder andere bedeutende Aemter ertheilt hatte, so suchte und fand Cnut bald Mittel, sich ihrer ebenfalls zu entledigen**). Verschiedene derselben wurden

*) Für die Sicherheit der Dänen in England war jedoch vollkommen hinreichend gesorgt. Da Cnut wohl wußte, daß der Haß der Angelsachsen gegen seine Landsleute noch lange nicht völlig erloschen seyn konnte, so stellte er alle in England lebende Dänen unter den Königsfrieden, so daß für die Ermordung eines Dänen auch eine weit höhere Geldbuße mußte entrichtet werden. Zudem legte er den Einwohnern eines Bezirkes, in welchem ein Däne war erschlagen worden, die Verbindlichkeit auf, den Mörder aufzusuchen und den Gerichten zu überliefern; vermochten sie dieses nicht, so mußten sie selbst die auf einen solchen Todschlag gesetzte Geldstrafe bezahlen.

**) Nicht blos den Dänen, auch den Norwegern, unter denen besonders Erlings Söhne Oslag und Skialg genannt werden, hatte Cnut ansehnliche Lehen in England ertheilt. Diese suchte er jetzt ebenfalls nach und nach aus England zu entfernen.

unter mancherlei uns unbekannten Vorwänden aus dem Reiche verbannt. Selbst den tapfern Turchill, dessen Schwert vielleicht eben so sehr wie Eadrics Verrätherei, dem Cnut den Weg zum Throne Englands geöffnet hatte, traf dasselbe Schicksal. Er ward sammt seiner Gemahlin, obgleich diese eine Eingeborne war, aus England verbannt, kam aber nach Jahresfrist wieder in die Gnade des Königes, der ihm zwar seine Lehen in England nicht wieder zurückgab, jedoch, um ihn für seinen Verlust zu entschädigen, eine sehr ansehnliche Grafschaft in Dänemark ertheilte *).

16. Cnut stand jetzt auf dem Gipfel seiner Herrlichkeit und Herrschergröße, als ihm auf einmal, abermals von der Normandie herüber, ein furchtbarer Sturm zu drohen schien. Nach dreißigjähriger ruhmvoller Regierung war Herzog Richard II. gestorben, und ihm sein ältester Sohn, Richard III., auf dem Throne, aber auch bald darauf in das Grab gefolgt. Herr der Normandie ward nun des Verstorbenen jüngerer Bruder Robert, den seine Zeitgenossen bald

*) Wilhelm von Malmesbury berichtet, Turchill sey bei seiner Landung in Dänemark von einigen auf der dortigen Küste wohnenden dänischen Jarls ermordet worden. Ist dieser Bericht gegründet, und beruht er nicht auf einer blosen unverbürgten Sage, so möchte man beinahe vermuthen, daß möglicher Weise gar ein geheimer Wink von Cnut sie zu diesem Mord könnte bewogen haben. Indessen ist es jedoch wohl auch nicht unmöglich, daß diese Dänen, um sich an Turchill wegen einer ihnen vom ihm vielleicht schon vor vielen Jahren zugefügten Beleidigung zu rächen, die blutige That vollbracht haben könnten. Bei den ohnehin zum Zorne und zur Rache geneigten nordischen Völkern war es eine Art von Ehrenpunkt, keine je erduldete Beleidigung, wie viele Jahre auch schon verflossen seyn mochten, ungeahndet zu lassen.

Robert den Prächtigen, bald auch wieder Robert den Teufel nannten*). Da König Ethelreds und

---

*) Größere Celebrität als durch diesen Beinamen, erhielt Robert dadurch in der Geschichte, daß er der Vater Wilhelms des Eroberers war. Diesen hatte jedoch Robert nicht in gesetzlicher Ehe gezeugt, auch war die Mutter desselben aus einer der niedrigsten Volksklassen. Als nämlich Robert bald nach seiner Trennung von seiner Gemahlin Aestrith seine Staaten bereißte, kam er auch nach Falaise. Hier hatte er einen seiner Untervasallen zum Burgvogt und Befehlshaber in der Stadt gesetzt. Dieser suchte seinen hohen Gast auf das prächtigste zu bewirthen. Unter anderm gab er ihm auch ein Fest, das mit Tanz und Musik sich endigte. Der Herzog hatte auf dem Ball mit der schönen Tochter des Burgvogts viel getanzt, auch oft sich sehr lange mit ihr unterhalten. Die Schönheit und Liebenswürdigkeit des Mädchens machte, wohl nicht auf Roberts Herz, doch auf dessen Sinnlichkeit großen Eindruck, und als er den Tanzsaal verließ, äußerte er gegen den Vater, und zwar nach seiner Weise in sehr gebieterischem Tone, den Wunsch, daß die reitzende Tochter des Hauses diese Nacht sein Bette mit ihm theilen möchte. Der Burgvogt gerieth in die größte Bestürzung. Er fürchtete den Zorn seines Herrn, wenn er dessen Wunsch nicht erfüllte, und konnte jedoch sich auch nicht entschließen, einer verliebten Laune desselben die Ehre seiner Tochter zum Opfer zu bringen. In seiner peinlichen Verlegenheit erinnerte er sich, daß ein Gerber in Falaise eine der seinigen an Gestalt und Wuchs sehr ähnliche Tochter habe. Der Gerber hatte natürlicher Weise nicht das zarte Ehrgefühl des Burgvogts. Gerne gab er also seine Einwilligung. Harlette, so hieß das Gerbersmädchen, übernahm nun die der Tochter des Burghauptmanns bestimmte Rolle, und spielte diese so trefflich, daß sie die Neigung des Herzogs auf immer, und zwar so sehr gewann, daß, als am Morgen des folgenden Tages der Betrug sich von selbst entdeckte, Robert seinem noch immer ängstlich besorgten Wirthe nicht nur nicht zürnte, sondern im Gegen-

Emma's beide Söhne, die rechtmäßigen Erben des englischen Throns, noch in Rouen unter dem Schutz des Herzogs lebten, so suchte nun auch sogleich Cnut den neuen Beherrscher der Normandie durch Familienbande an sein Interesse zu fesseln. Mit Robert knüpfte er also bald nach dessen Regierungsantritt Verhandlungen an, die die Vermählung einer Schwester des Cnut, die ebenfalls Aestrithe hieß, mit dem Herzog zur Folge hatten. Aber wie es scheint, war Aestrith nichts weniger als eine anziehende Schönheit, vielleicht nicht einmal eine gefällige liebenswürdige Gattin, kurz Robert fand kein Wohlgefallen an ihr, ungestüm wie er war, schickte er sie auf einmal, und zwar sehr unfein, ihrem Bruder wieder nach England zurück. Dieses unangenehme Familienereigniß führte zwischen Cnut und Robert zu mancherlei Erklärungen, die immer

theil sich noch dankbar gegen ihn erwieß*). Harlette blieb nun stets an der Seite des Herzogs, ward von demselben weit über ihren Stand erhoben, und endlich Wilhelms Mutter. — Da Robert keine Kinder hatte und den mit Harlette gezeugten Sohn ungemein liebte, so bestimmte er ihn auch zu seinem Nachfolger in der Regierung. Als demnach Robert, zu Folge eines gemachten Gelübdes, jene Reise nach Palästina antrat, von welcher er nie mehr zurückkehrte, bewirkte er durch sein Ansehen bei den Ständen seines Herzogthums, daß diese sämmtlich seinem, in sehr zartem Alter befindlichen Sohne Wilhelm, noch vor der Abreise des Vaters feierlich huldigten. Aber gewiß wird damals weder Robert, noch die um ihn versammelten Großen auch nur von Ferne geahnet haben, daß derselbe jetzt fünfjährige Knabe, dem sie so eben den Huldigungseid geleistet, einst in seinem männlichen Alter auch sämmtliche geistliche und weltliche Stände Englands zwingen würde, ihm ebenfalls als ihrem Herrn und König in London zu huldigen.

*) Chronicon Alberici Trium - Fontium p. 550.

bitterer wurden und endlich in förmliche Feindseligkeiten übergingen. Jetzt dachte Robert ernsthaft daran, die Ansprüche der beiden Prinzen Eduard und Alfred durch Waffengewalt geltend zu machen, und als eine von ihm nach London geordnete Gesandtschaft bei Cnut keine freundliche Aufnahme fand, rüstete er eine Flotte aus, bemannte sie mit Schaaren ausgesuchter tapferer Krieger und steuerte nach den Küsten Englands. Zum Glück für Cnut verbanden sich jetzt Wind und Wellen gegen seinen Feind. Ein furchtbarer Sturm überfiel Roberts Flotte auf ihrer Fahrt. Ein großer Theil der Schiffe ging zu Grund, der andere ward an die Küste von Jersei verschlagen. Hier droheten dem Robert noch größere Gefahren. Eine mehrere Tage dauernde Windstille brachte ihn beinahe zur Verzweiflung. Endlich ward der Wind ihm wieder günstig, und Robert segelte nun mit den Trümmern seiner Flotte unangefochten nach den Küsten der Normandie zurück, und trat mit seinem Heere bei dem Vorgebirg St. Michel an das Land. — Der Landung jedes andern auswärtigen Feindes konnte Cnut unbesorgt entgegen sehen, aber desto größere Besorgnisse mußte ihm ein normännisches Heer einflößen, in dessen Mitte sich zwei, dem alten angelsächsischen Königshause entsprossene Prinzen befanden. Bei dem mindesten Vortheil, den die Normänner auch nur über eine einzige Heerabtheilung Cnuts erfochten hätten, würde sogleich der größte Theil der Angelsachsen sich wieder für ihren alten Königsstamm erklärt haben. Dieß und auch, daß vielleicht ein andermal Wind und Wetter der normännischen Flotte günstiger seyn könnten, mag Cnut wohl eingesehen haben. Mit Robert trat er demnach auf das neue wieder in Unterhandlungen, und französische Geschichtschreiber behaupten, es sey zwischen Beiden ein Vertrag zu

Stande gekommen, kraft dessen Ethelreds Söhne nach Cnuts Tod den Länderantheil, den ihr Bruder Eadmund besessen, mithin das ganze südliche England wieder erhalten sollten. Offenbar von Seite Cnuts eine blose diplomatische Spiegelfechterei, der er nicht die mindeste Folge zu geben gesonnen war, und womit er blos den heftigen und hitzigen, aber eben daher auch leicht wieder zu beschwichtigenden Robert einstweilen zur Ruhe bringen wollte.

17. In dem Jahre ein tausend und sieben und zwanzig trat endlich für Cnut der längst schon von ihm ersehnte Zeitpunkt ein, wo er, ohne für die innere oder äußere Ruhe seiner Staaten besorgt seyn zu dürfen, seinem vor mehrern Jahren gethanen Gelübde einer frommen Pilgerreise zu den Gräbern der heiligen Apostel in Rom Genüge leisten konnte. In der Kleidung und mit der Tasche eines Pilgers trat er die Reise an. Sein Weg führte ihn durch Flandern, Frankreich, Burgund und den größten Theil von Oberitalien. Keine merkwürdige Kirche, kein berühmtes Kloster blieben auf der Reise von ihm unbesucht, so wie auch überhaupt alles, was er nur einigermaßen seiner Aufmerksamkeit würdig hielt. Aber überall und an allen Orten, wohin er kam, ward seine mehr als königliche Freigebigkeit nicht blos bewundert, sondern in Wahrheit angestaunt. Mit verschwenderischer Hand überstreute Cnut gleichsam die ganze Straße, die er zog, mit Gold*). — Auf dem römischen Stuhle saß damals

*) Um von Cnuts Freigebigkeit auf dieser Reise der Welt einen recht hohen Begriff beizubringen, sagt ein fränkischer Chroniker: „daß alle auf und neben dem Wege, den der König zog, wohnenden Leute Ursache gehabt hätten, insgesammt auszurufen: Benedictio Domini super regem Anglorum Canutum!“

Pabst Johann XIX. Als Cnut in Rom ankam, fand er die Stadt in einer ganz ungewöhnlichen Aufregung; die Ursache davon war das, bisher von den Römern beinahe noch nie erlebte Zusammentreffen einer ungeheuern Menge Fremden vom höchsten bis zu dem niedrigsten Range. Es befanden sich allda Kaiser Conrad II. mit einem so zahlreichen als glänzenden Gefolge, dann König Rudolph von Burgund, die vornehmsten und mächtigsten deutschen und italiänischen Reichsfürsten, alle Bischöfe und Erzbischöfe Italiens, eine ebenfalls nicht kleine Anzahl von Bischöfen aus Deutschland, Lotharingen und Burgund, und endlich — wie Cnut in seinem aus Rom an die englischen Bischöfe erlassenen Schreiben sich ausdrückt — der ganze hohe und niedere Adel, vom Berge Gargano bis an das Meer*). — Johann XIX. empfing den dänisch-englischen Monarchen mit väterlicher Zärtlichkeit und allen Merkmalen einer ganz besondern Verehrung. Cnut brachte dem heiligen Petrus viele und sehr reiche Geschenke, erhielt aber auch von dem Pabste alles, was er verlangte. Der König bat nämlich den heiligen Vater, daß er die Schule der Sachsen in Rom mit den Schulen der übrigen Nationen auf gleichen Fuß setzen und ihnen dieselben Privilegien ertheilen möchte. Endlich klagte auch der König bei dem Pabste darüber, daß seine dänischen und englischen Bischöfe bisher für das Pallium gar zu große Summen hätten bezahlen müssen. Auch darin versprach Johann in Zukunft eine Abänderung zu treffen, ließ auch bald darauf dem König eine Abschrift des diesfalls erlassenen päbstlichen Decrets zustellen. — Aehnliche ungemein ehrenvolle und

*) Omnes principes et Nobiles Gentium a monte Gargano usque ad istud proximum mare.

wohlwollende Aufnahme fand Cnut auch bei Kaiser Conrad **II.**, dem König Rudolph und allen übrigen Fürsten, die ihm sämmtlich, nach damaliger Sitte der Zeit, eine Menge reicher Geschenke an goldenen und silbernen Gefäßen und den kostbarsten Stoffen überreichten. — Auch mit dem Kaiser, wie mit Rudolph von Burgund, trat Cnut in Unterhandlungen und schloß Verträge ab, wodurch seine dänischen und englischen Unterthanen, die entweder Handelsgeschäfte wegen nach Italien reißten oder aus Andacht zu den Gräbern der Apostel nach Rom pilgerten, von den beschwerlichen Zöllen und Eingangsgebühren, die vorzüglich bei den Gebirgspässen allerlei für die Reisenden höchst drückende Mißbräuche veranlaßten, für die Zukunft befreit wurden. — Höchst wahrscheinlich, und beinahe keinem Zweifel unterworfen ist es, daß während Cnuts Aufenthalt in Rom zwischen ihm und dem Kaiser auch jener schon erwähnte Grenzvertrag abgeschlossen ward, wodurch der Eiderfluß wieder die Scheidelinie zwischen Deutschland und Dänemark ward. Der Kaiser konnte, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, den Sachsen kein allzugroßes Vertrauen schenken, um so mehr mußte es ihm also angelegen seyn, seinen Nordischen, jetzt so mächtig gewordenen Nachbarn zu seinem Freunde und Bundesgenossen zu haben. Man darf sich also nicht wundern, daß der Kaiser diesen höhern Interessen, besonders bei Deutschlands damaligen innern und äußern Staatsverhältnissen, die ganze Grafschaft Schleswig zum Opfer brachte. — Eben so kam auch jetzt die für Cnut so ehrenvolle Familienverbindung mit dem fränkischen Kaiserhause zu Stande. Da jedoch beide fürstlichen Kinder, Cnuts Tochter Gunhilde, wie Conrads Sohn, der nachherige Kaiser Heinrich **III.**, noch in sehr zartem Alter waren, — Prinz Heinrich hatte noch nicht das

achte Jahr erreicht, — so mußte die Vermählung noch auf unbestimmte Zeit vertagt werden. Von der Schönheit und Liebenswürdigkeit Gunhildens geben uns die nordischen Dichter einen sehr hohen Begriff. In ihren Gesängen erscheint sie als der schönste und herrlichste Stern unter allen Frauen und Jungfrauen. — In Cnuts nach England an alle Bischöfe, Erzbischöfe, Thans und übrige Edeln wie Gemeinen gesandtem Schreiben, in welchem er der Nation von seinem Aufenthalt in Rom sehr umständliche, bisweilen selbst in kleinliches Detail eingehende Nachricht ertheilt, erwähnt zwar Cnut nicht der mit dem Kaiser geschlossenen Grenz- und Familienverträge. Aber es ergibt sich aus Cnuts ganzem Schreiben, daß er seinen Ständen blos von dem, was entweder ihn persönlich, oder das Wohl und das Interesse aller seiner Unterthanen betraf, Nachricht geben wollte. — Dieses Schreiben des Königs Cnut ist in mancher Hinsicht eine merkwürdige Urkunde, selbst über seinen Charakter in dem letzten Decennium seines Lebens verbreitet es ein gewisses ziemlich erfreuliches Licht. Man muß gestehen, es wohnt in demselben durchaus ein wohlthuender Geist gottgefälliger frommer Einfalt, und, man möchte auch sagen, der Buße und wahren Reue. Auch in diesem Schreiben legt Cnut das offene Bekenntniß ab, daß zu seiner Pilgerreise nach Rom, zu seinen Andachtswidmungen an den Gräbern der Apostel, wie zu seinem reichlich ausgetheilten Almosen, und den vielen, den Kirchen gemachten Geschenken, sein Hauptbewegungsgrund der gewesen, wegen seiner in frühern Jahren begangenen Sünden und Unthaten, von Gott, durch die Fürbitte des heiligen Petrus, dem, wie seine ehemaligen Lehrer es ihn gelehrt, Christus die Macht zu lößen und zu binden gegeben, Gnade

und Verzeihung zu erhalten. — Nach einem Aufenthalt von einigen Monaten kehrte Cnut von Rom über Dänemark wieder nach England zurück*).

*) Ueber das Jahr, in welchem Cnut seine Pilgerreise nach Rom machte, sind die Geschichtschreiber nicht einig. Indessen ist es doch ausser allem Zweifel, daß er gerade zu der Zeit in Rom war, als auch der deutsche König Conrad II. sich allda befand und zum römischen Kaiser gekrönt ward. Wenn nun auch das Jahr, in welchem Conrad seine erste Heerfahrt nach Italien unternahm, nicht mit voller Gewißheit ausgemittelt werden kann, so mußte doch seine Kaiserkrönung, wie dieß auch aus dem ganzen Zusammenhange der Geschichte hervorgeht, nothwendig schon im Jahre 1027 statt gefunden haben. Conrad kam zwar zweimal nach Italien, aber das zweitemal erst in dem Jahre 1037, folglich zu einer Zeit, da Cnut, dessen Todesjahr unbezweifelt fest steht, schon nicht mehr lebte. Daß Cnut früher als im Jahre tausend und sieben und zwanzig, ungefähr im Jahre 1026. in Rom gewesen seyn könnte, läßt sich deßwegen nicht annehmen, weil er, bevor er diese Wallfahrt unternahm, schon die Angelegenheiten der nordischen Reiche seinem ehrgeizigen Plane gemäß geordnet hatte. Dieß ergibt sich aus Cnuts eigenem, von Rom aus an die englischen Stände erlassenen Schreiben, und zwar gleich aus dem Eingange desselben, wo Cnut den Titel führt: Canutus, Rex totius Danmarchiae, et Angliae et *Norwagiae et partis Suavorum etc.* — Norwegen war also schon erobert, wie auch, nach Besiegung der Schweden, ein großer Theil des schwedischen Reiches, welches alles jedoch schwerlich in dem Jahre ein tausend und sechs und zwanzig schon vollbracht seyn konnte. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre es demnach das von uns ebenfalls angegebene Jahr 1027, in welches Cnuts merkwürdiger Besuch bei dem Pabste Johann XIX. in Rom gesetzt werden müßte.

18. Nach seiner Wallfahrtsreise nach Rom lebte Cnut noch acht Jahre. Diese ganze Zeit

widmete er blos dem Wohl Englands, das er von jetzt an sehr selten und stets nur auf kurze Zeit verließ. Geräuschvolles, was leider in der Geschichte gewöhnlich vor dem, was im Stillen Gutes gethan und gepflanzt wird, den Vorzug hat, unternahm Cnut jetzt nichts mehr, als blos im Jahre ein tausend und dreißig jenen siegreichen Feldzug gegen die Könige von Schottland und Cumberland, dessen wir, als von Cnuts kriegerischen Unternehmungen die Rede war, etwas weiter oben schon erwähnten. Aber desto segenvoller waren diese Jahre für die angelsächsische Nation selbst. Sie genoß jetzt einer ununterbrochenen Ruhe und aller Segnungen einer weisen, gerechten, Leben, Freiheit und Eigenthum auch des Geringsten im Volke schützenden Verwaltung. Alle in den vorhergegangenen vieljährigen Kriegen völlig zerstörte Kirchen, Klöster und Schulen wurden sämmtlich wieder hergestellt und blüheten in ihrer frühern Pracht. Auf allen bischöflichen Stühlen saßen ehrwürdige, erleuchtete und wachsame Bischöfe. Die während der vielen innern und äußern Stürme völlig verwilderte Nation war wieder sittlich und gehorsam den Gesetzen geworden. Die Abgaben waren nicht drückend und gleichmäßig vertheilt. Ländliche und städtische Betriebsamkeit vermehrten mit jedem Jahre den Wohlstand der Nation. Auch die Liebe zu den Wissenschaften war unter den Angelsachsen wieder erwacht, und die vielen in allen Provinzen errichteten, aber auch der Aufsicht und Leitung der Bischöfe untergeordneten, und daher mit christlichen und tauglichen Lehrern besetzten Schulen wurden von der aufblühenden Jugend, und besonders dem jungen Adel, häufig und fleißig besucht; und endlich ist aus dieser ganzen Zeit auch nicht eine einzige Klage der Nation über irgend eine Beschwerde auf uns gekommen. — Zu Ende

des Jahres ein tausend und vier und dreißig fühlte Cnut eine bedeutende Abnahme seiner körperlichen Kräfte. Das ganze folgende Jahr war er größtentheils unwohl. Den Verordnungen der Aerzte gab er sich, wie es scheint, nicht mit sehr großer Folgsamkeit hin. Er ahnte, daß er am Ziele seiner Laufbahn stehe, starb auch wirklich am Ende desselben Jahres (1035) im Monate November, nach einer, in der ersten Hälfte grausamen und blutigen, nachher aber sehr weisen und gerechten neunzehnjährigen Regierung.

19. Dänische Geschichtschreiber haben Cnut mit dem Beinamen des Großen geschmückt, und schon gewöhnt an die oft nur zu verschwenderische Austheilung dieses ruhmvollen Beinamens, haben auch ausländische Geschichtschreiber sich diessfalls den dänischen angeschlossen. Aber über wahre Größe wie über wahres Verdienst sind nicht die Geschichtschreiber, sondern nur die Geschichte ein competenter Richter, und schwerlich wird man in dem ganzen Leben Cnuts auch nur einen einzigen Zug wahrer Größe finden. In seinen Kriegen wie in seinen Staatsverhandlungen nahm er zu jeder Zeit seine Zuflucht zu Künsten, die eine ächte Heldenseele verschmäht haben würde, auch stets verschmähen wird. Fünfmal von König Eadmund und nachher auch von den Schweden geschlagen, siegte er nur dann, als er unter den Fahnen des Erstern schamlose Verräther, und unter den norwegischen Großen elende, Pflicht und Ehre um Geld verkaufende Seelen gefunden hatte. In wahrhaft heldenmüthigen Gemüthern ersetzte oft schon Muth, Kühnheit und Gewandtheit den Mangel physischer Kraft. Aber in Cnut fand sich nicht dieser Ersatz. Der gefährlichen Herausfoderung Eadmunds wagte er nicht zu folgen

und entzog sich dem ritterlichen Zweikampfe, indem er entweder seine Feigheit hinter einem schalen Wortspiel zu verbergen suchte, oder durch süßliche, heuchlerisch freundliche Worte Eadmunds ungleich edelmüthigeres Herz zu bestechen und zu gewinnen wußte*). — Die eine Hälfte Englands erhielt Cnut durch des ehrlosen Eadrics beispiellose Verrätherei, und in den Besitz der andern Hälfte setzte ihn ruchloser Meuchel- und Königsmord. Hätte er, gleich so vielen andern kühnen Eroberern, England wirklich mit dem Schwert errungen, so würde er es auch mit dem Schwert zu behaupten gewußt haben; aber weit davon entfernt, nahm er, um seinen Thron zu befestigen, abermals zu den blutigen Ränken argwöhnischer finsterer Tyrannen seine Zuflucht. Eadmunds beide noch in der Wiege liegende, kaum lallende Kinder weihete er sogleich dem Tode, und konnte in seinem Palaste nur dann erst ruhig schlafen, als der edle Edwy, Eadmunds Bruder, ein würdiger Sprosse Alfreds des Großen, unter den Dolchen verruchter Meuchelmörder gefallen und das edelste Blut angelsächsischer Patrioten stromweise geflossen war. — In seinen politischen Verhandlungen mit den beiden Herzogen der Normandie, so wie mit den nordischen Reichen, ging Cnut nie auf der kürzesten, weil geraden Linie — der einzige Weg, den wahrhaft große Männer einzuschlagen pflegen — seinem Ziele entgegen, sondern wählte größtentheils krumme, bisweilen sogar ziemlich finstere, dem Licht nur wenig Zugang gestattende Hohlwege, auf denen er seinem Zwecke sich zu nähern suchte; und der

*) Daß die Geschichte dieses Zweikampfes von den Geschichtschreibern auf verschiedene Weise erzählt wird, haben wir, wie man sich erinnern wird, an seinem Orte weiter oben schon bemerkt.

Herzog Richard II. konnte selbst in dem Augenblicke, als er ihm endlich die Hand seiner Schwester Emma zusagte, ihn eben so wenig lieben und achten, als der kühne und tolle Herzog Robert, als nach dessen mißlungenem Versuche einer Landung in England, Cnut durch trügerische Unterhandlungen sich für die Zukunft gegen die von der Normandie her ihm drohenden Gefahren zu sichern bemühet war. — Daß dieser König, als er Englands Krone auf seinem Haupte befestiget glaubte, mit Milde und schonungsvoller Umsicht herrschte, dieß lag offenbar in seinem eigenen Vortheil, denn an Klugheit fehlte es ihm eben so wenig, als an Schlauheit und Arglist. Hätte aber sein persönliches, ihm stets so ängstlich am Herzen liegendes Interesse das Gegentheil erfodert, so würde er höchst wahrscheinlich aus dem Charakter eines, jetzt dem Anscheine nach von Natur aus milden und gerechten Regenten, sehr bald wieder in jenen eines argwöhnischen, harten und schonungslosen Tyrannen übergegangen seyn. Man erinnere sich nur des traurigen Schicksals des tapfern Ulfs, der doch erst wenige Wochen vorher seinem unnatürlichen königlichen Schwager das Leben gerettet hatte. — Auch Cnuts Bemühungen zu Verbreitung und Befestigung des Christenthums, wie seine Sorgfalt für das Wohl der Kirchen und seine eigenen andächtigen Widmungen, scheinen nicht sowohl aus reiner Gottes- und Tugendliebe, als vielmehr aus Furcht vor gegenwärtigen und zukünftigen Strafen geflossen zu seyn. Ueberhaupt scheinen Furcht und eine gewisse Bangigkeit nicht selten ihre schwarzbraunen Farben in das Lebensgemälde dieses Königes hinüber zu spielen. — Was dem Cnut, jedoch ohne dessen eigenen innern Werth zu erhöhen, wirklich zum Ruhm gereicht, ist, daß die Vorsehung, deren weisen Absichten selbst die

größten Verirrungen der Menschen oft dienen müssen, ihn gewürdiget hatte, sich seiner als eines Werkzeuges zu bedienen, das Christenthum, diese zarte, aber eine sorgsame Pflege erfodernde Pflanze, im Norden zu verbreiten und zu befestigen. Dazu bahnte am leichtesten eine, wenn auch nur vorübergehende Einigung Englands mit Dänemark den Weg, und unstreitig war es die, beinahe eine ganze Generation dauernde enge Verbindung der Dänen mit den Engländern und deren in dieser Zeit immer häufiger gewordene gegenseitige Berührungen, in Verbindung mit dem mächtigen Einfluß, den eine auf höherer Stufe sittlicher Bildung stehende Nation stets über ein noch weniger cultivirtes roheres Volk ausüben wird, welche den aus England nach Dänemark und Norwegen geschickten Bischöfen und Priestern es möglich machten, schon in einem Menschenalter ein Werk zu Stande zu bringen, was eben so eifrigen, aber aus andern, den Dänen völlig fremden, zum Theil unbekannten Ländern zu ihnen geschickten Missionären vielleicht völlig mißlungen oder doch kaum in dem Laufe eines ganzen Jahrhunderts gelungen seyn würde. Als dieser höhere Zweck erreicht war, mußte auch Cnuts auf so sonderbare Weise von ihm zusammengekittetes Reich, sogleich und nur wenige Schritte jenseits des Grabes seines Stifters, in seine frühern Bestandtheile, und zwar ohne alle Hoffnung der Möglichkeit einer jemaligen Wiedervereinigung, zerstückt werden. — Scenerien aus dem Leben eines großen, oder doch die Welt einige Zeit mit dem Geräusche seines Namens erfüllenden Herrschers, haben unstreitig für Herz und Phantasie stets etwas, oft ungemein viel Erregendes und zugleich Ergötzendes. Einzele biographische Züge, besonders wenn sie gleich einem schnell vorübergehenden Blitzstrahl auch die in dem

Gemüthe des Helden tiefer liegenden Geheimnisse auf einen Augenblick beleuchten, sind daher zu jeder Zeit von einem ganz eigenen, mehr als gewöhnlichen historischen Interesse. Aber leider ist aus Cnuts Leben durchaus nichts dergleichen auf uns gekommen; es sey denn, daß man auf jene, wir müssen es gestehen, uns ziemlich albern scheinende, aber, wie von Andern gesagt wird, Cnuts christliche Weisheit und Demuth in ein gar schönes Licht setzende Anekdote einen besondern Werth legen wollte. Damit hat es nun folgende Bewandniß. Wie an allen Höfen, gab es auch an diesem Königshofe mehr Schmeichler, als es zur Sommerzeit Mücken in einem Milchladen gibt. Nur gar zu oft pflegten nun jene in der Gegenwart ihres Herrn dessen Größe und Macht zu bewundern; niemand, sagten sie, vermöge ihm zu widerstehen; alles müßte sich seinem Willen fügen. Als nun eines Tages Cnut an dem Ufer des Meeres spazieren ging und die ihn begleitenden Hofleute das gewöhnliche Lied von der Größe und Macht ihres Gebieters wieder absangen, trat Cnut ganz nahe an das Meeresgestade. Es war gerade die Zeit wiederkehrender Fluth. Als nun die Wellen, immer mehr anschwellend, sich naheten, gebot Cnut ihnen mit lauter Stimme, sogleich stille zu stehen, und die Grenze, die er ihnen jetzt setzte, nicht zu überschreiten. Natürlicher Weise gehorchten die Wellen nicht, und ziemlich von denselben durchnässet, sagte endlich Cnut zu seiner Umgebung: „Ihr sehet nun, wie beschränkt meine Macht ist, und daß es Einen weit Mächtigern über mir gibt, der allein dem Meere und dessen Wogen zu gebieten vermag *)." — Eben so auch eine

*) Daß, wenn der liebe Gott regnen lasse, ihr Herr ihnen kein heiteres und schönes Wetter schaffen könne:

andere Sage, die man als einen Beweis der Empfänglichkeit dieses Königes für sanftere Gefühle anzuführen pflegt. Als nämlich Cnut eines Tages auf einem Fluß hinabfuhr und den von der andern Seite des Flußes herüber schallenden Chorgesang eines Klosters hörte, machte dieser, in Verbindung mit den Schönheiten der Natur, die ihn umgaben, einen solchen Eindruck auf sein Gemüth, daß seine Gefühle sich in einige, von ihm auf der Stelle in angelsächsischer Sprache gemachte Verse ergoß. — Will man auf diese und noch ein paar andere ähnliche Züge einen Werth legen, so findet darauf auch Herrn Lappenbergs witzige und sehr richtige Bemerkung ihre Anwendung, nämlich, daß dergleichen freundliche Züge gerade so zu betrachten wären, wie Blümchen, die auch aus einem dürren, öden und schauerlichen Felsen hie und da hervorzusprossen pflegten. — Uebrigens bleibt Cnut immer der Ruhm, daß er, als er starb, England vollkommen beruhiget, in einem ungemein blühenden Wohlstand hinterließ, und daß während seiner Regierung die Nation gegen innere und äußere Feinde geschüzt,

---

dieß wußten ganz gewiß längst schon Cnuts sämmtliche Hofleute, mithin auch, daß jezt das Meer sich wenig um seine Befehle bekümmern werde. Cnuts Worte an die herannahenden Wellen haben also schon von vornherein etwas Läppisches an sich, und wenn endlich ein Fürst das Bekenntniß ablegt, daß der, welcher Himmel und Erde aus nichts hervorgerufen, und in Dem alle die zahllosen Geschöpfe, vom Seraph bis zum Wurm, ganz allein ihr Daseyn haben, mächtiger, als ein König von Dänemark und England sey, so könnte dieses höchstens blos zum Beweise dienen, daß ein solcher Fürst noch Menschenverstand gehabt und nicht völlig toll und verrückt gewesen, aber etwas weiteres möchte schwerlich dadurch erwiesen werden können.

heitere und glückliche Tage durchlebte, deren Werth sie durch die noch lange nicht erloschene Rückerinnerung an die ehemals so lange ausgestandenen Drangsale nur noch höher und lebhafter fühlte. Diese Wohlthat ward auch von den Angelsachsen allgemein anerkannt, und ihre Dankbarkeit gab sich auch vorzüglich dadurch kund, daß sie in ihren Jahrbüchern blos das Gute, was Cnut für England gethan, nicht aber seine frühern Frevel und Grausamkeiten auch nur mit einer Sylbe erwähnten. — Von der Königin Emma hinterließ Cnut nur zwei Kinder, nämlich den Hartecnut und dessen Schwester Gunhilde. Das glänzende Loos, welches Letzterer zu Theil ward, ist dem Leser schon bekannt. Zu Folge des bei Cnuts Vermählung geschlossenen Ehevertrags, sollte Hartecnut seinem Vater auf dem Throne von England folgen, was jedoch nicht nach Cnuts Tod, sondern erst drei Jahre nachher geschah. Indessen hatte Cnut schon zu seinen Lebzeiten dem Hartecnut das Königreich Dänemark, und von seinen beiden natürlichen Söhnen, Sueno und Harold, dem Erstern das Königreich Norwegen übergeben, jedoch so lange der Vater lebte, blos in der Eigenschaft eines Unterköniges. Zu Gunsten Harolds war, so viel man weiß, keine Verfügung getroffen worden. — Von Cnuts drei Söhnen war nur Harold bei dem Tode des Vaters in England gegenwärtig, die beiden andern waren abwesend, der Eine in Dänemark, der andere in Norwegen. Es ist nicht zu vermuthen, ja wohl gar nicht zu glauben, daß Cnut seinen Sohn Harold gänzlich sollte übergangen haben. Es ist daher möglich, ja Andere finden es sogar höchst wahrscheinlich, daß Cnut eine Theilung Englands im Sinne gehabt, und dem Harold den nördlichen Theil, dem Hartecnut aber, oder vielleicht auch den in der Normandie lebenden

Söhnen des verstorbenen Königs Ethelred, den südlichen Theil des Reiches zugedacht habe *). Wie dem aber auch seyn mag, so läßt sich doch mit voller Sicherheit annehmen, daß Cnut gewiß nicht ganz England, die schönste und mächtigste seiner Kronen, dem Harold habe geben wollen. Indessen ist darüber weder eine Urkunde noch irgend eine andere bestimmte, keinem Zweifel unterworfene Nachricht auf uns gekommen. Davon möchte jedoch der Erklärungsgrund leicht darin zu finden seyn, daß nach Cnuts Tode zwei Partheien sich um die Krone Englands stritten, und da eine Theilung des Reiches weder in dem Interesse der einen noch der andern Parthei lag, so konnte gar leicht, Cnut mochte eine schriftliche oder blos mündliche Verfügung getroffen haben, die Erstere völlig vernichtet, die Andere, weil ohnehin nur in dem Kreise weniger Personen bekannt, gänzlich unterdrückt worden seyn. Doch die nähern, mit der durch Cnuts Tode eröffneten Thronfolge verbundenen Umstände und deren Erzählung gehört nicht mehr in die gegenwärtige, sondern erst in die folgende Periode. — Für jetzt verlassen wir also wieder auf einige Zeit den oft öden, nicht selten mit Greueln aller Art besudelten Schauplatz des Treibens, Ringens und Mühens der Völker und deren Häupter, und zu lichteren und freundlichern Höhen uns erhebend, wenden wir uns nunmehr zu der, zwar minder geräuschvollen, aber Geist und Herz ungleich mehr befriedigenden Geschichte unserer heiligen Kirche.

---

*) Dieß Letztere hat wenig Wahrscheinlichkeit, besonders bei Emmas Einfluß und deren bekannten Vorliebe für ihren Sohn Hartecnut, zum Nachtheile ihrer beiden andern mit Ethelred erzeugten Söhne.

VIII.

Specielle Kirchengeschichte.

1. Einleitung. — Aus dem Zustande der Erniedrigung und der schmählichen Abhängigkeit von der weltlichen Macht, in welche die Kirche in dem Laufe des zehnten Jahrhunders gesunken war, beginnt dieselbe sich jetzt nach und nach wieder zu erheben. Auch die Schmach, welche viele ihrer dem heiligen Amte geweiheten höhern wie niedern Diener über sie gebracht, wird allmählig von ihr wieder hinweg genommen. Zwar erreicht die traurige Knechtschaft der Kirche noch nicht ihr Ende; die Stunde ihrer völligen Emancipation schlägt noch nicht in dem gegenwärtigen Zeitraume, und um die Fesseln, in welche die alles kirchliche Leben ertödtenden Lehensverhältnisse die Kirche seit dem neunten Jahrhundert immer enger verflochten hatten, in ihren stärksten Ringen zu sprengen, bedarf es erst noch jenes heftigen Kampfes, der in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts beginnt, unter gewaltigen Erschütterungen eine geraume Zeit dauert, aber durch die Kraft des apostolischen Stuhles endlich siegreich beendiget, der Kirche nicht nur ihre völlige Freiheit wieder gibt, sondern sie auch in ihren zeitlichen Verhältnissen zu einer wahrhaft triumphirenden Kirche erhebt. Dieser glücklichen Epoche, mit der in der Geschichte unserer heiligen Kirche eine neue Zeitrechnung beginnt, gehen wir nun jetzt schon entgegen, und wenn auch die, wie wir bald sehen werden, selbst den römischen Stuhl noch einige Zeit in Rom knechtende Fremdherrschaft jetzt noch nicht gleich aufhört, so öffnet sich doch unsern, diesfalls trauernden Blicken mit jedem Schritte, den wir vorwärts thun, eine immer heiterer werdende Aussicht auf eine nahende schönere und glücklichere Zukunft.

2. Zu dieser, offenbar durch unmittelbare Fügung Gottes sich bildenden Umgestaltung der innern wie äußern Verhältnisse der Kirche, wird, wo nicht Alles, doch sehr Vieles schon in dem von uns jetzt zu durchlaufenden Zeitraume vorbereitet. Wir werden sehen, wie das bisher so tief gesunkene Ansehen der Bischöfe sich plötzlich überall wieder hebt, wie Hohe und Niedere die Stimme ihrer Oberhirten wieder hören, die bischöflichen Stühle nicht mehr das Erbe der nachgebornen Söhne mächtiger Großen werden oder viele Jahre verwaißt bleiben, um mit deren Einkünften die Verschwendung oder den Geiz weltlicher Machthaber zu nähren, wie endlich der wilde Fehdegeist keine Kirche mehr verbrennet, auch Kirchengut nicht mehr die Beute vornehmer Räuber, und kein Geistlicher mehr gesetzwidrig vor profane Richterstühle geschleppt und dort der Willkühr bestochener weltlicher Richter preisgegeben wird, kurz, der Bischöfe wohlthätiger Einfluß auf den ganzen Ritus des häuslichen wie öffentlichen Lebens wird immer kennbarer und erfreulicher hervortreten*). —

*) Der Einfluß der Kirche auf die weltliche Gerichtsbarkeit und Rechtspflege war im Laufe des zehnten Jahrhunderts, besonders in dem westfränkischen Reiche, beinahe völlig verloren gegangen. Zu Folge des der Kirche zustehenden Rechts, durfte kein Geistlicher, selbst eines bürgerlichen Verbrechens wegen, vor einem weltlichen Gerichtshofe angeklagt werden; nur der Bischof allein konnte über ihn richten, und ohne Einwilligung und besondere Erlaubniß des Bischofes durfte keine weltliche Obrigkeit es wagen, einen Geistlichen verhaften zu lassen. — In Civilsachen zwischen einem Geistlichen und Laien mußte der Kläger stets dem Gerichtshofe des Beklagten folgen, wenn anders dieser nicht selbst jenen des Klägers wählte. Indessen war es doch früher schon zur Praxis geworden, daß in Streitigkeiten über Grund-

Auch in dem Innern der Kirchen selbst zeigt sich eine größere, seit langer Zeit vermißte Regsamkeit. Die alte, beinahe völlig erloschene Kirchenzucht kehrt wieder in dieselben zurück, sogar in vielen Stiftern und bischöflichen Kirchen wird das canonische gemeinsame Leben wieder eingeführt*), und die nun immer steigende wärmere Anhänglichkeit der Oberhirten einzeler Kirchen an die allgemeine Kirche, deren Pfeiler und Feste der römische Stuhl ist, verbindet und einiget jetzt immer noch inniger sämmtliche, über den Erdkreis verbreitete Gemeinden zu einem einzigen und von einem und demselben Geiste, nämlich dem Geiste Jesu beseelten wahrhaft katholischen Körper. — Dieselbe erfreuliche Erscheinung tritt uns jetzt ebenfalls in den Klöstern entgegen. Auch in diesen erwacht ein neuer Geist. Die segenvollen Bemühungen eines heiligen Berno, Odilo, Majolus ꝛc., in den französischen Klöstern die eben so nothwendige als heilsame und strenge klösterliche Zucht wieder einzuführen, weckte auch in andern Ländern ähnliche, von demselben Eifer entflammte Ordens-Reformatoren**). Der schreckliche Miß-

besitz die Geistlichen sich vor den weltlichen Gerichten durch Anwälte mußten vertreten lassen.

*) Bei der Ungebundenheit und dem immer zunehmenden Hang zu Freiheit und Zuchtlosigkeit, hatte vorzüglich in den deutschen Stiftern das gemeinschaftliche canonische Leben der Stiftsgeistlichen sich ebenfalls in dem zehnten Jahrhunderte aufgelößt. Man theilte das gemeinschaftliche Kirchenvermögen. Jeder Kanoniker erhielt seinen Theil (Präbende), wählte hierauf eine eigene Wohnung und entzog sich dadurch der strengern Aufsicht des Probstes wie des Bischofes.

**) Nur mit einer gewissen geheimen Scheu bedienten wir uns hier oben des Wortes: Reformatoren. Seit dem unseligen Abfalle im sechzehnten Jahrhundert eines Theiles der Christenheit von der allgemeinen

brauch, Laien als Aebte den Klöstern vorzusetzen, hört auf. Rohe Krieger hausen nicht ferner mehr mit Weib und Kindern und zahllosen Kuppeln von Jagdhunden innerhalb heiliger, der stillen Ergebung in Gott geweihten klösterlichen Mauern. Die herumschweifende Lebensweise völlig verweltlichter Mönche nimmt überall ein Ende. Die Klagen des heiligen Bischofs Wolfgang von Regensburg: „daß er zwar zahlreiche, in Mönchskleidung herumwandelnde Schaaren, aber unter diesen nie oder nur äußerst selten einen Mönch erblicke *)," fangen nun an, nach und nach zu verstummen, und die Klöster werden wieder, was sie im Anfange waren und immer seyn sollten: gesegnete Zufluchtsorte für beschauende Heilige, stille Wohnsitze innern himmlischen Friedens, und gläubiger, gottgefälliger, frommer Einfalt **).

Kirche, haben die Worte: Reformation und Reformator ihre frühere Bedeutung gegen ganz andere vertauscht. Aber eben daher ist es auch unbegreiflich, wie selbst katholische Geschichtschreiber jenes so eben erwähnte unglückliche Ereigniß mit dem Worte Reformation bezeichnen mögen. Weit richtiger könnte man es Depravation nennen. Um jedoch allen Anstoß, der doch zu nichts führt, zu vermeiden, möchte unstreitig Kirchentrennung oder Kirchenspaltung der geeigneteste und die Sache eben so genau als mild bezeichnende Ausdruck seyn.

*) Man sehe den achtzehnten Band dieser Fortsetzung. Abschnitt XVII. §. 5.

**) Bei allem dem Obigen haben wir geglaubt, uns der Sprache der heiligen Schrift bedienen zu dürfen, die bekanntlich von den Bösen spricht, als wenn es keine Guten, und von den Guten, als wenn es keine Bösen gebe. Das Letztere war hier der Fall. So sehr auch alle äußere und innere Verhältnisse der Kirche sich jetzt zum Bessern neigen, bleibt doch noch ungemein vieles zu wünschen übrig. Wir werden z. B. in

3. Diese Umgestaltungen in allen Theilen des kirchlichen Lebens gehen jedoch nicht aus der Kirche selbst — welches auch unter den damals vorherrschenden Umständen nicht zu erwarten war,*) — sondern unmittelbar aus den Völkern hervor. Durch sonderbare Fügungen erwachten in diesen jetzt plötzlich wieder alter christlicher Sinn und christliche Gesittung. Die Herzen der Menschen bekehrten sich zu Gott, und eine neue christliche Weihe ergoß sich gleichsam auf die ganze abendländische Christenheit. Erzeugt ward diese allgemeine Veränderung in den Gemüthern — (magna mutatio animorum, sagen die Geschichtschreiber jener Zeit) — vorzüglich durch jenen, damals allgemein verbreiteten, an

Frankreich noch Bischöfen begegnen, die durch Geld ihre bischöflichen Stühle erhalten, und dann, um zum Ersatz ihrer diesfalls gemachten Ausgaben zu gelangen, die Gaben des heiligen Geistes käuflich machen. Eben so werden wir noch Priester finden, die durch Concubinat sich beflecken, auch ausschweifende Mönche, ärgerliche Streitigkeiten zwischen Aebten der Klöster und deren Bischöfen, und am öftesten noch gewaltsame Eingriffe der weltlichen Macht in die Rechte der Kirche. Aber bei allem dem bleibt es dennoch wahr, daß alle dergleichen schändliche Mißbräuche sich um vieles sehr bedeutend vermindern, und das Erwachen eines neuen weit kräftigern und schönern kirchlichen Lebens überall beginnt.

*) Nämlich theils bei dem damaligen Drucke der Kirche und deren unnatürlichem Abhängigkeitsverhältniß von der weltlichen Macht, theils auch bei der oft an Feigheit grenzenden Schwäche ihrer Häupter. Diese hat zu allen Zeiten der Kirche mehr Schaden zugefügt, als alle ihre öffentlichen und heimlichen Feinde ihr zu schaden vermochten. — Die Weihe höherer Kraft weicht schon von dem, der vor Banden, Kerker und selbst dem Tode zurückschreckt, aber ganz verläßt sie jenen, dem schon blos die angedrohte Ungnade eines Mächtigen die Zunge fesselt und alle Thatkraft bricht.

sich zwar falschen, aber — was jedoch nur äußerst selten der Fall ist — in seinen Folgen nicht wenig wohlthätigen Wahn, daß nämlich mit Ende des ersten Jahrtausend auch die Welt ein Ende habe, mithin der große Gerichtstag des Herrn nicht mehr fern sey. Bestärkt in diesem Wahne wurden die Völker, und zwar alle Klassen und Stände derselben, durch mehrere, gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, die Menschen schreckende ungewöhnliche Naturerscheinungen. Dergleichen waren eine über alle Länder verbreitete, ein paar Jahre anhaltende, ganz ungemeine Dunkelheit der Witterung, verbunden mit anhaltendem Regen, der den Strahlen der Sonne kaum so viel Zugang gestattete, um den Tag von der Nacht oder dem dämmernden Abend zu unterscheiden; ferner, ein Comet von ganz außerordentlicher Größe, eine geraume Zeit auf der ganzen Oberfläche der Erde sichtbar, dabei von solcher Klarheit, daß die Nacht in Tag verwandelt schien, und der nun die ohnehin schon zagenden Völker um so mehr noch schreckte, da sie, bei den nur äußerst seltenen heiteren Nächten, nicht durch den öftern Anblick des Gestirnes sich an dasselbe gewöhnen und nach und nach wenigstens einen Theil ihrer Furcht wieder ablegen konnten. Dazu kamen nun auch wiederholte Erderschütterungen, Hungersnoth, große Sterblichkeit unter Menschen und Vieh &c. — Zwar gab es einige einsichtsvollere Männer, die, wie der heilige Abt Abbo von Fleury, den Menschen diesen Wahn zu benehmen suchten; aber der weit größere Theil der Gelehrten theilte nicht nur dieselbe abergläubische Meinung mit dem Volke, sondern bemühete sich sogar, es durch allerlei Gründe, Schrifttexte und besonders durch Stellen aus der Apokalypse noch mehr darin zu bestärken. Der Glaube an das bevorstehende Weltende wurzelte daher immer tiefer, und in mehrern Ländern,

besonders in dem westlichen Frankreich war man davon so lebendig überzeugt, daß beinahe alle damals ausgefertigten Urkunden mit den Worten anfingen: „Appropinquante mundi termino *).“

---

*) In der damaligen Meinung der Menschen, daß mit dem Ende des ersten Jahrtausend auch die Welt ein Ende haben werde, lag es gar nicht, daß dieses sogleich schon nach dem Schlusse des letzten Jahres des zehnten Jahrhunderts eintreten würde. Was die Leute allgemein glaubten, war blos, daß gleich im Anfange des folgenden Jahrhunderts, jedoch ohne gerade das Jahr zu bestimmen, alle in dem Evangelium angekündigten, dem Weltende vorangehenden furchtbaren Naturereignisse ihren Anfang nehmen, dann der Antichrist erscheinen, eine blutige Verfolgung der Bekenner Jesu das Maaß menschlicher Sünden und Bosheit voll machen und dann erst die ganze sichtbare Welt sich im Feuer auflösen würde. Dieß ergibt sich deutlich aus der Schrift des heiligen Abtes Abbo, in welcher er jenen Wahn, obgleich fruchtlos zu bekämpfen suchte, und die er doch nicht früher als in dem Jahre ein tausend und zwei oder gar erst ein tausend und drei bekannt machte. — Auch wir nähern uns jetzt wieder dem Schlusse eines andern Jahrtausend. Zwischen diesem und der Gegenwart liegen nur noch hundert und sechzig Jahre. Werden aber wohl, wenn die Völker, die man jetzt, obgleich bisweilen nur mißbräuchlich, die christlichen nennt, einst dieser Epoche ganz nahe stehen, sie abermals dieselben furchtbaren Erwartungen, dieselben bangen, jedoch in ihren Folgen heilsamen Ahnungen, wie am Ende des zehnten Jahrhunderts ergreifen? — Wenn die Gegenwart die Gebärerin der Zukunft ist, mithin diese auch nach jener beurtheilt werden muß, so kann man diese Frage nicht anders, als mit Nein! beantworten. — — Als Gott von Ewigkeit her den nach der Sündfluth immer zunehmenden tiefern Fall des Menschengeschlechts in gräßliches Götzenthum und alle damit verbundenen Laster voraussah, setzte er demselben auch sogleich das Ziel, das nicht überschritten werden sollte; und als dieses Ziel erreicht war,

4. Nichts ist begreiflicher, als daß die Menschen, da ihrer Meinung nach die Welt ihnen bald

---

erschien der von den Patriarchen sehnsuchtsvoll erwartete, von den Propheten angekündigte große Gesalbte des Herrn: Jesus Christus, bei dessen heiligem Namen sich alle Kniee im Himmel, auf und unter der Erde beugen müssen. Dieser weihete zwölf Fischer, vielleicht blos Taglöhner, in die Geheimnisse seines Reiches ein, sandte ihnen aber auch gleich seinen Geist, und durch diesen gaben zwölf arme, dem Scheine nach verächtliche Galiläer, der ganzen Welt eine völlig veränderte Gestalt. Eine zweite Weltschöpfung ging aus ihren Händen hervor — denn daß das Christenthum im wahren Sinne eine neue Weltschöpfung sey, kann doch nicht leicht einem denkenden Christen entgehen. — Aber eben so gewiß hat nun auch die unendliche Weisheit Gottes vorausgesehen, daß selbst nach der Erscheinung seines ewigen Sohnes im Fleische, doch noch eine Zeit wieder kommen werde, wo der Name des großen Gekreuzigten den stolzen Weisen dieser Welt ein Gegenstand des Spottes, ja selbst des heftigsten Hasses seyn werde, und alle, die sich mit diesem Namen schmücken, in dem doch ganz allein nur alles Heil zu erwarten ist, dem Hohne der Verachtung und selbst grausamer Verfolgung würden preisgegeben werden. Gewiß hat Gott dieses alles vorausgesehen, aber eben so wahrhaftig auch seine Erbarmung diesem Greuel, diesem zweiten, noch weit tiefern Falle des Menschengeschlechts sein Ziel und seine Grenze gesetzt. — In der Natur gibt es keinen Stillstand, selbst nur dem Scheine nach Rückschritte, alles ist in unaufhörlichem Fortschreiten begriffen. Wenn aber nun, dieses vorausgesetzt, unsere sogenannte geistige Entwickelung in der nämlichen Progression, wie in dem letzten noch nicht ganz vollen halben Jahrhundert, fortschreitet; wenn der wieder erwachte Unglaube sein Schlangenhaupt immer noch kühner und frecher erhebt, und im Bunde mit Stolz, Dünkel und Hoffart endlich ganze Generationen mit seinem Schweife in den Abgrund zieht; wenn die gotteslästerlichsten Doktrinen, die jetzt schon ohne

nichts mehr würde zu bieten haben, nun ihre Blicke zum Himmel richteten, nach Trost in der Religion

---

Scheu und Scham in Reden und Schriften zur Schau gestellt werden, und durch das verbrecherische Stillschweigen der Regierungen sogar eine Art von Sanction erhalten, sich immer weiter und weiter verbreiten, und gleich einer, aus dem Schlunde der Hölle auf die Erde sich ergießenden glühenden Lava, alle noch vorhandenen Pflanzungen Gottes zu verbrennen und zu verwüsten drohen; wenn die vergötterte, ja selbst zur einzigen und höchsten Gottheit erhobene Vernunft — obgleich völlig verfinstert und mit dem einfachsten natürlichen Menschenverstand in ewigem Zwiespalt begriffen — dennoch die Grenzen ihres Nebelreiches immer mehr erweitert, und noch überdieß die von Dünkel und Unverstand, von Stolz und Selbstsucht erzeugten, überall von Empörung und den wildesten Bewegungen begleiteten, vulkanischen neuen Staatstheorien, die ohnehin schon so schlaffen Bande des Staatslebens immer noch mehr lockern, so daß, bei noch höher steigendem Unsinn, alle Möglichkeit eines geordneten christlichen Socialzustandes, ja selbst eines gesicherten, stabilen christlichen Familienlebens verschwinden muß; kurz, wenn unsere jetzige oben erwähnte geistige Entwickelung in der bisherigen Progression fortschreitet, so möchte gar wohl, nach noch hundert und sechzig Jahren das Verderbniß der in Irreligion, Unglauben, Naturvergötterung, Stolz und Sinnenlust versunkenen Völker seinen höchsten Grad, mithin auch das von Gott ihm gesetzte Ziel erreicht haben. Aber eine, gleich einem dem Pfuhle der Hölle entquollenen Strom, nichts als Gottesleugnung und Gotteslästerung sammt allen damit verbundenen Lastern ausschäumende Welt, ist durchaus nicht gedenkbar; unmöglich konnte sie in dem ewigen Gedanken der Gottheit liegen. Von zwei Dingen muß demnach eines geschehen, nämlich eine abermalige völlige Erneuerung des Menschengeschlechts und des Antlizes der Erde, oder eine gänzliche Auflösung der von einem von Gott abgefallenen, in einem steten Zustand der Empörung gegen

und Belehrung und Stärkung in der Kirche sich sehnten. Die furchtbaren Ahnungen schrecklicher

---

ihn begriffenen Geschlechte bewohnten Erde. Da wir jedoch wissen, daß das große Werk der Erlösung und Erneuung des Menschengeschlechts nur einmal und für alle Zeiten bis an das Ende der Welt vollbracht worden, so dürfen wir nicht das Erstere, sondern blos das Andere erwarten, denn nicht mehr als der vom Vater gesandte beseligende Lehrer, Retter und Erlöser, sondern nur als Richter der Welt, und zwar, weil die Zeit der Barmherzigkeit abgelaufen und nun jene der Gerechtigkeit beginnt, als gerechter und eben daher auch als strenger und unerbittlicher Weltrichter, kann und wird Christus zum zweitenmale wiederkommen. Ob dieser Wiederkunft Christi ganz ausserordentliche, die Welt aus ihrem Sündenschlafe aufschreckende Naturereignisse vorangehen werden, dieß müssen wir auf sich beruhen lassen. Was die heilige Schrift davon sagt, ist höchst wahrscheinlich in sinnbildlichem Verstand zu nehmen, denn nach dem Buchstabensinne können doch nicht wohl Sterne auf die Erde herabfallen. Sehr möglich möchte es demnach seyn, daß die Menschen — wie auch der Mund der ewigen Wahrheit es voraussagte — kaufend und verkaufend, freiend und sich freien lassend, mithin auch Schauspiele, Bälle, üppige Gelage und sinnliche Vergnügungen suchend, plötzlich von dem großen Tage des Herrn werden überrascht werden, von jenem Tage, auf welchen kein Morgen mehr folgen, dessen Anbruch aber jenes Zeichen verkündigen wird, das uns allen, wenn wir es nur annehmen wollen, Seligkeit und ewiges Heil erwarb. Mit welcher Wonne werden dann nicht alle jene dieses Zeichen erblicken, die in jedem Jahrhundert ihrem Herrn sein Kreuz nachtrugen, Kummer und Mühseligkeit und jede Art der Verfolgung, wovon sicher die des Hohnes, des Spottes und der Verachtung die bitterste ist, aus Liebe zu Jesu freudig erduldeten; mit welchem seligen Gefühle werden alle diese sich reihen und schaaren unter ein Zeichen, wovon sie hier schon in ihrem Leben auf ihrer Stirne das Gepräg trugen, dessen

Ereignisse, unter welchen man dem nahenden eilften Jahrhundert entgegen sah, zügelten jetzt Wildheit

---

Inschrift, obgleich deutlich und kennbar dem Auge frommer Einfalt, doch der Welt und deren Weisen, für die auch Christus, bevor er in sein Leiden ging, durchaus nicht zu seinem himmlischen Vater beten wollte, jetzt schon völlig unleserlich geworden ist.

Aber von welchen, mit Recht bangen Erwartungen demnach auch der Schluß des zweiten Jahrtausends begleitet seyn möchte, so können wir doch nicht umhin unsern Lesern, besonders jenen, die durch den jetzt schon so schwülen pestathmenden Dunstkreis einer immer grauenvoller werdenden Zukunft entgegen blicken zu müssen glauben, noch eine andere, nicht wenig tröstende Aussicht auf weit heiterere, vielleicht sogar bald nahende Zeiten zu eröffnen. Man hat nämlich so ziemlich gegründete Hoffnung, daß unsere unselige geistige Entwickelung jenen verhängnißvollen Culminationspunkt gar nicht erreichen werde, und daß noch lange bevor, ehe die hundert sechzig Jahre voll seyn werden, der jetzige, alles Göttliche leugnende, alles Kirchliche anfeindende und alles Heilige verhöhnende Unglaube plötzlich wieder in den Abgrund, welchem er entquollen, zurückgeschleudert seyn könnte, aber freilich nicht durch irgend eines Menschen Kraft, denn selbst ein Heros von Weisheit, säße er auch auf dem mächtigsten Thron, kann dieß jetzt nicht mehr bewirken. Diese Hoffnung stützt sich also blos auf ein prophetisches Wort des, im Rufe der Heiligkeit lebenden und auch darin verstorbenen höchst ehrwürdigen Pater Holzhauser, eines Freundes und Zeitgenossen Leibnizens und Beichtvaters des großen Churfürsten von Mainz aus dem Hause Schönborn. Daß dieses frommen, von Oben erleuchteten Priesters Blicke in die Zukunft nicht so leicht in das Gebiet der Täuschungen dürfen hinübergewiesen werden, dieß hat er selbst dadurch genügend erwiesen, daß er das französische Kaiserreich, dessen einige Zeit allmächtigen Beherrscher, nebst den wichtigsten politischen und kirchlichen Ereignissen während der Herrschaft desselben, so wie dessen Untergang, mit einer hie und da in das

und Rohheit. Gottes und der Kirche Gebot ward wieder ein Damm gegen den Ausbruch wilder Leidenschaften. Laster und blutiger Frevel fingen an sich zu vermindern und die Völker für das Höhere und Göttliche wieder empfänglicher zu werden. — Diese veränderte Gemüthsstimmung wußte die Geistlichkeit trefflich zu benutzen. Die Bischöfe traten nun weit öfters wie bisher in Provinzialconcilien zusammen. Die seit langer Zeit völlig vernachläßigten Diöcesansynoden kamen wieder in Aufnahme. Ueberall wurden heilsame Verordnungen gemacht; überall eilte

---

kleinste Detail eingehenden bewundernswürdigen Genauigkeit hundert Jahre vorher schon angekündiget hat. Nach dem Sturz dieses mächtigen Herrschers, fährt dann Holzhauser fort, würde die Verwirrung in den Begriffen der Menschen und deren Abfall von Gott noch einige Zeit zunehmen, aber dann bald darauf, jedoch nicht ohne heftige Erschütterung aller äußern Verhältnisse der Länder, eine solche plötzliche und allgemeine Veränderung der Gemüther entstehen, daß jeder, mit dankbar zum Himmel gerichteten Blicke ausrufen werde: das ist Gottes und nicht eines Menschen Werk! Für die Kirche würde hierauf eine neue Periode des Trostes und der Freude — (magna consolatio ecclesiae) — beginnen. — Möchte die Morgenröthe dieses schönen Tages doch ja recht bald hervorbrechen! — Holzhausers Schriften, mithin auch sein prophetisches Buch, sind zwar ziemlich selten geworden, jedoch immer noch hie und da zu haben. Jeder unserer verehrten Leser kann also, wenn er will, ohne besondere Schwierigkeiten das Letztere selbst befragen. Wie dem aber auch seyn mag, so muß Eines von beiden, nämlich entweder die tröstende Prophezeiung des frommen erleuchteten Sehers, oder unsere und noch vieler Andern hier oben erwähnten bangen Erwartungen in Erfüllung gehen. Ist die Geschichte der Völker, wie Schlegel sagt, nichts als die Geschichte der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts zu einem höhern ewigen Zwecke, so ist auch hier durchaus kein anderer Ausweg gedenkbar.

man den geistigen Bedürfnissen des Volkes entgegen, und alle Kanzeln ertönten von den Ermahnungen eifriger Prediger, deren Worte auf die, ohnehin schon von Furcht und Schrecken aufgerüttelten Gemüther jetzt nie ihre Wirkung verfehlten. Aber auch für die zeitlichen Verhältnisse der Kirche war der Gewinn nicht minder bedeutend. Viele der geraubten Kirchengüter wurden wieder zurückgegeben, während manche andere Machthaber, theils um eigene, theils ihrer Vorfahren Frevel zu sühnen, der Kirche neue Schenkungen machten. Das geistliche Gewand ward wieder ein sicherer Schutz- und Geleitsbrief gegen Gewaltthätigkeit und persönliche Mißhandlung; und vor dem jetzt immer höher steigenden Ansehen der Bischöfe beugte selbst, besonders in Frankreich, der stolze, völlig verwilderte, aber mächtige Feudaladel wieder sein Haupt. — Es ist eine offenbar irrige Ansicht, wenn man glaubt, daß, als die Menschen am Ende des ersten Decenniums des eilften Jahrhunderts von ihrer Täuschung erwachten, mithin jener Wahn, und mit diesem alle Furcht verschwand, nun auch alle zurückgelassenen Eindrücke eben so plötzlich wieder erloschen wären. Diese waren im Gegentheil noch lange Zeit bleibend, denn der Same, den die Schreckenszeit ausgestreut, führte am Ende desselben Jahrhunderts eine, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, ungemein reiche Aernte herbei. Ja, eben dieser Same reifte so schnell, daß schon um das Jahr 1030 die französischen Bischöfe es wagen durften, einen allgemeinen, von allen Herren Frankreichs zu beschwörenden und von fünf zu fünf Jahren wieder zu erneuernden Gottesfrieden in Vorschlag zu bringen. Zwar zeigte es sich bald, daß diese Idee, so schön und wohlthätig sie auch sey, durchaus unausführbar wäre; besonders war dieß der Fall in Frankreich, wo die

gesetzgebende königliche Gewalt völlig vernichtet war, mithin bei dem Mangel schützender Gesetze, und eines, in allen Provinzen geltenden allgemeinen Staatsrechts, wovon damals kaum noch die ersten Elemente bekannt waren, der Selbsthülfe nothwendig noch einiger Spielraum mußte gelassen werden. Indessen gelang es doch den Bischöfen, wenigstens einen, auf gewisse Tage beschränkten Gottesfrieden (**Treuga Dei, treve de Dieu**) einzuführen. Derselbe begann jede Woche am Mittwoch mit Sonnenuntergang und dauerte bis zu Sonnenaufgang des folgenden Montags. Die ganze Advents- wie Fastenzeit mußte derselbe beobachtet werden. Willig unterschrieben denselben Frankreichs sämmtliche Großen, und ein furchtbares Anathem ward über den ausgesprochen, der ihn brach. Die Heiligkeit desselben ward so allgemein anerkannt, daß lange Zeit niemand es wagte, dagegen zu freveln, denn wer ihn übertrat, fiel in den Bann, ward ein Greuel der Kirche und von jederman verlassen und verabscheut. Als dieser Friede geschlossen war, ward er in jeder Diöcese von einem Diacon der bischöflichen Kirche dem Volke verkündiget, und zwar mit allen den schrecklichen Flüchen, welche die Kirche gegen den Frevler, der dagegen zu handeln sich erkühnen würde, ausgesprochen hatte. Ueberall war das Volk voll Jubel, und es hing nun noch um so mehr seinen Bischöfen an, als es diesen gelungen war, selbst den immerwährenden Gottesfrieden nicht blos für die Geistlichen, für die Kirche und deren Güter, sondern auch für das gemeine Volk, besonders für die Ackerbau treibende Klasse durchzusetzen. Selbst an den, dem Fehdewesen offen stehenden Tagen, durfte keiner der in Fehde begriffenen Theile einen Unterthanen seines Gegners verwunden, gefangen nehmen oder gar tödten. Eben so wenig war es ihm er-

laubt, das Vieh eines solchen Landmanns fortzutreiben, dessen Ackergeräthe zu zerstören oder die Erzeugnisse seiner Grundstücke zu verbrennen. Nur das seinem Gegner unmittelbar angehörende Getraide oder Vieh durfte er, jedoch nicht zerstören, sondern blos als Beute mit sich fortführen. Diese, unmittelbar aus der Kirche hervorgegangene, einer zahlreichen und damals ohnehin schon so sehr belasteten und geplagten Klasse der Menschheit, Leben, Freiheit und Eigenthum schützende und erhaltende Einrichtung fand, ihres fühlbaren Segens wegen, bald auch Eingang in alle übrigen Länder Europens, wo das Feudalwesen eingeführt war. Wenige Jahre nachher ward dieser Gottesfriede in Burgund, Lotharingen, ganz Deutschland, Italien und England eingeführt. Unstreitig abermals wieder eine jener nicht zu berechnenden Wohlthaten, welche die Völker aus den Händen der Kirche empfangen hatten.

5. Aber äußerst seltsam und tief beugend ist es, daß um dieselbe Zeit, als in allen abendländischen Reichen für die Kirche die ersten Strahlen der Morgenröthe eines schönern Tages hervorbrachen, die Kirchen in Italien gerade in den nämlichen sittlichen Verfall geriethen, aus welchem jene in den andern Ländern sich wieder nach und nach zu erheben anfingen. Trotz der Verdorbenheit des Volkes, hatte die italiänische Geistlichkeit sich bisher rein in ihren Sitten wie in ihrem öffentlichen Wandel zu erhalten gewußt. Das schreckliche Laster der Simonie war nicht unter ihr eingerissen, von Priesterehen hatte man bis jetzt noch nie etwas gehört, und die alte strenge Kirchenzucht war noch in ihrer vollen Kraft. Aber leider wendete sich jetzt plötzlich alles zum Schlechtern. Eine völlige Zerrüttung aller kirchlichen Ordnung und Disciplin riß nun auch

unter allen Kirchen Italiens ein. Gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts hatte das Aergerniß, welches der hohe wie niedere italiänische Clerus der gesammten Christenheit gab, seinen höchsten Grad erreicht. Sind die Klagen, die nachher Pabst Victor **III.** darüber führte, nicht übertrieben, sind in dem Gemälde, das er davon entwirft, die Farben nicht zu dicht und zu grell aufgetragen — was bei dem Flammeneifer dieses frommen Pabstes sehr möglich gewesen seyn möchte — so ward damals von der italiänischen Geistlichkeit kein Gesetz und kein Gebot mehr geachtet. Alles, selbst das Heiligste, war verkäuflich geworden: bei dem Volke, dessen Stimmen bei den Bischofswahlen, und bei den Bischöfen selbst die Gaben des heiligen Geistes. Mehrere Bischöfe sollen sogar sich öffentlich verheirathet und ihre Frauen in ihren bischöflichen Wohnungen bei sich gehabt haben. Was aber Pabst Victor am meisten schmerzte, war, daß dieses Aergerniß gerade am stärksten in jener Stadt herrschte, aus welcher von jeher alle religiöse und kirchliche Gebote und Vorschriften ausgingen und über den übrigen Erdkreis sich verbreiteten. — Dieß ist jedoch sehr begreiflich. Bekanntlich gibt es in dem Orient ein gewisses Insekt, das sich stets nur an die edelsten und kostbarsten Pflanzen ansezt, und um sie zu zerstören, die feinsten Fasern ihrer Wurzeln durchnaget. Eben so machte nun damals der Feind Gottes und der Menschen einen Versuch, die Kirche Jesu gerade an ihrer Lebensquelle zu vergiften. Aber es gelang ihm nicht, denn als bald darauf, wie wir an gehörigem Orte sehen werden, der päbstliche Stuhl wieder mit seiner alten Hoheit und würdevollem Ernst auftrat, verschwanden sogleich alle diese nächtlichen Schattenbilder vor der flammenden Leuchte des heiligen Petrus.

IX.

1. Geschichte der Päbste. — In dem achtzehnten Band unserer Fortsetzung brachen wir den Faden der Geschichte des Pabstthums in dem Augenblicke ab, als Johann XV. durch einstimmige Wahl auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben ward. (985.) Die Geschichte des Pontificats dieses Pabstes, wie auch seiner beiden Nachfolger, Gregors V. und Sylvesters II., weil vielseitig verzweigt in alle Angelegenheiten Italiens, ja zum Theil sogar Frankreichs und Deutschlands, ist dem Leser größtentheils schon bekannt. Man wird sich erinnern, daß Johannes bald einige Zeit nach seiner Erhebung von Crescentius aus Rom vertrieben, und obgleich nach einem Aufenthalt von beinahe zwei Jahren in Toscana, von Crescentius und dem römischen Senat ehrenvoll zurückgerufen, dennoch bis an seinen Tod von jenem herrschsüchtigen Partheihaupte in so drückender Abhängigkeit gehalten ward, daß er nicht nur an der Herrschaft über Rom und dessen Gebiet nicht den mindesten Antheil hatte, sondern selbst in der Führung seines Kirchenregiments sich von demselben bisweilen gestört sah. Indessen wird man sich auch entsinnen, mit welcher Weisheit und ungemeiner Besonnenheit Johann sich in dem Prozeß des Erzbischofes Arnulph von Rheims benommen, wie er durch Standhaftigkeit und zeitgemäße Strenge die französischen, gegen Rom sich auflehnenden Bischöfe wieder zum Gehorsam gebracht, zur Erkenntniß ihrer Pflicht sie zurückgeführt, und endlich in dieser, ihrer Folgen wegen so ungemein wichtigen Streitsache das Ansehen des päbstlichen Stuhles in dem ganzen Umfange seiner Machtvollkommenheit aufrecht zu erhalten gewußt hat.

2. Zehen Jahre stand Johann XV. der Kirche Jesu vor. Er starb in den letzten Tagen des Monates April 996. — Einige beschuldigen diesen Pabst des Geitzes und der Geldgier. Aber dieser Anklage fehlt es an dem nöthigen Beweis, und sie beruhet allem Ansehen nach blos auf einem Mißverständniß, welches der, von den nach Rom an Pabst Johann gesandten Bischöfen bei ihrer Rückkehr erstattete Bericht vollkommen aufzuklären scheint. Diese Abgeordneten beklagten sich nämlich, daß sie bei dem Pabst keine willkommene Aufnahme gefunden, jedoch blos weil sie nicht dem Patricier Crescentius vorher Geschenke gebracht hätten*). Um seine weitaussehenden Plane auszuführen, brauchte Crescentius vieles Geld. Er suchte also Schätze aufzuhäufen, und auch von denen Geld zu erpressen, welche kirchlicher Angelegenheiten wegen nach Rom kamen. In der schmählichen Abhängigkeit, in welcher Johannes von dem Tyrannen in Rom stand, ver-

*) Regii ac nostri legati Romam profecti, et epistolas Pontifici porrexerunt, et ab eo indigne suscepti sunt. Sed, ut credimus, quia Crescentio nulla munuscula obtulerunt, per triduum a palatio seclusi, nullo responso accepto redierunt (*Baron.* ad Ann. 992.) — — Uebrigens läßt es sich auch ohne alle weitere Erklärung sehr leicht begreifen, wie der Pabst, der ganz gewiß auch noch manche andere, und wahrscheinlich wichtigere Geschäfte hatte, als blos den von den schismatischen französischen Bischöfen an ihn abgeordneten Gesandten Audienz zu geben, sie drei Tage lange warten lassen konnte. Die Herren waren zudem auch gar zu ungeduldig; hätten sie vielleicht nur noch einen Tag länger gewartet, welches wahrhaftig doch nicht zu viel gewesen wäre, so würden sie ganz gewiß einen, wenn ihnen auch nicht ganz willkommenen, doch sehr ernsten und unumwundenen Bescheid von dem heiligen Vater erhalten haben.

mochte er dieses nicht zu verhindern, und so konnte nun dieser Unfug von denen, welchen die Personalverhältnisse in Rom nicht bekannt waren, gar leicht dem Pabste selbst zur Last gelegt werden. — Nicht des Geizes oder der Habsucht, wohl aber eines Mangels an Muth und christlichem Heldensinn möchten vielleicht Johann XV. so wie noch einige andere Päbste mit Recht beschuldiget werden können*).

*) Der stärkste Ankläger dieses Pabstes ist der Mönch Aimonius, der in seiner Lebensbeschreibung des heiligen Abbo Johannes den Fünfzehnten einer schmutzigen Geldgier beschuldiget. Aber Aimonius war nie in Rom, kannte also die dortigen Verhältnisse nicht, schrieb also das, was er von dem Pabste sagte, blos nach Hörensagen, wo nun ganz leicht der hier oben erwähnte Irrthum sich ebenfalls in sein Urtheil einschleichen konnte. Zwar ist auch der heilige Abbo selbst mit Johannes XV. nicht sehr zufrieden. In seinem Schreiben an den Abt des Klosters zum heiligen Bonifacius in Rom sagt er: Magnifica Principis Apostolorum membra supplex adii, sed Romanam Ecclesiam digno viduatam pastore, heu pro dolor! offendi. Aber diese Worte des heiligen Abtes lassen sich noch auf mancherlei andere Art deuten; und es ist sehr wahrscheinlich, daß der Vorwurf, der darin für den Pabst liegt, blos auf dessen, eines Oberhaupts der Kirche höchst unwürdige Nachgiebigkeit gegen den Crescentius sich bezieht: eine Nachgiebigkeit, der, wo nicht offenbare verdammnißwerthe Feigheit, doch wenigstens eine viel zu weit getriebene, einem Pabste durchaus nicht geziemende sogenannte Weltklugheit zum Grunde liegen mußte. — — Daß die ab- und nachschreibenden Chroniker der nächstfolgenden Jahrhunderte des Mönchs Aimonius Beschuldigung wiederholten, darüber darf man sich nicht wundern. Man hatte nun einmal wieder einen Pabst, den man eines Lasters beschuldigen konnte. So Etwas findet sich nicht alle Tage, und leider war ein Fund dieser Art von jeher und zu allen Zeiten für sehr Viele stets ein kostbarer Gewinn.

— Unter der Regierung dieses Pabstes ward auch das Bisthum Placenz, auf die Bitte des damals auf diesem bischöflichen Stuhle sitzenden, und bei der Kaiserin Theophano in hoher Gunst stehenden Bischofes Johannes, — der berüchtigte, dem Leser schon bekannte Grieche Philagathos — zu einem Erzbisthum erhoben und der Gerichtsbarkeit des Metropolitanstuhles von Ravenna entzogen.

3. Gregor V. — — Welche Bewandniß es mit Gregors Wahl und Erhebung auf den römischen Stuhl hatte, so wie auch die merkwürdigsten Ereignisse seines kurzen, nur zwei Jahre und neun Monate dauernden Pontificats, haben wir unsern Lesern schon in der Regentengeschichte Kaisers Otto III. umständlich berichtet. — In der schönsten Blüthe seines Alters, als er kaum noch sieben und zwanzig Jahre zählte, starb Gregor V. am zwölften Februar des Jahres neun hundert und neun und neunzig. Er war der erste Pabst deutscher Nation*).

*) Wenn einige alte, übrigens ziemlich achtungswerthe Schriftsteller berichten, daß Gregor V. auf einem Concilium in Rom die Einrichtung getroffen, daß in Zukunft in Deutschland nur gewisse, hiezu auf immer ernannte Chur- oder Wahlfürsten ausschließlich das Recht haben sollten, den deutschen König zu wählen, so ist dieß eine Albernheit, die keiner Widerlegung bedarf. Aber höchst wahrscheinlich — und was nachher zu jenem Wahn Veranlassung gegeben haben mag — hat Gregor V. die römische Kaiserwürde für die Zukunft auf immer mit der deutschen Königswürde vereint. Durch dieses weise Gesetz konnte nun nie mehr, wie in den Zeiten vor Otto dem Großen öfters geschah, der Fall eintreten, daß ganz mindermächtige, und eben daher, aus Mangel an hinreichender Macht, zur Führung des hohen kaiserlichen Amtes völlig unfähige Fürsten, wie Ludwig von der Provence, Lambert rc. die Kaiserkrone von den Päbsten zu ertrotzen es wagen durften.

4. **Sylvester II.** — **Gerbert**, so hieß dieser Pabst vor seiner Erhebung, gehört unstreitig zu den größten und merkwürdigsten Männern seines Jahrhunderts. Mehr als mancher der damals lebenden Monarchen, zog Gerbert frühe schon die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich, und nicht nur von diesen, von Hohen wie von Niedern geehrt und angestaunt, blieb er auch für die folgenden Jahrhunderte ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Unstreitig hat eine solche ungewöhnliche Erscheinung die gerechtesten Ansprüche auf vollständige, selbst in alles Detail eingehende historische Würdigung. — Die Natur hatte Gerbert mit ihren schönsten und herrlichsten Gaben geschmückt, und sein ungewöhnlich tiefer, dabei alles schnell und leicht auffassender Verstand frühzeitig schon des ganzen damaligen Gebietes wissenschaftlicher Kenntnisse sich bemächtiget. Die Grundzüge seines Charakters waren jene einer edeln und schönen Seele. Da ihm aber, bei seinem starken, nach allen Richtungen hin thätigen Geist, und dem Gefühl, daß er in alle Verhältnisse selbst sehr weiter Kreise mit eben so viel Geschick als Kraft einzugreifen im Stande sey, auch Ehrgeiz und Schwungsucht nicht fremd blieben; so ward nun bei ihm nicht selten sein eigenes Interesse ungleich mehr, als edle und feste Grundsätze, die leitende Richtschnur seiner Handlungen. An Klarheit des Geistes, Stärke des Verstandes und wissenschaftlichen Schätzen ragte er unter allen seinen Zeitgenossen weit hervor; nur Schade, daß er sie nicht immer auch an Größe und Reinheit des Charakters übertraf. Indessen muß doch offenbar dieser Vorwurf eben so sehr, und vielleicht noch ungleich mehr sein Jahrhundert, als ihn selbst treffen. Gerade in jener Periode, in welcher Gerbert sich bemerkbar zu machen anfing, hielt man in Frankreich Schlauheit, List, Ränke und Schliche

für die höchste Weisheit des öffentlichen Lebens, und von diesem unsaubern Geiste seines Zeitalters zwar nicht blindlings fortgerissen, jedoch leise berührt, erschien nun dem Gerbert das, was blos sein eigener Vortheil war, nur gar zu oft in dem Gewande des Wahren und Guten; und die, wie er glaubte, nothwendige und zeitgemäße Gewandtheit, mit der er jenes zu bewirken oder zu erhalten strebte, ward nun gerade das, was nachher, besonders in den Augen der Nachwelt, nicht selten ein höchst zweideutiges Licht über seinen Charakter verbreitete.

5. Von unbekannten äußerst dürftigen Eltern in Auvergne geboren, ward Gerbert in noch zartem Alter, blos aus Mitleiden, das man mit dem armen Knaben hatte, in das Kloster zum heiligen Gerardus in Aurillac aufgenommen. Aber bald entfaltete sich hier immer mehr und mehr des armen Bauernjungen ausgezeichnetes Talent. Stets der Erste in der Klosterschule, bewunderte der Vorsteher derselben eben so sehr den Fleiß wie die ungewöhnlichen Fähigkeiten des Knaben. Ganz vorzüglich gab er sich jetzt einige Jahre dem Studium der classischen Schriftsteller der Römer hin; daher auch jene Reinheit des Styls, jene Präcision des Ausdrucks und jene ungemeine Eleganz des Vortrages, woran er alle Schriftsteller nicht nur seines, sondern auch des folgenden Jahrhunderts weit übertraf, und die seinen nachher in den mannigfaltigsten Situationen geschriebenen Briefen ein wahrhaft classisches Gepräge aufdrückten. — Aber nicht die schönen Wissenschaften allein konnten den Durst nach Kenntnissen des nun zum Jüngling gereiften Gerberts befriedigen, auch die ernstern strengern Wissenschaften hatten unwiderstehliche Reize für ihn. Da aber jene damals ausschließlich blos von den Arabern jenseits der Pyre-

näen mit einigem Erfolge betrieben wurden, so schickte der Abt des Klosters seinen jungen Mönch, den er liebte, und dessen Geist und große Anlagen er zu würdigen wußte, nach Spanien, und empfahl ihn dort der Aufsicht und Pflege des gelehrten Bischofes Haïton. Unter der Anleitung arabischer Lehrer machte Gerbert in allen Theilen der reinen wie angewandten Mathematik, der Physik, Chemie, Mechanik, Astronomie und endlich selbst in der Arzneikunde, für welche er eine nicht geringe Vorliebe hatte, solche ungemeine Fortschritte, daß er schon nach ein paar Jahren seine bisherigen Meister weit übertraf. Auf einer Reise welche Haïton wegen Angelegenheiten seiner Kirche nach Italien zu machen hatte, mußte Gerbert seinen bisherigen Wohlthäter begleiten, der ihn in Rom dem Erzbischofe Adalbero von Rheims, den er zufällig in derselben Stadt antraf, vorstellte und unter vielen Lobsprüchen dringend empfahl. Adalbero's scharfer Blick sah unter der jetzt noch sehr unscheinbaren Hülle schon den künftigen großen Mann, fand Wohlgefallen an ihm und nahm ihn als Sekretair in seine Dienste. Mit seinem neuen Herrn ging nun Gerbert nach Rheims zurück, wo er schnell nach einander zum Subdiakon und Diakon geweihet und die Leitung der erzbischöflichen Schule ihm übertragen ward. Jetzt fing Gerbert auch an, den Grund zu jener Bibliothek zu legen, die, weil in der Folge unaufhörlich vermehrt, endlich, als er auf den römischen Stuhl erhoben ward, die zahlreichste und ausgesuchteste Büchersammlung jener Zeit war*).

*) Das heißt, in dem christlichen Abendland; denn die Araber im Orient, wie auch in Spanien und Afrika, hatten damals schon aus mehrern hundert tausend Bänden bestehende Bibliotheken. Jene an der Universität zu Cordova in Spanien soll dreimal hundert tausend Bände gezählt haben.

Immer weiter verbreitete sich nun auch der Ruf seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit. Nach und nach ward er dem König Lothar von Frankreich und dessen Gemahlin, der Königin Emma, ferner dem Bruder des Königes, dem nachher so unglücklichen Carl von Lothringen, und zuletzt auch Hugo Capet, damals blos noch Herzog von Franzien, bekannt. Durch seine feine Manieren, seinen ungezwungenen Anstand, und besonders durch den anmuthigen Fluß seiner Rede, gewann Gerbert nicht nur die Gunst und das Zutrauen der königlichen Familie, sondern auch aller Großen, denen sich zu nähern er jetzt immer mehr und mehr Gelegenheit fand, und da man von seinem Geiste, seinen Kenntnissen, seinem alle Verhältnisse umfassenden Verstand, wie von seiner alles wohl berechnenden Klugheit ungemein hohe Begriffe hatte, so fingen nun Könige und Königinnen, Prinzen, Herzoge, Bischöfe und Erzbischöfe an, in allen nur einigermaßen wichtigen Angelegenheiten sich der eben so gelehrten als anmuthigen Feder Gerberts zu bedienen. Aber nun erwachten in ihm auch jener Ehrgeiz und jenes Streben nach hohen Würden, das ihn in der Folge auf mancherlei Abwege führte und seinen bis dahin tadellosen Charakter nicht wenig befleckte. Schon um diese Zeit nämlich finden wir einen, von ihm für Adalbero entworfenen, oder vielmehr geschriebenen Brief, in welchem der Erzbischof den Gerbert der Kaiserin zu irgend einem erledigten Bisthum empfahl, und zwar nicht blos als einen, seiner großen Gelehrsamkeit und Frömmigkeit wegen des bischöflichen Amtes vollkommen würdigen Mann, sondern auch als einen solchen, auf dessen Treue und warme Anhänglichkeit an ihre Person sich die Fürstin vollkommen verlassen könnte. — Einige Zeit darauf riefen Geschäfte den Erzbischof abermals nach Rom.

Auch auf dieser Reise war Gerbert wieder der Begleiter des Erzbischofes, und hatte in Pavia nun auch das Glück, dem Kaiser Otto II. und den beiden Kaiserinnen Adelheide und Theophano auf eine, für ihn höchst schmeichelhafte Weise vorgestellt zu werden. Bei einem von dem Kaiser veranstalteten Colloquium mehrerer ausgezeichneter italiänischer, französischer und deutscher Gelehrten, fand Gerbert eine schickliche und ihm gewiß nicht unwillkommene Veranlassung, den ganzen Reichthum seiner wissenschaftlichen Kenntnisse, und besonders die Gabe hinreißender Beredsamkeit, mit welcher die Natur ihn vorzüglich geschmückt hatte, auf eine so glänzende Art zu entfalten, daß die ganze Versammlung ihn anstaunte, und der Kaiser, wie auch dessen Mutter und Gemahlin ihn in den freundlichsten Ausdrücken ihrer Achtung und ihres Wohlwollens versicherten. Während seines Aufenthaltes in Pavia ward er öfters, bald zu der Kaiserin Adelheide, bald zu Theophano gerufen. Beide fanden großes Vergnügen an seiner Unterhaltung, machten sich immer noch größere Begriffe von seinem Genie und seiner Brauchbarkeit, zeichneten ihn daher auf mancherlei Weise aus, und gaben ihm endlich die reiche Abtei Bobbio als einen einstweiligen Beweis ihres kaiserlichen Wohlwollens.

6. Das vom heiligen Columban in Italien gestiftete Kloster Bobbio war sehr reich, aber zugleich auch sehr arm. Demselben gehörten viele Ortschaften und große Ländereien, aber benachbarte Grafen und selbst Bischöfe hatten seit einiger Zeit dieselben widerrechtlich an sich gerissen, und dem Kloster nur so viel übrig gelassen, daß jetzt kaum dessen allernothwendigste Bedürfnisse gedeckt waren. Fruchtlos klagte Gerbert bei den Bischöfen, und

endlich auch, jedoch mit demselben geringen Erfolge, bei dem Pabst; und da bald darauf Otto II. starb und der Tod desselben allerlei Unruhen und Bewegungen im Lande veranlaßte, auch der Haß der Italiäner gegen alle Fremde jetzt ebenfalls den neuen Abt von Bobbio traf, so fand Gerbert für gut, seine Abtei, ohne jedoch auf dieselbe zu verzichten, ganz in der Stille zu verlassen und zu seinem Erzbischofe Adalbero nach Rheims zurückzukehren. Der größte Gewinn für ihn, und der ihn über den Verlust seiner Abtei leicht trösten konnte, war indessen, daß er nun auch in Verbindung mit dem mächtigen sächsischen Kaiserhause gekommen war. Kaum in Rheims angelangt, ward er von den Kaiserinnen Adelheide und Theophano als Lehrer des schon zum Könige Deutschlands gekrönten Knaben Otto berufen. In diesem Rufe erblickte Gerbert die Bürgschaft seiner künftigen Größe. Schon der Richtung seines eigenen Geistes wegen, mußte ein Mann wie Gerbert auf den von seinem Knabenalter an sein ganzes Leben hindurch von seiner lebhaften Phantasie so sehr beherrschten Otto unauslöschliche Eindrücke hervorbringen. Er schätzte, ehrte und liebte ihn mehr, als irgend einen andern seiner Lehrer, obgleich er dennoch auch die Verdienste eines Meinwerks, Bernwards 2c., deren Unterricht er ebenfalls genossen hatte, stets mit Dankbarkeit anerkannte. Es geht über alle Vorstellung, wie sehr auch in der Folge Otto in allen seinen Briefen an Gerbert sich zu demselben herabließ. Selbst mit der Kaiserkrone geschmückt, beobachtete er doch stets gegen Gerbert das Verhältniß eines eben so dankbaren als folgsamen Schülers zu seinem bewunderten Lehrer.

7. Als der Unterricht, den er dem jungen König, zu Folge des ihm ertheilten Auftrages zu

geben hatte, beendiget war, kehrte er wieder nach Rheims zu dem Erzbischof Adalbero zurück. Dieser starb jedoch bald darauf, und nun ward der Carolinger Arnulph, ein natürlicher Sohn des Königs Lothar, auf den erzbischöflichen Stuhl von Rheims erhoben. In derselben Eigenschaft, wie bei Adalbero, trat nun der nunmehr schon sehr bedeutende Mann auch in die Dienste Arnulphs. Jetzt ward Gerbert ein eifriger Anhänger der Carolinger. In seinen Briefen, besonders in einem an den Erzbischof von Trier*), rügte er in sehr starken Ausdrücken Hugo Capets Usurpation und die Treulosigkeit seines unbedeutenden Anhangs. Ja, er soll sogar damals mit Arnulph einverstanden gewesen seyn und auf Mittel gedacht haben, Carl die Stadt Rheims in die Hände zu spielen. Indessen dauerte es nicht lange, so änderte er Sprache und Benehmen. Der schlaue, überall im Verborgenen lauernde Capet, wohl fühlend, welches Gewicht ein so berühmter, talentvoller und bei dem sächsischen Kaiserhause in hoher Gunst stehender Mann in seine Wagschale legen könnte, suchte auf alle Weise Gerbert in sein Interesse zu ziehen. Er machte ihm also den Antrag, die Stelle, nicht nur eines Lehrers, sondern eines Führers seines sechzehnjährigen, schon zum Mitregenten ernannten und zum König gekrönten Sohnes Robert zu übernehmen; zu gleicher Zeit zeigte er ihm auch das, wahrscheinlich bald erledigt werdende Erzbisthum Rheims, womit der Primat in Frankreich verknüpft war, in ganz naher Perspektive. Diese Aussichten waren zu lockend, als daß der, damals schon nichts weniger als sehr anspruchslose Diakon hätte widerstehen können. Zudem wußte sein Scharfblick die Zeichen der Zeit zu

---

*) *Gerberti* Epistolae Nr. 54.

deuten. Er ahnete den Untergang des schon seit einem Jahrhundert immer tiefer und tiefer gesunkenen Königsgeschlechts, und da er nun das, was ihm jetzt als klug und zeitgemäß erschien, zugleich auch für rechtlich und nothwendig hielt, so nahm er das ihm gemachte Anerbieten mit beiden Händen an, verließ Arnulphs Dienste und trat in jene Hugo Capets. War Gerbert bisher ein eifriger Anhänger der Carolinger gewesen, so ward er jetzt ein eben so warmer Vertheidiger der Usurpation, und hatte er gegen diese in seinen frühern Briefen sich eben so bestimmt als heftig und wenig schonend ausgesprochen, so erlaubte sich sein Eifer für Hugo's Sache selbst die ungeziemendsten Schmähungen gegen Carl und Arnulph; so z. B. schrieb er jetzt an den Erzbischof von Trier: „daß sein Gewissen ihm nicht erlaube, die bisher gespielte zweideutige Rolle noch länger fortzuspielen, und aus Liebe zu Carl und Arnulph sich dem Teufel zu ergeben*).“

8. Früher, als er es vermuthen konnte, gingen Gerberts Hoffnungen in Erfüllung, denn sobald Capet durch den schwarzen Verrath des Bischofes Adalbero von Metz sich der Personen Carls und Arnulphs bemächtiget hatte, berief er, wie wir schon berichtet, ein Concilium von Bischöfen aus dem Herzogthum Franzien zusammen. Arnulph ward von denselben verdammt, seines erzbischöflichen Stuhles entsetzt und auf diesen Gerbert von dem Könige erhoben. — Wie unwürdig und empörend Gerbert auf den drei in Arnulphs Sache gehaltenen Concilien sich benommen, welche schnöde Reden er gegen den römischen Stuhl sich erlaubt, wie selbst der Verdacht ihn getroffen, von der leidenschaftlichen,

*) *Gerberti* Epistolae Nr. 73 und 74.

von dem Bischofe von Orleans gegen die Päbste gehaltenen, nicht blos schismatischen, sondern offenbar im höchsten Grade ketzerischen Rede der Verfasser zu seyn; wie er ferner, hätte es von ihm abgehangen, ohne Scheu und Scham eine traurige Spaltung in der Kirche herbeigeführt haben würde*), und wie er endlich, durch das Volk und

*) Es gibt nichts Ketzerischeres und in seinen Folgen Verderblicheres, als der von Gerbert damals, sowohl in seinen Briefen als auch in der Rede des Bischofes von Orleans aufgestellte Grundsatz, daß nämlich, wenn ein Pabst nicht von allen Lastern frei wäre, man ihn nicht mehr hören, ihm nicht mehr gehorchen dürfe. Wäre es möglich, daß dieser grenzenlose, den Eckstein und das ganze Fundament unserer heiligen Kirche durchwühlende Unsinn herrschend würde; wie schnell müßte dann nicht auch eben diese, obgleich auf einen Felsen erbaute Kirche in tausend und abermal tausend Trümmer zusammenstürzen. Wie bald würde man nicht jenem verderblichen Grundsatze, — besonders wenn eigenes Interesse oder irgend ein Vortheil es so geböte, — eine immer größere Ausdehnung geben, und endlich, sobald man nur das Oberhaupt der Kirche irgend eines Mißgriffes, eines Fehlers oder einer Schwachheit — mit Recht oder Unrecht — beschuldigen könnte, es für hinreichend halten, sich dem Gehorsam gegen dasselbe zu entziehen. Wie oft muß man nicht jetzt schon hören, daß selbst Söhne und Töchter unserer heiligen Kirche, sobald irgend ein Kirchengebot oder eine päbstliche auch noch so positive Verordnung entweder ihrer Bequemlichkeit, ihren angenommenen Gewohnheiten, oder gar ihren zeitlichen Wünschen, Absichten und Berechnungen — wie dieß besonders bei dem Verbot gemischter Ehen nur gar zu oft der Fall ist — nicht entsprechen will, man sie jedoch auf die dringende Nothwendigkeit, denselben zu gehorchen, aufmerksam machen will, sogleich von lasterhaften Päbsten zu reden anfangen. Wüßten doch die guten Leute, wie leicht sie dadurch andere schwache noch unmündige Herzen bethören können,

seine eigenen Lehnsleute und Diener gezwungen, die den apostolischen Stuhl umgebende, zwar unsichtbare, aber eben daher alles besiegende Macht anzuerkennen, aus Frankreich entflohen und bei Otto **III.** eine höchst willkommene Aufnahme gefunden: Alles dieß ist dem Leser schon bekannt. — Aber nun beginnt auch in Gerberts Leben eine neue Periode. Von jetzt an ist sein Betragen stets rein und tadellos. Den Wirrnissen und dem leidenschaftlichen Treiben in Frankreich entrissen, scheint Gerbert nun allen

---

aber ganz gewiß auf noch viel schrecklichere Weise sich selbst täuschen! — Leider gab es freilich lasterhafte Päbste. Aber in der langen, volle achtzehn Jahrhunderte durchlaufenden Reihe von zwei hundert und acht und fünfzig Päbsten ist wahrhaft die Zahl jener äußerst unbedeutend, offenbar gar nicht in Anschlag zu bringen. Bis jetzt sind wir nur einem Einzigen solcher Päbste, nämlich Johann XII., begegnet. Zwar werden wir in der Folge auf dem Stuhle des heiligen Petrus noch einigemal Kirchenoberhäupter erblicken, die jenen einst auch auf dem Stuhle Mosis sitzenden Hohenpriestern gleichen, vor deren Handlungen Jesus Christus warnte, jedoch ihre Worte zu hören und ihre Gebote zu befolgen, ausdrücklich befahl. Aber wie beugend und traurig auch alsdann ein solcher Anblick für uns seyn wird, so werden wir doch stets die freudige Ueberzeugung gewinnen, daß Derjenige, dessen erbarmende Weisheit und Liebe bis an das Ende der Tage bei seiner Kirche zu bleiben verheißen hat, auch zu jeder Zeit dafür sorgte und sorgen wird, daß seine, aus seiner Seitenwunde hervorgegangene, mit seinem kostbaren Blut geschmückte himmlische Braut, selbst unter frevelhaften Oberhäuptern, dennoch, sowohl in Ansehung der Reinheit und Göttlichkeit ihrer Lehre, als auch aller ihrer übrigen, aus dem Geiste der Religion Jesu geflossenen heiligen Institutionen, stets unversehrt und unangetastet geblieben ist, und ganz gewiß auch bis zur zweiten Wiederkunft Jesu Christi es bleiben wird.

seinen ehrgeizigen Planen zu entsagen, nicht ahnend, daß gerade jetzt die Hand der Vorsehung, deren Leitung er sich nun in frommer Ergebenheit völlig überließ, ganz vorzüglich erbarmend über ihm schwebe, und ihn in kurzer Zeit weit höher, als er jemals gedacht, erheben würde. — In den Armen der Wissenschaft, wo schon so vielen großen Männern, wenn der Sturm ihrer Leidenschaften sich gelegt, Trost und Beruhigung geworden, fand jetzt auch Gerbert Erholung und Ruhe. Während seines beinahe zweijährigen Aufenthalts in Magdeburg hatte er volle Muße, sich wieder seinen Lieblingsstudien hinzugeben. Er verfertigte eine astronomische Uhr — damals ein Wunder ohne Gleichen — ferner Erd- und Himmelskugeln, erfand und verfertigte, wie wenigstens erzählt wird, sogar eine Orgel, die getrieben von dem Dampfe siedenden Wassers, ohne daß eine Hand sie berührte, durch ihre melodischen Töne alle Anwesenden in Erstaunen setzte, aber zugleich auch, besonders in Verbindung mit mehrern seiner chemischen Versuche, bei den unwissenden Zeitgenossen den Verdacht einer dabei mit unterlaufenden Zauberei erregt haben soll; ein Verdacht, wovon man in Gerberts und seiner Zeit Geschichte nicht die mindeste Spur findet, und der erst nach seinem Tode aus einer äußerst unlautern Quelle, die wir bald näher bezeichnen werden, entsprang.

9. Als Otto III. nach Italien zog, befand sich Gerbert in dem Gefolge desselben. In Rom lernte er den ehrwürdigen Leo, Abt des Klosters zu den beiden Heiligen Bonifacius und Alexius, kennen. Der Umgang mit diesem frommen und erleuchteten Abt trug ihm größere und herrlichere Früchte, als die Bekanntschaft mit allen Weisen Roms und Griechenlands ihm je gebracht hatte,

denn jetzt erst erwachte in seiner ganzen Stärke in ihm das Gefühl der Reue und Scham über seine vor einigen Jahren, theils auf Concilien, theils in mehrern Schreiben an andere Bischöfe geäußerten, offenbar ketzerischen Grundsätze, er bekannte daher grob gefehlt zu haben, und war demüthig genug, um seine Irrthümer in mehrern Briefen an seine Freunde zu widerrufen*). Ungemein wohlwollend und liebreich empfing ihn daher auch der Pabst, als er demselben vorgestellt ward; uud da bald darauf der Erzbischof von Ravenna starb und der Kaiser nun seinen Freund und ehemaligen Lehrer auf diesen erzbischöflichen Stuhl erhob, so bestätigte Gregor nicht nur unverzüglich diese Ernennung und alle der Kirche von Ravenna von seinen Vorfahren ertheilte Privilegien, sondern machte derselben, aus Liebe zu Gerbert, noch verschiedene sehr bedeutende neue Concessionen, zu welchen der Kaiser nun auch noch mehrere Schenkungen, wahrscheinlich an Ländereien, hinzufügte. (998)

10. Sobald Gerbert das erzbischöfliche Amt angetreten hatte, erwieß er sich sogleich als ein für das Wohl und die Ehre der Kirche, wie für das Heil seines Volkes, von heiligem Eifer entflammter Oberhirt. Er berief unverzüglich ein Concilium, auf welchem er mehrere, seit Jahren in die Kirche von Ravenna, besonders bei Ordinationen eingeschlichene Mißbräuche abstellte. Unter anderm, nicht sehr Rühmlichen, war es allda auch zur Sitte geworden, daß bei der Consecration eines neuen Erzbischofes dem Diacon, der dem Neuerwählten die

*) De calumniis Sedi apostolicae per fraudem, dolum et mendacium objectis poenitentiam egisse non dubitandum est. — (*Mansi* Coll. Conc. T. XIX. p. 239.)

heilige Hostie reichte, ein ansehnliches Geschenk mußte gegeben werden. Durch einen besondern Canon ward jetzt verordnet, daß dieser Brauch, oder vielmehr grobe Mißbrauch, für die Zukunft unterbleiben müsse. Gerbert verbot nicht, daß ein neu angehender Erzbischof der Geistlichkeit seiner Kirche Geschenke mache. Er selbst hatte ihr sehr ansehnliche gemacht; aber daß für die Darreichung der heiligen Eucharistie eine gewisse Summe Geldes sollte bezahlt werden, war unstreitig ein schändlicher, laut schreiender Unfug. Ueberhaupt war Gerbert von den für geistliche Funktionen von den Gläubigen zu entrichtenden Gebühren kein sehr großer Freund, denn auf demselben Concilium verordnete er sogar, daß ein Todter künftig keine jura Stolae mehr bezahlen, sondern unentgeldlich beerdiget werden sollte *). — Auch dem in demselben Jahre in Rom unter dem Vorsitze des Pabstes und im Beiseyn des Kaisers, in der Ehesache des französischen Königs Robert gehaltenen Concilium, wohnte Gerbert bei, und hatte großen Antheil an den darauf genommenen Beschlüssen. Auf demselben Concilium wurde zugleich eine, die deutsche Kirche betreffende Angelegenheit entschieden, wovon hier ebenfalls nun bald noch umständlichere Rede seyn wird. — Gegen alles Vermuthen und alle menschliche An-

*) Damals, als die Kirche auch in ihren zeitlichen Verhältnissen noch blühend und für alle ihre Bedürfnisse reichlich gesorgt war, mochte eine solche Verordnung ganz geziemend und heilsam scheinen; würde aber jetzt, wo der, der schweren Bürde seiner vielen, oft sogar mit sehr großen Anstrengungen verbundenen geistlichen Funktionen beinahe erliegende Priester größtentheils kaum so viel hat, als seine höchste Nothdurft erfodert, durchaus nicht mehr anwendbar seyn.

sichten, starb Gregor V. schon im Februar des folgenden Jahres 999. Bei seinem Tode war höchst wahrscheinlich der Kaiser nicht in Rom anwesend. Als nun die von der römischen Geistlichkeit und dem Senat Roms abgeordneten Gesandten bei dem Monarchen ankamen, ihm den Tod Gregors meldeten und über die bevorstehende Pabstwahl sich beredeten, empfahl Otto ihnen den Erzbischof von Ravenna. Die Versetzung von einem bischöflichen Stuhle auf den andern war längst schon nicht mehr so ungewöhnlich oder vielmehr so anstößig, wie in frühern Zeiten. Zudem hätte man auch nicht leicht einen geistvollern, erleuchteteren, der Angelegenheiten der Kirche wie der damaligen europäischen Staatsverhältnisse kundigern, mithin zu dieser höchsten aller Würden geeignetern Mann finden können, als eben den Bischof von Ravenna. Den Römern mißfiel daher auch nicht des Kaisers Empfehlung. Im Gegentheil wirkte diese so kräftig, daß dieser Erzbischof von der Geistlichkeit, dem römischen Adel und Volk einstimmig gewählt und unter dem Namen: Sylvester II. auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben ward.

11. Es ist eine irrige Vorstellung, wenn man glaubt, daß der Empfehlung des Kaisers dessen persönliches Interesse, und, wie ferner gesagt wird, große, sehr weitaussehende politische Zwecke zu Grunde lagen. Freilich mußte der Kaiser wünschen, daß die bisherige Eintracht zwischen den beiden höchsten Mächten der Christenheit noch ferner fortbestehen möge. Aber dieser Wunsch lag ja auch gerade in dem gemeinsamen Interesse der Kirche und aller christlichen Völker des Abendlandes. Obgleich Otto sehr vieles, ja, wenn man will, das Meiste zur Erhebung Sylvesters beigetragen hatte,

so betrachtete sich dieser doch nie als ein Geschöpf des Kaisers in dem gewöhnlichen, mit diesem Worte verwandten Sinne. Sylvester im Gegentheil übte einen ungleich größern Einfluß auf den Kaiser, als dieser auf den Pabst. Selbst in allen nur einigermaßen bedeutenden Vorfällen des weltlichen Regiments zog Otto jenen immer zu Rathe; und in kirchlichen Angelegenheiten, wozu die Mitwirkung der weltlichen Macht erfordert ward, konnte der Pabst von dem Kaiser stets alles, was er nur immer verlangte, erhalten. So z. B. geschah es blos auf das Ansuchen Sylvesters, daß Otto der Kirche von Vercelli die öffentliche Staatsgewalt über die Stadt und deren Gebiet, so wie über die dabei liegende Grafschaft St. Agatha durch eine, unter dem 7. Mai ausgefertigte Urkunde förmlich übertrug; ein in manchem Betracht nicht wenig bedeutendes Ereigniß.

12. Gegen den Erzbischof Arnulph von Rheims benahm sich Sylvester zwar mit vieler Milde und Güte; jedoch bemerkt man in seinem Benehmen gewisse Wendungen, die zwar von feiner Weltklugheit zeugen, uns aber dafür jene schöne lautere Herzenseinfalt vermissen lassen, die, wenn er deren Richtschnur gefolgt wäre, ihn, besonders in einer Zusammenstellung mit seinem ehemaligen Gegner, dem Arnulph, in einem noch weit ehrwürdigern und liebenswürdigern Licht uns würden gezeigt haben. Zwei Päbste, Sylvesters unmittelbare Vorfahren, hatten Arnulph — entweder weil dessen ihm zu Last gelegte Verbrechen nicht hinreichend erwiesen waren, oder weil, wenn er wirklich auch nicht ganz unschuldig, doch sein Vergehen nicht von der Art war, daß es, nach den Canons, seine Entsetzung von dem erzbischöflichen Stuhle hätte zur Folge haben müssen — vollkommen

freigesprochen, das auf dem ersten Concilium von Rheims von französischen Bischöfen gegen ihn erkannte Urtheil kassirt und Arnulph als rechtmäßigen Erzbischof der Kirche von Rheims laut und öffentlich anerkannt. Endlich hatte König Robert, gleich nach dem Tode seines Vaters, den Arnulph der Haft entlassen, seiner erzbischöflichen Kirche ihn zurückgegeben, und er von dieser Zeit an, wie früher, allen erzbischöflichen Verrichtungen sich wieder unterzogen. Alles dieses gibt Sylvester sich jetzt den Schein, völlig zu ignoriren, findet sich jedoch aus apostolischer Milde bewogen, dem Gefallenen hülfreich entgegen zu kommen und ihn auf dem Stuhle von Rheims wieder herzustellen. Er ermächtiget daher Arnulphen, alle erzbischöflichen Functionen wieder zu verrichten, die französischen Könige zu salben, Bischöfe zu weihen rc., sendet ihm dabei das Pallium, erlaubt ihm an den vorgeschriebenen Tagen sich mit demselben zu schmücken, bedrohet mit Kirchenstrafen alle, die es wagen würden, ihm je irgend einen Vorwurf wegen des Vergangenen zu machen, und bestätiget endlich auf das neue den Besitzstand wie alle übrigen Rechte der erzbischöflichen Kirche von Rheims. — Das ganze päbstliche Breve beruhet indessen durchaus auf der Voraussetzung, daß das von den französischen Bischöfen über Arnulph gefällte Urtheil an sich gerecht gewesen und demselben blos die Bestätigung von Seiten des römischen Stuhles noch gefehlt habe *).

*) Wir müssen indessen doch bemerken, daß ein sehr scharfsinniger Kritiker (*Gabr. Cossart* S. J.) der Meinung ist, dieses Breve sey nicht von Sylvester, sondern von seinem Vorfahrer dem Pabst Gregor V. erlassen, und blos aus Fahrläßigkeit oder völliger Unkunde unter die Briefe des Erstern aufgenommen worden. Ist dieß, was auch wenig-

13. Dem Herzog Stephan von Ungarn, Herzogs Geisa Sohne, ertheilte Sylvester die könig-

---

stens für uns die größte Wahrscheinlichkeit hat, wirklich der Fall, so liefert es einen vollständigen Beweis, daß auch die Päbste Johannes XV. und Gregor V. den Erzbischof Arnulph nicht für schuldlos hielten, sondern blos aus höhern Rücksichten auf die päbstliche Würde, nämlich wegen des gesetzwidrigen Verfahrens der französischen Bischöfe und deren stolzen Anmaßungen gegen den römischen Stuhl, den Arnulph in seine erzbischöfliche Würde wieder einzusetzen für nothwendig erachteten. — Hat aber in der That erst Sylvester dieses Breve erlassen, so geht eben so klar daraus hervor, daß der Pabst dadurch hauptsächlich sich von dem Vorwurf reinigen wollte, der ihn, als er noch Gerbert hieß, getroffen hatte, nämlich den Arnulph verläumdet und fälschlich angeklagt zu haben. Diesen Zweck erreichte er nun durch dieses Breve, in welchem er, von dem apostolischen Stuhle aus, die Schuldbarkeit des Arnulphs auf das neue der Christenheit verkündigte, jedoch auch das Mangelhafte des von den Bischöfen erlassenen Urtheils öffentlich anerkannte, und so, nun Milde und Gerechtigkeit verbindend, es seiner, aus dem ganzen Verfahren hervorleuchtenden, alles genau berechnenden Klugheit angemessen fand, den Arnulph, aus eigenem Antriebe, ebenfalls auf seinem erzbischöflichen Stuhle wieder herzustellen. — Unstreitig mußte Arnulph, als er hörte, sein ehemaliger, so sehr erklärter Gegner sitze jetzt auf dem Stuhl des heiligen Petrus, mancherlei Besorgnisse gehabt haben. Diese zu zerstreuen, geziemte unstreitig dem Pabst, und ganz leicht konnte er dieß, und zwar blos durch die schleunige Uebersendung des Palliums ohne alle weitere Erwähnung des Vergangenen. Da Sylvester jedoch diesen Weg nicht einschlug, so ist beinahe gar nicht daran zu zweifeln, daß der so eben von uns angegebene Zweck ihn hierin geleitet haben müsse. — In der Ueberzeugung, daß es gewiß vielen unserer Leser nicht wenig angenehm seyn wird, das merkwürdige päbstliche Breve vollständig

liche Würde, schickte ihm eine goldene Königskrone, nebst dieser noch ein großes, ebenfalls von Gold

---

kennen zu lernen, wollen wir es ihnen auch jetzt, und zwar nach dem ganzen Umfange desselben, hier mittheilen:

„Apostolici culminis est non solum peccanti„bus consulere, verum etiam lapsos erigere, et „propriis privatos gradibus reparatae dignitatis „insignibus informare, ut Petri solvendi libera „sit potestas, et Romanae gloriae ubique fulgeat „dignitas. Quapropter tibi Arnulfo Remensi „Archiepiscopo, quibusdam excessibus pontifi„cali honore privato, subvenire dignum duxi„mus, ut quia tua abdicatio Romano assensu „caruit, Romanae pietatis munere credaris „posse reparari. Est enim Petro ea summa „facultas, ad quam nulla mortalium aequiparari „valeat felicitas. Concedimus ergo per hujus „privilegii nostri statuta, tibi baculo et annulo „redditis, archiepiscopali officio fungi, et „omnibus insignibus, quaecumque ad sanctae „metropolim Remensis ecclesiae pertinent, solito „more perfrui. Pallio solemnitatibus statutis „utaris, benedictionem regum Francorum et „tibi subjectorum Episcoporum obtineas, et „omne magisterium, quod tui antecessores ha„buisse visi sunt, nostra apostolica autoritate „geras. Praecipimus etiam, ut nullus mortalium „in synodo, aut in quacunque parte, abdica„tionis tuae crimen tibi quoque modo opponere „praesumat, vel hac occasione in improperii „contra te verba exardescat; sed nostra te „ubique autoritas muniat, etiam si conscientiae „reatus accurrat. Confirmamus insuper tibi et „concedimus Archiepiscopatum Remensem in „integrum, cum omnibus episcopatibus sibi „subjectis, seu cum omnibus monasteriis, ple„bibus, titulis et capellis, atque curtibus, ca„stellis, villis, casalibus et cum omnibus rebus „ad ecclesiam Remensem pertinentibus, salvo et „inviolabili testamento B. Remigii Francorum

gefertigtes Kreuz mit der Ermächtigung, dieses, zum Zeichen seiner apostolischen Würde, vor sich hertragen zu lassen; denn dadurch, setzte der Pabst hinzu, daß Stephan, von heiligem Eifer für die Verbreitung des Evangeliums beseelt, ein zahlloses Volk zum Christenthum bekehrt hat, gebührt ihm auch die glorreiche Benennung eines Apostels seines Volkes. Zu gleicher Zeit ertheilte er ihm auch, in Betreff aller kirchlichen Angelegenheiten in seinem Lande, ganz ungewöhnlich ausgedehnte Vollmachten. — Dieser Stephan, durch päbstliche Machtvollkommenheit erster König in Ungarn, ward nach seinem Tode von der Kirche den Heiligen beigezählt.

14. Da Sylvester, als er zum Pabst gewählt wurde, in Jahren schon sehr weit vorgerückt war, so zierte er den römischen Stuhl keine volle fünf Jahre. Er starb am 12. Mai des Jahres 1003, ward in der Kirche zum heiligen Johannes von Lateran begraben, und nahm die Liebe und Verehrung nicht nur des römischen Volkes, sondern der gesammten Christenheit mit in das Grab. Er war ein ausgezeichneter, und, weil frommer, auch erleuchteter Pabst. Weisheit und Gerechtigkeit bezeichnen alle seine päbstlichen Entscheidungen und Anordnungen. Er eiferte mit Erfolg gegen das damals noch so sehr herrschende Laster der Simonie; war aber auch dabei ein standhafter Vertheidiger

„Apostoli. Statuentes apostolica censura sub „divini obtestatione judicii et anathematis interdictione, ut nulli unquam nostrorum successorum pontificum, et aliae quaelibet magnae „parvaeque personae, hoc nostrum privilegium „infringere liceat. Si quis vero, quod absit, „hoc Romanum decretum violare tentaverit, „anathema sit.“

und Beschützer kirchlicher Rechte. — Als in dem Jahre Ein tausend sechs hundert und acht und vierzig die Laterankirche ausgebessert, auch ein Theil davon von Grunde aus wieder neu auferbaut wurde, ward auch das Grab des Pabstes Sylvester geöffnet. Man fand die Leiche in einem marmornen Sarge mit dem ganzen päbstlichen Ornat geschmückt und die beiden Hände kreuzweise über die Brust gelegt, noch ganz kennbar und völlig unversehrt. Zu gleicher Zeit erfüllte ein ungemein lieblicher, balsamischer, wahrhaft himmlischer Geruch die ganze Kirche. Als die äußere Luft den entseelten Körper berührte, zerfiel derselbe sogleich mit dem ganzen, ihn schmückenden Gewand in Asche, nur bis auf das Kreuz und den Ring. Man könnte demnach mit aller Zuversicht sagen, daß Pabst Sylvester **II. in odore sanctitatis** gestorben sey. — Die Grabschrift, welche Pabst Sergius **IV.**, der sechs Jahre nachher den päbstlichen Stuhl bestieg, Sylvester **II.** setzen ließ, bezeugt den ungemein hohen Grad der Verehrung, in der er bei allen seinen Zeitgenossen stand *).

*) Es wird gewöhnlich gesagt, und zum Theil auch geglaubt, Pabst Sylvester II. sey schon, als man ihn blos noch unter dem Namen Gerbert kannte, in dem Rufe der Zauberei gestanden, und dieser Verdacht habe ihn selbst noch auf dem päbstlichen Stuhle und bis zu seinem Tode verfolgt. Wohl möglich, daß hie und da einem ganz Unwissenden, besonders wenn er Gerbert nicht persönlich kannte, auch von dessen chemischen Versuchen, vielen in arabischen Schriftzügen geschriebenen Büchern, die er in seiner Bibliothek hatte, ꝛc. ꝛc. ganz übertriebene Gerüchte ihm zu Ohren kamen, ein solcher abgeschmackter Gedanke augenblicklich durch den Kopf gegangen seyn mag; aber öffentliche Meinung war dieses nie, wenigstens finden wir nicht die mindeste Anzeige davon, wohl aber viele Spuren und Merkmale, die gerade das

Gegentheil bezeugen. Diese, im Ganzen genommen ihrer Erbärmlichkeit wegen höchst unbedeutende Nachrede, ward erst ungefähr siebenzig Jahre nach Sylvesters Tode von einem gewissen Benno in Umlauf gesetzt und in der Welt ausgestreut. Dieser Benno soll Cardinal-Priester gewesen seyn. Wie dem aber auch sey und welchen eigentlichen Namen er gehabt haben mag, so war doch derselbe Mensch, — und was ihn schon vollkommen hinreichend charakterisirt — bekanntlich ein äußerst erbitterter Feind des heiligen Pabstes Gregor VII., aber dafür ein desto wärmerer Freund und Vertheidiger des in allen Schändlichkeiten versunkenen Kaisers Heinrich des Vierten, so wie auch der demselben anhängenden, durch Simonie und die schlechtesten Künste zu ihren bischöflichen Stühlen gelangten Bischöfe. Um den römischen Stuhl recht herabzuwürdigen, schrieb er gegen den Pabst unter dem Titel: de vita et gestis Hildebrandi, eine mit den gröbsten Schmähungen angefüllte Schandschrift, in welcher er zugleich eine ganze Reihe von Päbsten bis auf Gregor VII. mit seinem Geifer besudelt *). Da er gegen Sylvester nicht vieles zu sagen wußte, beschuldigte er denselben der Zauberei und nennt ihn einen mit dem Teufel im Bunde stehenden Schwarzkünstler. Aber alles, was der Elende diesfalls vorbringt, findet in der eigenen unbegreiflichen Abgeschmacktheit und Albernheit die beste Widerlegung. So z. B. sagt Benno: Sylvester habe in seinem Gemach einen metallenen Ochsenkopf aufbewahrt, durch welchen der Satan, so oft er ihn befragte, Antwort gab. Endlich habe der Teufel, als der zwischen Beiden geschlossene Pact zu Ende gegangen, ihn am Altar sogleich nach beendigtem Gottesdienst erwürgt und mit sich fortgenommen. — Wie unbegreiflich aber auch die boshafte Frechheit und der Unverstand des erwähnten Benno seyn mag, so ist

*) Nur ein protestantischer Gelehrter, wie der ***Dominus Wolfius***, konnte diese nichts als Verachtung verdienende Pfui- und Schandschrift in seinen Lection. Memorab. ad an. **1076.**, und zwar con amore, aufnehmen und abdrucken lassen.

doch die Beschränktheit und Dummheit mehrerer spätern Geschichtschreiber, wie z. B. des Siegeberts, Martinus Polonus, Ptolomäus von Lucca u. A. noch weit unbegreiflicher. Diese glaubten nicht nur die erbärmliche Fabel, sondern schrieben auch in vollem Ernste sie nach. Des Ersteren, nämlich des Siegeberts Pinselhaftigkeit geht gar so weit, daß er in seiner lächerlichen Entrüstung fodert: Man müsse Sylvester II. aus der Reihe der Päbste ausstreichen. — Alles dieses gab nun höchst wahrscheinlich später zu dem Irrthum Anlaß, als wenn jenes Zeitalter, noch so sehr in Dunkelheit und Unwissenheit versunken, Sylvester seiner großen Gelehrsamkeit wegen im Ernste für einen Hexenmeister gehalten habe. In Gelehrsamkeit mußten freilich die folgenden Jahrhunderte, — weil die Masse der Erfahrungen sich stets immer vermehrte — auch immer weiter, und beinahe in gleicher Progression bis auf unsere Tage fortschreiten. Ob aber von des Mittelalters starkem und gesundem natürlichen Menschenverstande, von dessen tiefem innigen Gefühle und richtigem Takt, den man füglich einen Vernunftinstinkt nennen könnte, über der endlich von allen Seiten zusammenfluthenden ungeheuern Bücherweisheit nicht leider sehr Vieles abhanden gekommen: dieß wäre noch zu untersuchen, und dürfte wohl eine sehr zweckmäßige, allenfalls von der Akademie der Wissenschaften in München für das Jahr 1840 vorzulegende Preisaufgabe seyn. — Mit Gerberts Hexenmeisterei mögen also seine Zeitgenossen sich wenig beschäftiget haben. Aber dafür erregte etwas Anderes an diesem großen Manne ihre Aufmerksamkeit. Da nämlich der Name desselben zwei R enthielt, und auch die Namen der Städte, in welchen er nacheinander zu den höchsten kirchlichen Würden gelangte, sämmtlich mit demselben Buchstaben anfingen, so glaubten sie in dem R eine für Gerbert prophetische Bedeutung zu finden, und dieß gab nun auch sogleich Veranlassung zu folgendem, nicht ganz übel gelungenen lateinischen Vers:

Transit ab R Gerbertus ad R fit Papa vigens R.

Solche Aehnlichkeiten schnell aufzufassen, ja wohl nach denselben zu haschen und sie zu einem mystischen

Sinne zu combiniren, dieß lag nun einmal in der geistigen Richtung der damaligen Gelehrten, nach deren Meinung Zahlen, Namen und Buchstaben oft etwas Verborgenes enthielten, dessen Erforschung sie sich sogar nicht selten zu einer sehr ernsten Aufgabe machten.

X.

Die Päbste Johann XVII., Johann XVIII., Sergius IV., Benedikt VIII. und Johann XIX.

1. Johannes XVII.*) — Sylvester II. hatte zu seinem Nachfolger Johannes den Siebenzehnten. Aber die Regierung dieses Pabstes war von kurzer Dauer. Er starb schon im fünften Monat nach seiner Erhebung; und nun ward erst, im folgenden Jahre Ein Tausend und vier, Johannes

*) In der Zahl der Päbste, die Johannes hießen, wäre Sylvesters Nachfolger eigentlich der Sechzehnte. Da aber der Grieche Philagathos, nachdem er im Bunde mit dem Crescentius den Pabst Gregor V. aus Rom vertrieben und die päbstliche Würde usurpirt hatte, sich ebenfalls Johannes den Sechzehnten nannte, auch unter dieser Benennung in verschiedenen römischen, während seiner Usurpation gefertigten Urkunden vorkommt, so wollte jetzt der neu erwählte Pabst, aus Besorgniß daß, wenn er ebenfalls die Zahl Sechzehn seinem Namen beifügte, in der Folge Manches, was der Afterpabst vorgenommen, aus Irrthum ihm könnte zugeschrieben werden, jedem solchen Mißverständniß dadurch vorbeugen, daß er sich Johannes den Siebzehnten nannte, wenn schon Johannes Philagathos durchaus nicht in die Reihe der Päbste gehört, es auch noch Niemand eingefallen ist, ihn in dieselbe aufzunehmen. Dieser Ordnung blieben nun sämmtliche folgende Päbste gleichen Namens treu, und sie wird daher nun auch beinahe von allen Geschichtschreibern — der Ausnahmen sind nur äußerst wenige — beobachtet.

XVIII. auf den seit dem Tode des letzten Pabstes fünf Monate lang verwaißten Stuhl des heiligen Petrus erhoben.

2. Dieser, ein geborner Römer, regierte zwar länger als sein unmittelbarer Vorfahrer. Aber im Ganzen genommen hatte doch ebenfalls seine Regierung keine sehr lange Dauer. Nur fünf Jahre saß er auf dem Stuhle des heiligen Petrus. Während seines Pontificats herrschten Ruhe und Ordnung in Rom und in der Kirche. Nichts des Aufzeichnens Würdiges ereignete sich in dieser Zeit. Die Geschichte hat demnach nur äußerst weniges, was man allenfalls noch merkwürdig nennen könnte, von Johannes **XVIII**. zu erzählen. Er bestätigte das in Deutschland neu errichtete Bisthum Bamberg. Den heiligen Bruno ernannte er zu einem Apostel der Heiden und zum Erzbischofe über alle die Kirchen, die er unter den Ungläubigen gründen würde, ermächtigte ihn daher, sich in Deutschland zum Erzbischofe weihen zu lassen und ertheilte ihm zum voraus schon das Pallium. Bruno, nachdem er vom Erzbischof von Magdeburg war consecrirt worden, begab sich mit mehrern Begleitern zu den heidnischen Preußen. Aber nicht diesen, sondern nur ihm selbst brachte das von ihm übernommene Apostelamt Segen und Heil; denn, gleich dem heiligen Adalbert, seinem Vorfahrer in dieser Mission, ward er ebenfalls der Märtyrerkrone gewürdigt. Schon auf der Grenze ihres Landes schlugen die heidnischen Preußen ihm und allen seinen Begleitern, achtzehn an der Zahl, nachdem sie dieselben zuerst grausam gemordet hatten, die Köpfe ab *). — Unter diesem Pabst kam der heilige

---

*) Baronius und noch Andere vor und nach ihm berichten zwar, der heilige Bruno sey als Missionair

Elphegus, Erzbischof von Canterbury, nach Rom, um von dem Pabste sich das Pallium zu erbitten. Johannes gewährte ihm nicht nur sein Gesuch, sondern um den heiligen Elphegus noch mehr zu ehren, nahm er die apostolische Stola, die er selbst trug, und schmückte damit in Gegenwart des römischen Senats den heiligen Erzbischof. — Johannes starb am 18. Julius des Jahres Ein Tausend und neun.

3. Drei Monate blieb die Kirche ohne Oberhaupt, bis endlich die Römer, diese Zeit über wegen Besetzung des erledigten Stuhles in mehrere Partheien getheilt, sich vereinten, und nun der Bischof Petrus von Albano, der aus Ehrfurcht gegen den Fürsten der Apostel jetzt nicht mehr Petrus heißen wollte, unter dem Namen **Sergius IV.** den päbstlichen Stuhl bestieg. Schade, daß dieser treffliche, durch Frömmigkeit, Weisheit, Milde und Sanft-

---

zu den Russen gekommen und von diesen gemordet worden. Aber erstens weiß man, daß von den alten Chronikschreibern nur gar zu oft Russia mit Prussia verwechselt wird. Zweitens ist es auch daher höchst unwahrscheinlich, weil damals in Rußland, unter der Regierung Wladimirs des Großen, das Christenthum schon große Fortschritte gemacht hatte und über den größten Theil des Reichs verbreitet war. Gab es auch in den von dem Sitze der Regierung weit entfernten russischen Grenzprovinzen noch viele Heiden, so konnte es zu deren Bekehrung — besonders bei der damaligen doppelten und engen Verbindung der russischen Großfürsten mit dem byzantinischen Hofe — unmöglich an griechischen Missionairen fehlen. Endlich erzählt Ademar, daß nicht, wie Ditmar berichtet, die Polen von den Russen, sondern die Russen von den Preußen den Körper des heiligen Bruno mit schwerem Gelde gekauft und, um das Andenken des heiligen Märtyrers zu ehren, ein nach ihm genanntes und ihm geweihtes Kloster in Rußland erbauet hätten.

muth, und besonders durch seine mehr als väterliche Sorgfalt für Arme und Nothleidende, für Wittwen und Waisen so sehr ausgezeichnete Pabst nur zwei Jahre und etliche Monate die Kirche Gottes regierte. Er starb im Monate Mai des Jahres 1012. — Während des Pontificats Sergius **IV.** erduldete auch der heilige Kolomann den Märtyrertod zu Stockerau in dem Oesterreichischen. Er war ein geborner Irländer. Von Liebe zu Jesu getrieben hatte er eine Reise nach Palästina gemacht, um dort durch den Anblick der heiligen Oerter sein Herz noch mehr in Liebe zu seinem Erlöser zu entflammen. Auf seiner Rückreise nahm er den Weg über Oesterreich. Unglücklicher Weise hielt man ihn hier für einen von den Polen geschickten Späher. Um ein Bekenntniß von ihm zu erzwingen, ward er einigemal grausam gefoltert und obgleich er auch unter der Qual der Tortur seine Unschuld betheuerte, dennoch von den Unmenschen zum Tode verurtheilt und an einem verdorrten Baume aufgehenkt. Aber der Unschuld und Heiligkeit des Ermordeten gab nun bald Gott selbst ein auffallendes Zeugniß. Der abgestandene, völlig verdorrte Baum fing auf einmal wieder an zu grünen, brachte Knospen, Blätter und Früchte. Natürlich erregte diese wunderbare Naturerscheinung großes Aufsehen. Man nahm den schon mehrere Monate an dem Baume hängenden Leichnam von demselben herab; und als man an dem entseelten Körper einen kleinen Einschnitt machte, floß frisches Blut wie bei einem Lebenden hervor. Niemand zweifelte nun mehr an dem doppelten Wunder wie an der Heiligkeit des unschuldig Hingerichteten. Jezt nahm auch der das Land verwaltende Markgraf Kenntniß von dieser Sache; stellte genaue und ernste Nachforschungen an, erfuhr nun bald, wer der, der am Baume gehangen, eigentlich gewesen sey, und

ließ nun dessen Leiche gleich jener eines heiligen Blutzeugen mit der größten Feierlichkeit in der Klosterkirche von Mölk beisetzen. Das Andenken des heiligen Kolomann ehrt und feiert die Kirche jedes Jahr am dreizehnten October.

4. Unter dem Namen Benedikt VIII. folgte Johannes, Bischof von Porto, aus dem Geschlechte der Grafen von Tusculum, Sergius dem Vierten auf dem päbstlichen Stuhle. Der Anfang seiner Regierung war ziemlich stürmisch. Die dem Tusculanischen Hause gegenüberstehende Parthei des eben so verschlagenen als herrschsüchtigen Patriciers Johannes wählte einen gewissen Gregor zum Gegenpabst. Aber der auf kanonischem Wege von einer unverhältnißmäßigen Majorität sowohl der Geistlichkeit als auch des römischen Volkes erwählte Benedikt behielt die Oberhand, und Gregor mußte aus Rom sich entfernen. Seit Sylvester II. war den Händen der Päbste aller Antheil an dem weltlichen Regiment Roms beinahe gänzlich entrissen worden. Aber durch die Niederlage, welche jetzt Johannes in seinem Afterpabst erlitten, ward dessen Macht völlig gebrochen, und das Ansehen, wie der nicht blos mehr vorherrschende, sondern unumschränkt gebietende Einfluß des Pabstes erhoben sich nun plötzlich wieder zu einer Höhe, auf welcher man sie schon seit langer Zeit nicht mehr erblickt hatte *).

5. Gregor war indessen in der Hoffnung, durch Versprechungen und Vorspiegelungen bei dem, nun

*) Dithmar sagt (lib. VI.): „Rex Henricus a Papa Benedicto, qui tunc *prae caeteris antecessoribus maxime dominabatur* — — — — cum ineffabili honore suscipitur.“

auch schon zum Könige von Italien gekrönten deutschen König Heinrich Schutz und Hülfe zu erhalten, nach Deutschland gegangen. Aber auch hier sah er sich abermals sehr bald in seinen Hoffnungen getäuscht. Zu Pölden, wo er zu Heinrich kam, fand er eine ungemein kalte Aufnahme, mußte sogar das apostolische Kreuz dem König übergeben, auch den päbstlichen Ornat, in welchem er vor dem König erschien, sogleich ablegen, und als Heinrich am Ende des Jahres 1013 nach Rom zog, verschwand Gregor plötzlich von der Schaubühne, ohne daß die Geschichte seiner mehr ferner erwähnt *). — Mit

*) Es ist unbegreiflich, wie mehrere, selbst nicht unbedeutende Geschichtschreiber, als Muratori, Baronius, Fleury und sogar der, gewöhnlich alles mit so vielem Scharfsinn combinirende Herr Professor Luden auf den Einfall gerathen konnten, nicht den Afterpabst Gregor, sondern den rechtmäßigen Pabst Benedikt zu Heinrich nach Deutschland reisen zu lassen. Die völlige Unhaltbarkeit dieser Behauptung haben wir schon an seinem Orte in der Geschichte Deutschlands, und wie wir glauben, bis zur höchsten Evidenz dargethan. Dithmars Worte sind darüber so klar, daß es gar nicht einzusehen ist, wie über dieses Ereigniß und die dabei auftretenden Hauptpersonen nur der mindeste Zweifel obwalten kann. Diejenigen unserer Leser, die sich des Herganges nicht mehr deutlich erinnern sollten, müssen wir daher ersuchen, auf das, was wir über diesen Gegenstand schon in dem neunzehnten Bande unserer Fortsetzung, im fünfzehnten Abschnitte §. 7. in der Note Seite 379. gesagt, jetzt noch einmal einen flüchtigen Blick zu werfen. — Was Muratori betrifft, so hat dessen gelehrter Uebersetzer ihn hinsichtlich der vorliegenden Frage schon vollkommen genügend zurechtgewiesen. Ungeachtet Muratori's nicht zu verkennender großer Gelehrsamkeit und ungeheuern Belesenheit bedarf es bei ihm doch bisweilen solcher Berichtigungen; daher verdient auch die mit manchen Erklärungen und trefflichen kritischen Anmer-

welcher Pracht und Auszeichnung Benedikt den König Heinrich in Rom empfing, mit welcher Feierlichkeit er demselben und dessen Gemahlin Cunigunde die Kaiserkrone auf das Haupt setzte, und wie er in dem Jahre 1020 zum zweitenmale nach Deutschland kam, die prächtige Cathedrale von Bamberg in eigener Person einweihete, und bei dieser Gelegenheit den Kaiser bewog, mit einem Heere über die Alpen zu gehen, um die in Unteritalien immer weiter um sich greifende Macht der Griechen wieder innerhalb ihrer alten, engern Grenzen zurückzuführen: alles Dieß ist dem Leser schon aus der Regentengeschichte Kaiser Heinrichs II. bekannt.

6. Ein nicht kleines Verdienst sowohl um die ganze Christenheit als auch ganz besonders um Italien erwarb sich Benedikt VIII. dadurch, daß er endlich Sardinien den Sarazenen entriß und die unglücklichen Einwohner von dem Joche der Ungläubigen befreiete. — Ungefähr seit hundert Jahren waren die Sarazenen im Besitze von Sardinien, und ein Emir, obgleich in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß von dem afrikanischen Kalifen, beherrschte völlig unumschränkt die wegen der Schifffahrt und dem Handel auf dem mittelländischen Meere äusserst wichtige Insel. Lange Zeit erbarmte sich niemand der armen Sarden, bis endlich Pabst Johann XVIII. im zweiten Jahre seines Pontifikats (1004) eine Bulle erließ, in welcher er alle christlichen Staaten aufforderte, Sardinien von den Sarazenen zu befreien. Derjenigen Macht, welcher es gelingen würde, die Sarazenen zu vertreiben, versprach der Pabst auf ewige Zeiten den Besitz der Insel. In dem Interesse

kungen versehene deutsche Uebersetzung den Vorzug vor dem Originalwerke.

der Stadt Pisa, weil damals schon sehr reich und ausgebreiteten Seehandel treibend, lag es ganz vorzüglich, den Seeräubereien der Sarazenen auf dem Mittelmeere Einhalt zu thun. Die Pisaner rüsteten demnach sogleich eine Flotte aus. Aber kaum war diese ausgelaufen und auf der Höhe von Sardinien angekommen, als die Lucceser, diese Gelegenheit benutzend, in das Gebiet der Pisaner einfielen, wodurch diese gezwungen wurden, ihre Flotte und ihre Truppen eiligst wieder zurückzurufen.

7. Aber im Jahre 1016, dem fünften des Pontificats Benedikts **VIII.**, erschien sogar eine, aus den Häfen von Sardinien ausgelaufene Flotte vor der zu der Provinz Toscana gehörigen Stadt Luni. Die Sarazenen eroberten dieselbe, verjagten den Bischof, setzten sich darin fest und durchstreiften nun raubend und mordend und alle Greuel, besonders die gröbsten Excesse gegen die Frauen sich erlaubend, die ganze Umgegend weit und breit. Wahrscheinlich würden die italiänischen Fürsten, zu sehr unter sich selbst beschäftiget, noch lange ruhig diesem schrecklichen Unfug zugesehen haben. Aber Benedikt brachte eiligst ein Heer und so viele Schiffe, als er nur konnte, zusammen. Die päbstliche Flotte mußte den Hafen von Luni blockiren, um dem Feinde den Rückzug über das Meer abzuschneiden. Das Landheer griff hierauf muthig die Sarazenen an. In den ersten drei Tagen war das Kriegsglück dem Heere des Pabstes nicht sehr günstig. Die Sarazenen schlugen sich mit der größten Tapferkeit und ganz unerwartetem Erfolg. Eine Menge Christen ward getödtet. Aber am vierten Tage erfochten diese einen so vollständigen Sieg und die Sarazenen erlitten eine so schreckliche Niederlage, daß auch nicht ein einziger dem Schwerte der Christen entrann. Nur der Emir war so glücklich, man weiß

nicht wie, sich ganz allein noch zu retten. Seine Gemahlin ward jedoch gefangen. Der Anführer des christlichen Heeres ließ ihr den Kopf abschlagen. Mit ihrem Schmuck, der auf mehr als tausend Pfund Goldes geschätzt ward, machte der Pabst dem Kaiser Heinrich ein Geschenk.

8. Der Emir, wüthend über die Hinrichtung seiner Gemahlin und den Verlust so vieler der Seinigen, schickte dem Pabste einen Sack mit Kastanien und ließ ihm sagen, daß er den nächsten Sommer mit eben so vielen tausend Soldaten, als Kastanien in dem Sack wären, zu ihm nach Italien kommen würde. Diese abgeschmackte Prahlerei beantwortete der Pabst bloß mit der Sendung eines Säckchens mit Hirsen, um dadurch anzuzeigen, daß er den Soldaten des Emirs eben so viele und noch mehrere entgegen zu setzen im Stande sey. — Aber nun sann Benedikt auf Mittel, das von den Sarazenen den armen Sarden auferlegte harte Joch auf immer zu zerbrechen. Den Bischof von Ostia schickte er als seinen Legaten nach Pisa und Genua, brachte zwischen beiden mächtigen Städten ein Bündniß zu Stande, und eine zahlreiche Flotte steuerte im folgenden Jahre nach den Küsten von Sardinien. Eine lange dauernde, ungemein blutige, aber von den Christen gewonnene Seeschlacht entschied jetzt das Schicksal der Insel. Sobald die Christen gelandet waren, zog sich der Emir, dessen Streitkräfte durch das verlorne Seetreffen beinahe völlig vernichtet waren, mit den wenigen Truppen, die er noch hatte, an das andere Ende der Insel zurück, schiffte sich endlich ein, floh nach Afrika und überließ Sardinien den Siegern. Die Pisaner und Genueser theilten sich nun in den reichen Gewinn. Alle aufgehäuften, zusammengeraubten Schätze, die in einem seit länger

als hundert Jahre bestehenden Raubstaat gewöhnlich unermeßlich sind, wurden das Eigenthum der Genueser. Die Pisaner blieben Herren des Landes *). Sie theilten die Insel in vier Distrikte, denen eben so viele Richter vorstanden, die in der Folge zu großer Macht und großem Ansehen gelangten. Alle Moscheen wurden jetzt in Kirchen des dreieinigen Gottes umgewandelt. Vor den Thoren der Städte und Burgen prangte auf das neue das triumphirende Zeichen des Kreuzes, und Sardinien ward nun wieder ein unter der Oberherrschaft der Pisaner stehender christlicher Staat **).

9. Kurz vor der Eroberung Sardiniens sah der Pabst sich gezwungen, den Nichtchristen ein warnendes Beispiel strenger Gerechtigkeit zu geben. Im Jahre ein tausend und sechzehn nämlich ward Rom

*) Pisa und Genua waren zwar damals noch keine eigentlichen souverainen Freistaaten; sie standen noch immer unter Markgrafen, hatten aber schon so viele Rechte und Freiheiten erworben, und waren so reich und mächtig geworden, daß sie nicht nur die unter ihnen selbst entstehenden Fehden für sich allein auskämpfen; sonden auch dergleichen auswärtige Expeditionen, besonders gegen Sarazenen und Seeräuber, welches gleichbedeutende Ausdrücke waren, obgleich höchst wahrscheinlich nicht ohne Vorwissen ihrer Markgrafen, unternehmen konnten.

**) Im Jahre 1050, zu Zeiten des Pabstes Leo des Neunten, schifften die Afrikanischen Sarazenen abermals nach Sardinien, schlugen die Sarden in mehrern Treffen, und bemächtigten sich auf das neue der Insel. Aber ihre Herrschaft hatte bald ein Ende; denn schon im folgenden Jahre wurden sie wieder von den Pisanern aus der Insel gejagt; und eigentlich erst von jetzt an blieb Sardinien auf immer in den Händen der Christen.

durch ein furchtbares Erdbeben geschreckt. Am heiligen Charfreitag, als man gerade das Kreuz in feierlichem Zug durch die Kirchen trug und dann der Verehrung aller Christen aussetzte, fing die Erde plötzlich an zu wanken. Schreckliche Sturmwinde begleiteten die schnell aufeinander folgenden Erdstöße. Schon erwarteten die geängstigten Einwohner mit jedem Augenblick den Einsturz der Kirchen und vieler andern Gebäude; als auf einmal ein Jude voll Schrecken herbeigelaufen kam und zitternd die Anzeige machte, daß man in ihrer Synagoge zu der nämlichen Stunde, als die Erde zu beben anfing, das Kreuz gröblich verhöhnt und den Gekreuzigten gelästert habe. Benedikt, sobald man ihm, was vorgefallen, gemeldet hatte, schickte sogleich wahrhafte und vertraute Männer nach der Synagoge, um das Nähere zu erkunden. Die Aussage des Juden ward wahr befunden, und unverzüglich wurden nun auch die Schuldigen, nämlich der Rabbiner und die ihm Beigeordneten, verhaftet und noch in derselben Stunde auf Befehl des Pabstes enthauptet. Kaum waren die Köpfe der Gotteslästerer gefallen, als auch der Sturm sich legte, der Himmel sich aufheiterte und die Erde wieder ruhig ward. — Der Jude, welcher die in der Synagoge begangenen Greuel angezeigt hatte, entsagte dem Judenthume und ward ein Christ.

10. Nach einer zwölfjährigen segen- und ruhmvollen Regierung starb endlich Benedikt VIII. in dem Monat Junius des Jahres ein tausend und vier und zwanzig, mithin nur höchstens ein paar Wochen früher als Kaiser Heinrich II. Der Christenheit beide höchsten Häupter traten also beinahe zu gleicher Zeit, und nur durch den kurzen Zwischenraum weniger Tage von einander getrennt, vor den Richterstuhl des von Ewigkeit von Gott gesalbten Königes, dessen Herr-

schaft kein Ende haben wird, um Rechenschaft abzulegen von dem Gebrauch der Macht, die ihnen zum Heil der Völker war anvertraut worden. — Benedikt **VIII.** hatte sich während seines Pontificats auch nie einen Augenblick seines erhabenen Berufes unwürdig erwiesen. Sein Wandel war ohne Tadel, seine Frömmigkeit ungeheuchelt, sein Eifer für Aufrechthaltung der Kirchengesetze, wie überhaupt für das Wohl der Kirche, stets von Einsicht geleitet; auch waren Bescheidenheit, Milde und Sanftmuth hervorstechende Züge in seinem Charakter; und dennoch wird von glaubwürdigen Zeugen erzählt, Benedikt sey nach seinem Tode dem Bischofe von Porto und noch zwei andern Geistlichen erschienen und habe ihnen den Auftrag gegeben, dem heiligen Abt Odilo sagen zu lassen, daß er für ihn beten möge, indem er jetzt noch durch harte Strafen von der Anschauung Gottes entfernt gehalten werde *). — Da man

*) Noch umständlicher spricht der Cardinal Petrus Damiani von dieser Erscheinung, derselbe fügt noch hinzu: der heilige Odilo habe nicht nur in dem Kloster von Clugni mehrere Tage nacheinander öffentliche und Privatandachten angeordnet; sondern auch noch allen übrigen, seiner Leitung unterworfenen Klöstern, dasselbe zu thun geboten. Auch wären auf Befehl des heiligen Abtes überall reichere Allmosen als gewöhnlich an die Armen gegeben worden. Nachdem dieß einige Zeit so geschehen, sey einem sehr frommen Mönch von Clugni, Namens Hildebert, der in dem Kloster mit der Besorgung der Armen und Vertheilung der Allmosen beauftragt war, folgende Offenbarung geworden. Zu Folge eines nächtlichen Gesichts nämlich befand sich Hildebert in dem großen Conventssaale des Klosters. Alle Brüder waren versammelt, und der heilige Odilo saß auf seinem erhöhten aebtlichen Stuhle. Plötzlich öffneten sich die Thüren. Im Gefolge mehrerer weisgekleideten Männer trat nun eine, mit noch ungleich

in Benedikts Leben keinen Flecken zu finden wußte, so kam man auf die Vermuthung, daß vielleicht sehr wohl — und zwar nicht ohne dessen Verschulden — bei der Wahl, die ihn auf den Stuhl des heiligen Petrus erhob, einige mit den Canons im Widerspruche stehende Unregelmäßigkeiten mit untergelaufen seyn könnten.

11. Ein Bruder des verstorbenen Pabstes bestieg jetzt unter dem Namen Johannes XIX. den päbstlichen Stuhl. Das Außerordentliche, daher auch großen Anstoß Gebende dabei war jedoch, daß Johannes unmittelbar aus dem Laienstande zu der höchsten aller Kirchenwürden erhoben ward. Derselbe Tag, der am Morgen in ihm noch einen Laien sah, erblickte am Abend in ihm schon das höchste Oberhaupt der ganzen, über den Erdkreis verbreiteten Kirche. Diese von den Canons und Decretalen so vieler Päbste verbotene Erhebung eines Laien konnte

---

blendenderem weißen Gewande angethane, und von noch höherer Glorie umflossene Gestalt in den Saal, näherte sich dem Sitze des heiligen Odilo, verbeugte sich mehrmals vor demselben, und gab durch die Bewegungen ihrer Hand zu erkennen, daß sie dem ehrwürdigen Abt für eine erhaltene große Wohlthat jetzt ihre Dankbarkeit zu erweisen gekommen sey. — Auf Hildeberts Frage, wer denn diese erhabene, glänzende Gestalt sey, ward ihm die Antwort: Es sey der verstorbene Pabst Benedikt, der dem heiligen Odilo danke, weil er durch dessen Fürbitte, und durch das vereinte Gebet so vieler frommen Mönche, aus seinem Kerker befreit, nunmehr in die Schaar seliger Freunde Gottes aufgenommen sey. — Nach dem Bericht desselben Cardinals war auch dem Bischofe von Caprea eine ähnliche, auf dasselbe sich beziehende Erscheinung, nur auf andere Weise versinnbildlicht, zu Theil geworden.

nun leicht zu der Vermuthung führen, daß Johannes durch reiche Geldspenden sich den Weg zum Pabstthum geöffnet habe. Indessen wäre dieß immer doch blos eine Vermuthung geblieben, hätte diese nicht ein gleichzeitiger Geschichtschreiber, nämlich der unruhige, lange Zeit unstät herumirrende Mönch Glaber zu einer Gewißheit erhoben, worüber er jedoch, wie es sich von selbst versteht, die Beweise schuldig bleiben mußte. Zwar mag die Macht und das Ansehen des tusculanischen Hauses großen Einfluß auf die Wahl gehabt haben; aber deswegen geradehin zu sagen: Johannes habe das Pabstthum und die Gaben des heiligen Geistes mit Geld erkauft; dieß ist eine furchtbare Anklage, die daher auch durchaus auf überzeugenden Beweisen beruhen muß, und wenn sie dieser ermangelt, einer boshaften, frechen Verläumdung so ähnlich, wie ein Tropfen Wassers dem andern ist*). — So sehr übrigens die Erhebung

*) Daß Fleury Glabers höchst verdächtigen Bericht ohne weiteres in seine Kirchengeschichte aufgenommen hat, darüber darf man sich nicht wundern. Es darf nur irgend ein alter Chroniker eine, dem Römischen Stuhle nachtheilige Meinung oder Vermuthung, sollte es auch nur dessen Privatansicht seyn, ausgesprochen haben, so wird es bei Fleury sogleich eine nicht mehr zu bezweifelnde, ausgemachte Thatsache. Es ist wirklich gar nicht rathsam, Fleury's Kirchengeschichte zu lesen, ohne zugleich auch Marchetti's darüber gemachte kritische Anmerkungen vor Augen zu haben. Es wäre in der That sehr wünschenswerth, daß, so wie des gelehrten Pagi Annotationen zu den Annalen des Baronius diesen in den meisten Ausgaben gleich unter dem Text beigefügt worden, man ebenfalls Marchetti's belehrende und berichtigende Anmerkungen Fleury's Kirchengeschichte beigedruckt hätte, oder vielleicht in der Zukunft noch beidrucken würde. — Daß übrigens Fleury gegen das Ende seines Lebens *retrac-*

aus dem Laienstande zu bischöflichen Würden auch verboten war; so erlaubte man sich doch bisweilen gewisse Ausnahmen. Es versteht sich von selbst, daß hinreichende, dazu berechtigende Gründe vorhanden seyn, und z. B. ganz seltene Eigenschaften des Geistes und Herzens, besonders hervorleuchtende Frömmigkeit in Gefolge aller übrigen Tugenden, den Laien schmücken mußten, zu dessen Gunsten man von der allgemeinen Vorschrift abweichen zu dürfen glaubte. In demselben Jahre, als die Römer Benedikts VIII. Bruder zum Pabste wählten, ward auch in Frankreich, nach des Erzbischofes Arnulphs Tod, der Laie Ebulo von der gesammten Geistlichkeit und dem Volke, und zwar mit Genehmigung des so religiösen Königs Robert, und der meisten französischen Bischöfe, zum Erzbischof von Rheims erwählt. Nur wenige und unter diesen Bischof Guido von Senlis nahmen Anstoß an dieser Wahl. Letzterer weigerte sich anfänglich sogar, an der Consecration und Inthronisirung des Neugewählten Antheil zu nehmen, wurde jedoch von Fulbert von Chartres, diesem sowohl seiner großen Gelehrsamkeit, als heiligen Wandels wegen mit Recht so berühmten Bischofe bald eines Bessern belehrt. „Wenn man," sagt Fulbert unter Anderm in seinem Briefe „an Guido, "in einem Laien den schönen Verein „nicht nur aller christlichen, sondern auch bischöflichen „Tugenden findet, so darf man auch keinen Anstand „nehmen, ihn zu einer Würde zu erheben, deren „schwere Pflichten er, wie vorauszusehen wäre, „weit besser und gewissenhafter, als jeder andere, „erfüllen wird." — Ebulo ward nun wirklich, ohne fernern Wiederspruch in dem Jahre 1024 zum Erzbischofe

---

tationes geschrieben hat; dieß wird wahrscheinlich vielen unserer Leser schon bekannt seyn.

von Rheims geweihet. Er entsprach vollkommen den Erwartungen Fulberts, verschaffte der während Arnulphs Gefangenschaft so tief gesunkenen Kirche von Rheims wieder ihren frühern Glanz, ward ein Muster der Frömmigkeit für alle seine Geistlichen, und eine wahre Zierde der Kirche. — Es ist wahrhaftig nicht einzusehen, warum die nämlichen Beweggründe, wodurch Ebulo auf den Stuhl von Rheims erhoben ward, nicht auch der Wahl des Pabstes Johannes hätten zum Grunde liegen können. Ja, wir finden dieß sogar um so wahrscheinlicher, da Hermannus Contractus Johann **XVIII.** die größten Lobsprüche beilegt, die doch unstreitig auf einen durch das Laster der Simonie zur päbstlichen Würde gelangten Pabst gewiß nicht anwendbar gewesen seyn würden. Wenn in einer Sache, über die keine volle historische Gewißheit vorhanden, wo man daher blos mit Vermuthungen sich begnügen muß, das Bessere eben so möglich, als das Schlechtere ist, jedoch jenes noch einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit hat, so ist es unbegreiflich, wie man troz dem natürlichen, jedem edeln Gemüthe eigenen Zug nach dem Bessern, dennoch zu dem Schlechtern sich hinneigen, es sogar vorsätzlich verbreiten, und demselben überall Credit zu verschaffen sich bestreben kann. Es ist fürwahr eine der ärgsten Schattenseiten an dem Menschen, daß er, getäuscht durch ein gewisses, ihm leider beiwohnendes dunkles Gefühl, als wenn nämlich durch Herabwürdigung eines Andern sein eigener Werth desto höher steige, stets zu Tadel und böser Nachrede nur allzu sehr geneigt ist.

12. Gleich in dem ersten Jahre seines Pontificats hatte Pabst Johannes **XVIII.** die Ehre, von einer, von dem griechischen Patriarchen an ihn ab-

geordneten, großes Aufsehen erregenden Gesandtschaft in Rom begrüßt zu werden. — Schon seit dem fünften Jahrhundert war das Verlangen der Griechen, den Patriarchenstuhl von Constantinopel jenem des heiligen Petrus in Rom gleichzustellen, eine auf alle Patriarchen — der Ausnahmen sind nur wenige — ununterbrochen forterbende Geisteskrankheit. Unter Benedikt **VIII**. hatte der Patriarch Sergius von Constantinopel abermals einen dahin zielenden Versuch, obgleich blos von Ferne, gemacht. Was auch ihm wie gewöhnlich mißlungen war, glaubte dessen Nachfolger Eustathius, der den Stuhl von Constantinopel im Jahre 1019 bestiegen hatte, dennoch, nur nach einem viel feiner angelegten Plan, noch einmal versuchen zu müssen. Mit Genehmigung des Kaisers Basil, der ganz in die Idee seines Patriarchen eingegangen war, ordnete also Eustathius eine aus Geistlichen und einigen sehr vornehmen Laien bestehende Gesandtschaft nach Rom. Gleich am folgenden Tage nach ihrer Ankunft gelangten sie schon bei dem Pabst zur Audienz. Nach dem Gebrauche damaliger Zeit überreichten sie dem heiligen Vater einige sehr schöne Geschenke, und dann ein Schreiben ihres Patriarchen. Nach einem für den Pabst sehr schmeichelhaften Eingang bat Eustathius denselben, und zwar in den ehrerbietigsten Ausdrücken, ihm zu erlauben, für die Zukunft sich den Titel eines öcumenischen Patriarchen des Orients beilegen zu dürfen. Er hoffe um so mehr von dem römischen Stuhle diese Gnade und diesen Beweis apostolischen Wohlwollens zu erhalten, da ja dadurch der Unterschied zwischen einem Nachfolger des heiligen Petrus und dem Patriarchen in Constantinopel nicht im mindesten verrückt werde. Der römische Pabst bleibe der allgemeine Patriarch aller Kirchen, der abendländischen wie der morgenländischen, während

der Patriarch von Constantinopel dasselbe nur für den Orient seyn würde. — Wer nur einigermaßen sich des Betragens der Griechen seit Jahrhunderten gegen die lateinische Kirche erinnerte; der Scheelsucht ihrer Patriarchen gegen den Pabst, der Griechen zänkischen, in Spitzfindigkeiten unerschöpflichen Charakters, der krummen Wege, auf welchen sie schon früher denselben Zweck zu erreichen gesucht hatten; kurz, wer mit der Kirchengeschichte des Orients auch nur oberflächlich bekannt war, dem konnten unmöglich die gefährlichen Folgen entgehen, die, wenn der Pabst ein solches Zugeständniß machte, sich bald aus demselben entwickeln würden. Niemand sah dieß besser ein, als der Pabst selbst. Sein erster Gedanke war demnach, die Bitte der Griechen, jedoch mit Glimpf und aller nur möglichen Schonung zurückzuweisen. Den griechischen Gesandten sagte er also: Er werde das Begehren ihres Patriarchen in nähere Ueberlegung ziehen, sich demnach auch erst mit den Priestern seiner Kirche darüber berathen. — Die Zwischenzeit benutzten jetzt die Gesandten, um alle, von welchen sie glaubten, daß sie auf die Bestimmungen des heiligen Vaters einigen Einfluß haben könnten, durch reiche Geschenke für sich zu gewinnen, und sehr leicht mögen sie nun wohl hie und da eine, vielleicht auch mehrere käufliche Seelen gefunden haben. Aber während jetzt Johannes mit seiner Entscheidung vorsätzlich zögerte, ward, und gewiß nicht ohne geheime Veranstaltung des Pabstes, der bisher sehr geheim gehaltene Zweck der griechischen Gesandtschaft in ganz Italien bekannt; ja das Gerücht davon flog sogar über die Alpen und verbreitete sich mit derselben Blitzesschnelle auch in Frankreich, Lotharingen und Deutschland. Wie auf ein allgemein gegebenes Signal erhoben sich jetzt sämmtliche abendländische Kirchen gegen das Begehren

der Griechen. An den Pabst kamen aus allen Ländern eine Menge Briefe italiänischer, französischer, deutscher ꝛc. ꝛc. Bischöfe; viele derselben reißten deswegen sogar selbst nach Rom, und alle baten den Pabst inständigst, von dem, der römischen Kirche von Christus ertheilten Primat ja nicht das mindeste zu vergeben. Dieß war es, was Johannes gewünscht und erwartet hatte. Jetzt war er das Organ sämmtlicher abendländischer Kirchen, und sein Spruch gleichsam das Ergebniß eines allgemeinen, im Abendlande gehaltenen Conciliums. Unverzüglich erfolgte nun auch die päbstliche Entscheidung. Natürlicher Weise entsprach diese nicht den Wünschen und Bitten der Griechen, und beschämt kehrten sie demnach wieder unverrichteter Dinge nach Constantinopel zurück *).

---

*) Unter denjenigen, welche über diese Angelegenheit ihre Stimmen erheben zu müßen glaubten, zeichnete sich Wilhelm, Abt in dem Kloster von Dijon vorzüglich dadurch aus, daß er in dem Wahne, der Pabst habe den griechischen Gesandten schon alles, was sie begehrt, zugestanden, an denselben in sehr starken, beinahe selbst die Schranken schuldiger Ehrerbietung überschreitenden Ausdrücken schrieb. Dieser Abt Wilhelm, ein würdiger Schüler des heiligen Majolus, stand in dem Rufe eben so großer Weisheit als Frömmigkeit. Ein gleichzeitiger, jedoch nicht immer sehr zuverläßiger Geschichtschreiber (Glaber) gibt ihm ein ganz ungemeines Zeugniß. Abt Wilhelm, sagt Glaber, stand in einer solchen hohen Achtung, ut cunctas Latii ac Galliarum Provincias ipsius amor ac veneratio penetraret. Nam reges ut Patrem, Pontifices ut Magistrum, Abbates et Monachi ut Archangelum, omnes in commune ut Dei amicum suaeque praeceptorem salutis habebant. Das Schwülstige, Gesuchte und Uebertriebene in diesem Lobe fällt von selbst in die Augen. Aber wie es auch seyn mag; so muß es

13. Die in Frankreich über das Apostolat des heiligen Martialis erhobene Streitfrage entschied Johannes zu Gunsten derjenigen, welche diesen Heiligen den übrigen Aposteln beigesellten. Wie es scheint, so wußte man lange Zeit von dem heiligen Martialis nichts, als was Gregor von Tours von ihm sagt, nämlich daß er gegen das Jahr 250 mit dem heiligen Dionysius und den übrigen ersten gallischen Bischöfen von dem Pabste nach Frankreich geschickt worden, der erste Bischof von Limoges gewesen, das Evangelium mit dem größten Erfolg den Ungläubigen gepredigt, und die Kirche ihn nach seinem Tode den heiligen Bekennern beigezählt habe. Nun ward, man weiß nicht zu welcher Zeit, in mehrern Kirchen Frankreichs, besonders des Herzogthums Franziens, der Gebrauch eingeführt, des heiligen Martialis in der Messe und in den Litaneien unter den heiligen Aposteln zu erwähnen. Worauf diese Verehrung beruhete, war eine, ganz gewiß vor dem achten Jahrhundert noch nicht bekannte, wahrscheinlich in dem Morgenlande verfertigte Lebensbeschreibung des Martialis. Ihr zu Folge gehörte dieser Heilige einer jüdischen Familie an, war ein

---

doch im höchsten Grade befremden, daß ein Mönch, der, sey er auch Abt, dennoch sich vorzüglich der Demuth befleißigen soll, es sich beigehen lassen konnte, einem römischen Pabste, dem Oberhaupt der ganzen Kirche, Lehren geben zu wollen, und zwar noch ohne vorher von der wahren Lage der Dinge sich gehörig unterrichtet zu haben. — Daß es dem Abbé Fleury wieder gefallen hat, die Verhandlungen der griechischen Abgesandten an dem römischen Hofe in einem recht gehässigen, für den Pabst höchst nachtheiligen Lichte darzustellen; daran kann niemand Anstoß nehmen, der die dem sogenannten Vater der Kirchengeschichte eigene Manier und Weise hierin kennt.

Anverwandter des heiligen Petrus und Stephanus, dann ein Jünger Jesu, ward von dem heiligen Petrus getauft, von Christo selbst, und zwar am Tage seiner Auffahrt zum Apostel geweihet, und nachdem er am Pfingstfeste mit den übrigen Aposteln den heiligen Geist empfangen hatte, nach Gallien gesandt. — Daß diese Lebensbeschreibung so ziemlich das Ansehen einer apokryphischen Schrift hat, brauchen wir wahrscheinlich unsern Lesern nicht erst zu bemerken; auch ward sie für das längst schon von allen Kennern gehalten. — Es ist gleichgültig, was die Veranlassung ward, daß jetzt zwischen den Kirchen der Provinz Limousin und jenen von Isle de France sich über das Apostolat des heiligen Martialis ein Streit erhob. Die Erstern verehrten den Heiligen blos als einen Bekenner; aber um so mehr eiferten die Andern für desselben weit höhere Apostelwürde. Die Streitfrage ward endlich dem Pabste zur Entscheidung unterlegt, und dieser entschied sie, wie wir oben berichtet. Das von Johannes darüber erlassene Schreiben ward auf dem bald darauf im Jahre 1031 zu Bourges gehaltenen Concilium vorgelesen, und in Folge des päbstlichen Ausspruchs das Apostolat des heiligen Martialis außer allem Zweifel gesetzt. Diesem allem ungeachtet ward derselbe Gegenstand doch auch auf dem, noch in demselben Jahre zu Limoges versammelten Concilium wieder angeregt. Ein im Rufe großer Gelehrsamkeit stehender Abt aus Angouleme trat auf, und berichtete den versammelten Vätern, daß vor einigen Jahren zwei sehr fromme Mönche von dem Berg Sinai, Namens Simeon*) und Cosmas, in

*) Von diesem Simeon, einem wahrhaft heiligen Einsiedler, der auch endlich noch in Deutschland starb, wird in der Folge umständlichere Rede seyn.

sein Kloster gekommen wären. Diese hätte er befragt, ob der heilige Martialis auch bei den Orientalen bekannt wäre, und sogleich hätten beide, wie mit einer Stimme, ihn versichert, daß alle orientalische Kirchen ihn als einen Apostel verehrten, und für Einen aus den zwei und siebenzig Jüngern des Herrn hielten. — Das Apostolat des heiligen Martialis war jetzt für die ganze Versammlung eine vollkommen erwiesene Sache. Das päbstliche Breve, das Zeugniß der beiden frommen Mönche von Sinai, und die Praxis der orientalischen Kirchen ließen keinem Zweifel mehr Raum; und der Erzbischof Gozelin von Bourges, der bei dem Concilium den Vorsitz führte, ging in seinem Eifer gar so weit, daß er schon, hätte der Bischof von Limoges ihn nicht noch davon abgehalten, den Bannfluch gegen alle aussprechen wollte, die trotz dem päbstlichen Schreiben und den Beschlüssen zweier Concilien, dennoch es wagen würden, des heiligen Martialis Apostelwürde nicht anzuerkennen.

14. Im Jahre Ein tausend und sieben und zwanzig setzte Pabst Johannes **XIX**. König Conrad **II**. die römische Kaiserkrone auf das Haupt. Bei dieser Krönungsfeierlichkeit entstand ein Rangstreit zwischen Heribert, Erzbischof von Mailand, und Heribert, Erzbischof von Ravenna. Letzterer wollte dem König zur Rechten gehen, ordnete sich daher mit seinem ganzen Gefolge sogleich auf diese Seite. Der Erzbischof von Mailand, weil bescheidener, und daher jede Störung vermeidend, erhob für jetzt gegen die Ravennaten keinen Widerspruch, und stellte sich mit seinen Mailändern zur Linken des Monarchen. Aber kaum hatte der feierliche Zug sich in Bewegung gesetzt, als das Gefolge des Erzbischofes von Mailand zu murren anfing, immer

lauter und unruhiger ward, und der Erzbischof, nun Tumult und Scandal befürchtend, sich eiligst mit den Seinigen zurückzog. Sobald der König dieß bemerkte, blieb er stehen, und sagte laut und im gebietenden Tone: „Dem Erzbischofe von Mailand kommt es zu, einen König von Italien zu krönen; und da die italiänische Krone das Unterpfand der bald darauf zu erhaltenden Kaiserwürde ist; so hat auch niemand als derselbe Bischof das Recht, dem heiligen Vater Denjenigen vorzustellen, der aus den Händen desselben die Kaiserkrone empfangen soll." Heribert von Ravenna mußte nun dem von Mailand den Vorrang überlassen; da dieser aber sich wirklich schon entfernt hatte, befahl Conrad dem Arderich, einem Suffraganbischofe des Erzbischofes von Mailand, dessen Stelle zu vertreten. — Leider hatte es jedoch dabei nicht sein Bewenden. Noch an demselben Tag entstand zwischen den Mailändern und Ravennaten ein heftiger Streit, der bald zu einem blutigen Handgemenge führte, wobei die Mailänder die Oberhand behielten und der Erzbischof von Ravenna zu entfliehen gezwungen ward. Einige Tage nacher hielt der Pabst ein Concilium, auf welchem, durch einen conciliarischen Beschluß, dem Erzbischofe von Mailand der Vorrang vor jenem von Ravenna zuerkannt ward *).

15. Nach einer Regierung von neun Jahren und einigen Monaten starb Pabst Johannes XIX. gegen das Ende des Jahres Ein Tausend und drei und dreisig. Weder der Monat, und noch viel

*) „Ut in omnibus negotiis Pontificalibus Ravennas nullo modo in aeternum se Mediolanensi praeferat Antistiti et, si forte praesumserit, Canonicae legi subjaceat."

weniger der Tag seines Todes können mit Bestimmtheit angegeben werden. Gewiß ist es indessen, daß er den Novemben von 1033 nicht überlebte; indem wir in diesem Monate schon seinen Nachfolger, Benedikt den Neunten, auf dem päbstlichen Thron finden.

16. In demselben Jahre starb auch, in dem Kloster zu Kauffingen, Kaiser Heinrichs II. verwittwete Gemahlin Cunigunde. Schon in dem Jahre 1017., als sie zu Kauffingen plötzlich gefährlich krank ward, machte sie ein Gelübde, hier ein Kloster zu erbauen, wie Gott ihr wieder ihre vorige Gesundheit schenken würde. Die Kaiserin genaß; und sogleich ward mit dem Bau angefangen, und derselbe in kurzer Zeit vollendet. Aber indem sie ihrem gemachten Gelübde Genüge leistete, faßte sie zu gleicher Zeit den Entschluß, sich in eben dieses Kloster, wenn ihr Gemahl vor ihr sterben sollte, zurückziehen und in stiller Abgeschiedenheit von der Welt die noch übrigen Tage ihres Lebens ungetheilt Gott zu weihen. Als der Kaiser todt war, glaubte sie erst das Trauerjahr vorübergehen lassen zu müssen, bevor sie zum zweitenmale eine Braut, aber eine Braut der Kirche und Jesu Christi werden dürfte. Als diese Zeit verflossen war, begab sie sich nach Kauffingen. Die Feierlichkeit ihrer Einkleidung sollte am Sterbetage ihres Gemahls statt haben. Erzbischöfe und Bischöfe wurden demnach auf diesen Tag zur feierlichen Weihe der Klosterkirche von Kauffingen berufen. Die Kaiserkrone auf dem Haupt, und geschmückt mit allen Insignien der kaiserlichen Würde erschien Cunigunde in der Kirche. Aber als das Evangelium gelesen war, legte sie ihren ganzen Ornat Stück für Stück ab und dafür das von ihren eigenen Händen verfertigte braune Ordenskleid an. Nun wurden ihr ihre schönen, in

lieblichen Locken über den Rücken und die Schultern herabhängenden Haare abgeschnitten, und erst als sie dieses, sie bisher so sehr zierenden, natürlichen Schmuckes beraubt war, empfing sie aus den Händen des Bischofes den Schleier und den Ring *). Gewiß hatte vielleicht noch nie, oder wenigstens seit sehr langer Zeit, kein frommes weibliches Wesen so gerechte Ansprüche auf den jungfräulichen Schleier Gott geweihter Jungfrauen, als Cunigunde; denn daß sie und ihr Gemahl Kaiser Heinrich, mit beiderseitiger Einwilligung, von dem Tage ihrer Vermählung an, stets in vollkommener Enthaltsamkeit, gleich Bruder und Schwester, lebten: dieß ist ja den Lesern schon bekannt. Als der Erzbischof jetzt Cunigunden Schleier und Ring gereicht hatte, rief sie in heiligem Entzücken aus: „Der Herr hat mein „Angesicht gezeichnet, und Jesus Christus mich „durch diesen Ring zu seiner Braut gewählt." — Im Kloster war sie nun ein seltenes Muster glühender Frömmigkeit, und eine eben so erleuchtete als liebreiche, und eben so liebreiche als sichere Führerin aller nach höherer Vollkommenheit strebenden Schwestern. Obgleich einst Roms Kaiserin und Deutschlands Königin, stellte sie sich doch in Allem den Uebrigen gleich, und erlaubte sich nie eine, von dem Bischofe ihr gestattete, aber den übrigen Klosterfrauen untersagte Bequemlichkeit. Alle ihre Zeit war jetzt getheilt zwischen anhaltendem, mit strengem Fasten verbundenen Gebete, Betrachtungen göttlicher Dinge, sorgsamer Pflege der Kranken,

*) Da Cunigunde das Kloster in Kauffingen erbaut und reichlich begabt hatte, so baten sie nun die Bischöfe, die Leitung desselben als Aebtissin zu übernehmen. Aber vor jeder Würde, ja vor jeder, auch der mindesten Auszeichnung bebte sie zurück. Sie wollte die niedrigste im Kloster, die Dienerin aller frommen Bewohnerinnen desselben seyn.

zarter Sorgfalt für Arme und Hülfsbedürftige jeder Art, und endlich steter Händearbeit, die vorzüglich in schönen, zur Zierde der Kirchen und Altäre bestimmten Stickereien in Seide und Gold bestand und nie durch etwas Anderes als blos durch Gebet und Betrachtung, oder durch irgend eines ihrer vielen andern Werke thätiger Nächstenliebe unterbrochen ward. — Als sie sich ihrem Ende nahe fühlte, ließ sie den Bischof rufen, und gebot ihm sehr ernst, bei ihrer Beerdigung jeden Prunk und alles prachtvolle Geräusch zu beseitigen. Lächelnd, und ihr nahendes Heil ahnend, sah sie dem Tode gleich einem freundlichen, sie aus einem Kerker befreienden Engel entgegen, tröstete die ihr Sterblager umgebenden weinenden Klosterfrauen, und wiederholte noch einigemal, daß man sie ja nicht anders, als eine der Geringsten des Convents begraben möge. Aus jeder ihrer Reden athmeten die innigste Zerknirschung, tiefe Demuth und glühende Liebe zu Jesu, ihrem göttlichen Erlöser, und unter dem steten Preiß und Lobe desselben, das ununterbrochen bis zu ihrem letzten Athemzug auf ihren sterbenden Lippen schwebte, entschlief sie endlich sanft in dem Herrn, des Nachmittags gegen drei Uhr, am 9. October des Jahres Ein Tausend und vier und dreisig. — Ihrem Wunsche gemäß ward sie ganz in der Stille begraben. Aber zahllose Thränen der Armen, denen sie stets eine holde Mutter und Trösterin war, folgten ihr in das Grab, und ihre eigenen Werke noch jenseits desselben. — Der Ruf ihrer Heiligkeit, und besonders mehrere Wunder, welche Gott, um seine treue Magd auch vor den Augen der Welt zu verherrlichen, an der Stelle wirkte, wo ihre entselte Hülle ruhete, lockten bald eine Menge Menschen aus allen Gauen Deutschlands an Cunigundens Grab, und bald verehrte

sie alles Volk schon als eine Heilige, bevor noch Rom gesprochen hatte. Dieß geschah jedoch nicht sogleich. Nach dem stets sehr besonnenen, alles genau prüfenden, daher oft langsamen und nicht selten auch Manches der alles zur Reife bringenden Zeit überlassenden Gang des römischen Hofes verflossen noch über hundert Jahre, bis endlich unter Pabst Innocenz dem Dritten, am Ende des zwölften Jahrhunderts, Cunigundens feierliche Heiligsprechung erfolgte, und sie als ein eben so großes Muster christlicher Demuth, als ächten christlichen Heldensinnes, allen Gläubigen zu steter Verehrung vorgestellt ward. — Das Andenken der heiligen Cunigunde wird jedes Jahr an dem neunten October, als am Sterbetage derselben, von der Kirche gefeiert. — Die Haarlocken, welche Cunigunde an dem Tage ihrer Einweihung in der Kirche sich abschneiden ließ, wurden Jahrhunderte hindurch als eine kostbare Reliquie in dem Kloster zu Kauffingen aufbewahrt *).

---

*) Auch die reinste, makelloseste, noch nie entweihte Unschuld ist nicht selten boshafter Verläumdung ausgesetzt, und zwar oft noch mehr als selbst die zweideutigste Tugend es seyn könnte. Auch die heilige Cunigunde ward demnach noch zu Lebzeiten ihres Gemahls, des Kaisers, einer schweren Untreue gegen denselben beschuldiget. Aber die edle Fürstin beschämte ihre boshaften Ankläger, und reinigte sich durch ein Gottesgericht, indem sie über eine Reihe glühender Pflugscharen unverletzt hinweg ging. — Ob nun Gott, um der Unschuld seiner treuen Dienerin vor der Welt Zeugniß zu geben, ein Wunder gewirkt, oder ob die Bischöfe die erhabene Angeklagte durch eine fromme Täuschung gegen die Bosheit ihrer falschen Ankläger geschützt: dieß müßen wir dahin gestellt seyn lassen. Bekanntlich hatte die Kirche die Gottesgerichte nie gebilliget, sehr frühe schon die Stimme mancher Bischöfe sich dagegen erhoben, und selbst ein Pabst (Stephan V.) dieselben, und besonders jene des glühenden Eisens,

XI.

Concilien.

1. Alle Päbste, die wir, während des gegenwärtigen Zeitraums, in dem vorigen Abschnitte auf dem römischen Stuhle erblicken, hielten öfters, theils in Rom, theils in Pavia, Concilien, bei denen sie gewöhnlich selbst den Vorsitz führten. Auch kamen in dieser Zeit in den abendländischen Reichen mehrere

---

und siedenden Wassers ausdrücklich verworfen. Aber bei dem damals in der Brust aller Völker so tief gewurzelten christlichen Glauben, und besonders der, durch höhere und klarere Einsicht in die geheimnißvollen Wege Gottes, noch nicht gehörig geläuterten allgemeinen Meinung, daß nämlich Gott den Gerechten und Schuldlosen nie verlassen könne, nie verlassen werde, hing das Abendland noch so sehr an den Ordalien, daß man, sie förmlich überall abzuschaffen, es lange noch nicht wagen durfte. Freilich sind fester, unerschütterlicher Glaube, und vollkommenes, sich selbst vergessendes, wahrhaft kindliches Vertrauen zu Gottes allerbarmender Liebe, zwei Arme, mit welchen man selbst die Allmacht von ihrem Throne zu sich herabziehen kann. Indessen war es immer sehr weise, und der Kirche, als einer liebvoll sorgsamen Mutter würdig, daß sie die sogenanten Gottesgerichte in ihren Wirkungskreis zog, sie unter ihre Leitung und Aufsicht stellte, mit kirchlichen Weihen und Ceremonien umgab, blos in dem Innern ihrer Tempel sie vornehmen ließ und dadurch vielleicht Mittel in die Hand bekam, jede verfolgte Unschuld zu retten, die, um ihre Schuldlosigkeit zu erweisen, eine so harte Prüfung zu bestehen gezwungen war. — Wie dem aber auch sey; so ist es doch immer historische Thatsache, daß die, über allen Verdacht erhabene, und in den Augen Gottes stets rein befundene, aber dennoch eines schweren Verbrechens angeklagte heilige Cunigunde, nur durch die erwähnte Probe glühender Pflugscharen von dieser Anklage, wie von jedem Verdacht sich zu reinigen im Stande war.

Provinzial- und in dem Jahre 1023. sogar ein Nationalconcilium in Mainz zusammen. Aber alle diese Concilien haben für eine allgemeine Kirchengeschichte ein sehr geringes, wenigstens gewiß nicht universal-historisches Interesse. Sie beschäftigten sich blos, entweder Streitigkeiten zwischen Bischöfen und Bischöfen, wie auch zwischen Bischöfen und Aebten zu schlichten, oder alte, längst schon bestehende, auf Sittenreinheit und größere Heiligkeit der Geistlichen dringende Canons mit erneuerter Kraft, und bisweilen mit mancherlei Variationen wieder in Erinnerung zu bringen, wovon jedoch der Erfolg nicht immer der Erwartung entsprach. Am öftesten und häufigsten versammelten sich die Bischöfe in Frankreich. Außer der Sorge für Aufrechthaltung der kirchlichen Disciplin, ging das Streben der französischen Bischöfe hauptsächlich dahin, in Frankreich den Gottesfrieden einzuführen, und dieser so nothwendigen und heilsamen kirchlichen Einrichtung in allen gallischen Provinzen Dauer und Festigkeit zu verschaffen; daher auch die französischen Concilien in dieser Periode etwas mehr an Bedeutsamkeit gewinnen, demnach auch zum Theil eine größere Aufmerksamkeit verdienen.

2. Von einigen, und zwar gerade den bedeutendsten, in gegenwärtigem Zeitraume gehaltenen Concilien sind die Verhandlungen, weil innigst in die Zeitgeschichte verflochten, unsern Lesern schon bekannt. — In diese Klasse gehören vorzüglich die beiden in den Jahren 991 und 994, in der Sache des Erzbischofes Arnulph zu Rheims gehaltenen Concilien, und dann auch der zu Rom, in Gegenwart des Kaisers Otto **III.** von Gregor **V.**, mit Zuziehung des Erzbischofes Gerbert von Ravenna, und fünf und zwanzig größtentheils italiänischer

Bischöfe, in der Ehesache König Roberts 998. gehaltene Kirchenrath. Was die beiden Erstern betrifft, so kann man das Eine davon ganz füglich ein Conciliabulum nennen. Wie man sich erinnern wird, wurden auf demselben, in Beziehung auf das Verhältniß der römischen Kirche zu den übrigen Kirchen, offenbar ketzerische Grundsätze aufgestellt, die jedoch dieselben Bischöfe vier Jahre nachher auf dem zweiten Concilium zu Rheims feierlich wiederriefen, auch der römischen Kirche die von dem Pabste, ihres frühern sträflichen Betragens wegen, verlangte Genugthuung leisteten und dem heiligen Vater sich wieder unbedingt unterwarfen. — Auf dem so eben erwähnten, von Gregor V. 998. zu Rom gehaltenen Concilium, ward der erstaunten Christenheit zum erstenmale das bis dahin noch nie gesehene Schauspiel eines wegen Uebertretung eines Kirchengebotes mit dem Banne belegten, und zu einer siebenjährigen Buße verurtheilten mächtigen Monarchen gegeben. — Von allen diesen Ereignissen, so wie von dem Gange der darüber gepflogenen Verhandlungen, und den Resultaten, die sie herbeiführten, haben wir jedoch unsere Leser schon in den der Geschichte Frankreichs gewidmeten Abschnitten hinreichend in Kenntniß gesetzt *).

---

*) Das von dem Pabste Benedikt VIII. im Jahre 1020. zu Pavia gehaltene Concilium, und besonders die Rede des Pabstes, womit die Sitzungen eröffnet wurden, verdienen hier blos deswegen eine kurze Erwähnung, weil wir darin einen traurigen Beweis finden von dem tiefen Sittenverfall unter der italiänischen Geistlichkeit jener Zeit. In den Akten dieses Conciliums ist von nichts die Rede, als von beweibten oder im Concubinate lebenden Geistlichen und den in solchen sträflichen Verbindungen erzeugten Kindern, und endlich noch überhaupt von der Gott-

3. Unter den vielen übrigen Concilien von ungleich minder bedeutenden Ergebnißen heben wir zuerst jenes zu Anse, unweit Lyon, im Jahre 1025. gehaltene Concilium hier aus, jedoch blos deßwegen, weil auf demselben eine nicht unwichtige kirchenrechtliche Frage in Anregung gebracht ward, über deren von den dort versammelten Bischöfen gegebene Entscheidung jedoch die Berichte neuerer kirchlichen Geschichtschreiber sehr von einander abweichen. — Die Veranlassung zu diesem Concilium war eine von dem Bischofe von Macon gegen den Erzbischof Burkhard von Vienne, wegen Eingriffen in seine bischöfliche Rechte, erhobene Klage. Der heilige Odilo, Abt der Congregation von Clugny, hatte eine Klosterkirche, welche in dem Kirchsprengel des Bischofes Gauslin von Macon lag, nicht von diesem, sondern von dem Erzbischofe Burkhard von Vienne einweihen lassen. Darüber klagte nun Ersterer vor den hier versammelten Bischöfen. Burkhard fand nicht für gut, sich in irgend eine Rechtfertigung einzulassen, sondern überließ dieß dem ebenfalls hier anwesenden Odilo, den er jetzt als Bürgen der Regelmäßigkeit der von ihm vorgenommenen Einweihung aufrief. Odilo erhob sich jetzt mit den Mönchen, welche ihn nach Anse begleitet hatten, und legte dem Concilium die von dem römischen Stuhle der Congregation von Clugny ertheilte Exemtionsurkunde vor, der zur Folge die Klöster der Congregation von Clugny der Gerichtsbarkeit der Bischöfe, in deren Kirchsprengeln sie lagen, entzogen und dem heiligen Stuhle in Rom unmittelbar unterworfen worden waren. Da nun die Ge-

losigkeit, mit welcher der in Ueppigkeit schwelgende Clerus die Einkünfte frommer und frommen Zwecken bestimmter reichen Stiftungen schamlos vergeudete.

richtsbarkeit über diese Klöster dem Pabste allein zustand, er sie jedoch unmöglich stets selbst persönlich ausüben konnte, so war auch in der erwähnten Urkunde den Vätern der Congregation die Befugniß zugestanden, die Ordination ihrer Ordensglieder, wie auch die Einweihung ihrer Kirchen, von jedem Bischofe, von welcher Provinz er seyn mochte, vornehmen zu lassen. — Die versammelten Bischöfe sollen nun, nachdem sie sich von mehrern Concilien die Canons hätten vorlesen lassen, die jedem Bischofe ausdrücklich verbieten, in dem Kirchsprengel eines andern Bischofes, ohne dessen besondere Erlaubniß eine bischöfliche Handlung vorzunehmen, den Beschluß gefaßt haben, daß das der Congregation von Clugny von dem Pabst ertheilte Privilegium, weil mit jenen Canons im Widerspruch, ungültig sey, mithin auch keine gesetzliche Kraft haben könne; worauf dann noch ferner der Erzbischof von Vienne sogleich seinen begangenen Fehler eingesehen, dem Bischofe von Macon Abbitte gethan und zu dessen weiterer Genugthuung sich verbindlich gemacht haben soll, ihm jedes Jahr, so lange der Eine oder Andere leben würde, in der Fastenzeit so viel Olivenöl zu liefern, als er zur Bereitung des heiligen Chrisma nöthig haben könnte. — So erzählt wenigstens Fleury, und macht dabei noch, wie gewöhnlich, die hämische Bemerkung: Es ergebe sich hieraus, daß die Bischöfe jener Zeit noch nicht der Meinung gewesen wären, der Pabst sey über den Canons und Satzungen der Kirche. — Schwerlich werden die in dieser Erzählung Fleury's liegenden groben Widersprüche einem aufmerksamen Leser entgehen. Erstens wäre es gar nicht zu begreifen, wie ein Bischof, und selbst ein Erzbischof, in den Canons so ganz unwissend und unerfahren hätte seyn können, daß er, sobald man ihm einige auf die Gerichtsbar-

keit der Bischöfe sich beziehenden Satzungen der Kirche vorlas, sogleich, ohne irgend eine gegründete Einwendung zu erheben, sich schuldig bekannt, öffentliche Abbitte gethan, und endlich gar zu einer Art jährlich zu wiederholenden Sühnopfers sich verbindlich gemacht haben soll. Legte er dadurch nicht ein förmliches Bekenntniß ab, daß ihm selbst die Canons des Conciliums von Chalcedon, eines der wichtigsten ökumenischen Concilien, ganz fremd und unbekannt waren, und daß er, hätte er je ein Wort davon gehört, sich gewiß nicht mit der Einweihung einer, nicht in seiner Diöcese liegenden Kirche würde befaßt haben? — Zweitens wäre es eben so schwer zu erklären, wie von den zwölf zu Anse versammelten Bischöfen, worunter sogar drei Erzbischöfe, auch nicht ein Einziger zu der Einsicht sollte gelangt seyn, daß, wenn ein Kloster einen päbstlichen Exemtionsbrief erhält, es dadurch unter die unmittelbare Gerichtsbarkeit des Pabstes gestellt wird, daher auch, obgleich in dem Territorialbezirk eines Bischofes liegend, dennoch nicht mehr zu der Diöcese desselben gehört, und demnach alle Canons, welche sie sich hätten mögen vorlesen lassen, auf den vorliegenden Fall gar nicht anwendbar waren. Wir übergehen noch mehrere andere, die Erzählung nicht minder verdächtigende Nebenumstände.

4. Aber welches Gepräge der Wahrheit tragt dafür nicht Marchetti's, der Erzählung Fleury's gegenüber stehender Bericht. Diesem zu Folge war auf dem Concilium von Anse nicht von der Gültigkeit eines päbstlichen Freiheitsbriefes, sondern blos von der Aechtheit der von dem Abte Odilo den Bischöfen vorgelegten Urkunde die Rede. Erst als das Concilium dieselbe für unächt halten, und daher die über deren Aechtheit von Odilo geleistete

Bürgschaft verwerfen zu müssen glaubte, erklärte es, daß dieser Freiheitsbrief, weil unterschoben, auch keine Rechtfertigung seyn könne der von dem Erzbischofe von Vienne vorgenommenen Einweihung einer in der Diöcese von Macon liegenden Klosterkirche. Wie schön und natürlich stellt sich nun auch das Betragen des Erzbischofes Burkhard heraus. Er bekennt sich schuldig, auf die blose Bürgschaft des Abts Odilo eine nunmehr von dem Concilium verworfene Urkunde für ächt gehalten zu haben. — War aber, wie wir sogleich sehen werden, eben dieser von dem römischen Stuhle der Congregation von Clugny, bevor noch die Leitung derselben der heilige Odilo übernommen hatte, ertheilte Freiheitsbrief nichts weniger als falsch und unterschoben; so war doch auch jetzt der Irrthum der in Anse versammelten Bischöfe, wegen der damals wahrhaft zur Sitte und Praxis gewordenen Verfälschung römischer Urkunden, höchst verzeihlich. Nach dem Zeugniß des Peter von Blois waren damals die Klöster mit falschen Exemtionsbriefen gleichsam überschwemmt. Selbst Päbste, wie z. B. Innocenz III. und Urban III., klagten über die immer einen höhern Schwung nehmende Vermessenheit, falsche päbstliche Briefe zu verfertigen. Letztgenannter Pabst wollte sogar, daß man einem solchen Fälscher, wenn er entdeckt würde, ein eigenes Brandmal aufdrücken sollte. — Einen nicht minder überzeugenden Beweis, daß auf dem Concilium in Anse das päbstliche Prärogativ Freiheitsbriefe zu ertheilen, keines Weges in Zweifel gezogen ward, lieferte einige Zeit nachher auch das Concilium von Chalons (1063). Der damalige Bischof Drogo von Macon hatte, weil dazu aufgereizt von der Geistlichkeit seiner Kirche, sich Eingriffe in die Rechte und Freiheiten der Congregation von Clugny erlaubt. Der Abt

und die Mönche klagten darüber bei dem römischen Hofe, worauf Pabst Alexander III. den Cardinal Petrus Damiani, damaligen Bischof von Ostia, als seinen Legaten nach Frankreich schickte, um beide Theile zu hören, alles genau zu erkunden und dann die Streitfragen auf canonischem Wege zu entscheiden. Unter der Leitung und dem Vorsitz des päbstlichen Legaten kam nun in Chalons ein Concilium von fünfzehen Bischöfen zusammen. Man las zuerst die vom römischen Stuhle bestätigte Stiftungsurkunde Herzog Wilhelms, des Gründers des Klosters von Clugny, hierauf auch die von verschiedenen Päbsten der Congregation ertheilten Freiheitsbriefe. Sey es, daß man indessen in Unterscheidung der falschen Urkunden von den ächten zu größerer Einsicht gelangt war, oder — was noch wahrscheinlicher ist — daß das römische Archiv schon der Aechtheit der vorgelegten Briefe ein vollgültiges Zeugniß ertheilt hatte *); kurz gegen die Aechtheit sämmtlicher Ur-

*) Wenn die Päbste Freiheitsbriefe ertheilten, so wurden immer Abschriften davon genommen und in dem römischen Archiv niedergelegt. Als Desiderius von Vienne bei dem Pabste Gregor dem Großen das Pallium, zu Folge eines seiner Kirche von dem römischen Stuhle ertheilten Privilegiums, reclamirte, ließ ihm der Pabst antworten: Man habe in dem römischen Archiv nachgesucht, und nichts dergleichen gefunden. — Man sieht, das Verfälschen der Urkunden war schon ein ziemlich alter Brauch. Diese saubere Kunst hatten die Abendländer von den Orientalen gelernt, und die Griechen es darin schon im sechsten Jahrhundert zu einer solchen Virtuosität gebracht, daß der so eben erwähnte große und heilige Pabst, in einem Schreiben an seinen Apokrisiarius in Constantinopel, Anstand nahm, sich Abschriften von gewissen Akten aus dem Archiv der Patriarchalkirche geben zu lassen, weil, wie er sagte, die Griechen kein Aktenstück mehr unverfälscht ließen.

kunden ward nicht der mindeste Zweifel erhoben, und als man nun die Bischöfe um ihr Gutachten befragte, erklärten sie alle ohne Ausnahme, und zwar jeder einzel stimmend, daß der Abt und die Mönche in dem ungestörten und ungekränkten Besitze aller darin enthaltenen Privilegien müßten erhalten werden, und Bischof Drogo, wegen Verletzung derselben, dem Kloster Genugthuung zu leisten schuldig sey. Dieser Erklärung trat selbst Bischof Drogo sogleich bei, suchte sich jedoch dadurch zu reinigen, daß er mit einem Eide betheuerte, nur Unkunde und Unwissenheit seyen die Grundlagen seines Verfahrens gegen das Kloster gewesen. Auf die Erde hingestreckt, that Drogo öffentliche Abbitte, und unterwarf sich einer freiwilligen in strengem Fasten bei Wasser und Brod bestehenden Kirchenbuße *). — Was aber die damals in allen Kirchen bestehende Meinung über das Recht des Pabstes, Kirchen und Klöstern Privilegien und Exemtionen zu ertheilen noch in ein helleres Licht setzt, ist, daß, als dem Begehren des Bischofes Drogo zu Folge auch die der Kirche desselben von dem Pabste Agapet ertheilten Privilegien waren vorgelesen worden,

---

*) Audiat, inquit (Drogo), Dominus Petrus Ostiensis Episcopus, et omnis sancta Synodus, quia eo die, quo Cluniacum commotus adveni, non in contemptu sive despectu sedis Apostolicae, vel Domini Alexandri Romani Pontificis, hoc egi, et *privilegiorum tenorem ac seriem*, quae modo in auribus nostris lecta sunt, tunc ad liquidum *non cognovi*. Sic me Deus adjuvet et haec sancta Evangelia. —

Illico Maticensis episcopus pavimento prostratus, veniam petiit, seseque peccasse confessus, poenitentiam in pane et aqua jejunaturus accepit. (*Mansi Conc. Coll.* T. XIX. p. 1028.)

diese jedoch keine anderen Rechte enthielten, als welche allen bischöflichen Kirchen zustanden, mithin auch das Verbot für jeden fremden Bischof, in der Diöcese von Macon, ohne ausdrückliche Erlaubniß des dieser Kirche vorstehenden Bischofes, irgend einen bischöflichen Act zu vollziehen; nun nach beendigter Lectüre sämmtliche Bischöfe einstimmig bemerkten: Diese Vorlesung sey ganz überflüssig gewesen, indem man ja nichts gehört, wodurch die Privilegien und Freiheiten des Klosters von Clugny im mindesten beschränkt werden könnten *).

---

*) Idem episcopus (Drogo) clericis suis insistentibus, petiit ut suae quoque ecclesiae privilegium, quod ab Agapito dudum papa constitutum fuerat, legeretur. Quo lecto, quia nihil pene, praeter ea quae omnibus ecclesiis concedi solent, continebat, videlicet ut ne vel ea quae juris ejus jam erant, vel deinceps futura erunt, quispiam violenter invaderet, sed sua omnia rector ecclesiae in pacis et tranquillitatis otio possideret: judicarunt episcopi, sine causa id lectum esse, quod Monasterii privilegiis pridie lectis nihil detraheret. (Ib.)

Um folgerecht zu bleiben, macht Fleury, bei Zusammenstellung dieses Conciliums mit jenem von Anse, wieder die ganz unhistorische Bemerkung, daß man nämlich hieraus sehen könne, wie verschieden die Grundsätze und Meinungen der Bischöfe über die Macht und Vorrechte der Päbste in dem Mittelalter gewesen seyen. — Von dieser großen Verschiedenheit wird jedoch, und zwar von den ältesten Zeiten bis in unsere gegenwärtige Periode, schwerlich noch je ein unbefangener wahrheitliebender Geschichtforscher auch nur die mindeste Spur entdecken. Aber sehr begreiflich ist es, daß, wenn Fleury bei jeder Gelegenheit, wo es nur immer möglich ist, seine verkehrten, offenbar von bösem Willen gegen den römischen Stuhl zeugenden Ansichten den Bischöfen des Mittelalters unterzuschieben sucht, dieses jedoch nicht immer

thunlich ist — (in welchem Falle er gewöhnlich alle Schuld den Isidorischen Decretalen beimißt, die überhaupt für ihn und Seinesgleichen ein ungemein bequemer Tummelplatz sind) -- natürlicher Weise auf die Verhandlungen der Bischöfe jener Zeit bisweilen ein falscher Schein von Incohärenz und Grundsatzlosigkeit zurückfallen muß.

5. Um diese Zeit, vielleicht auch ein paar Jahre früher, kam in Frankreich ein anderes Concilium zusammen, wovon man zwar weder den Ort noch das Jahr kennt, das aber, obgleich an sich wenig bedeutend, doch vorzüglich deßwegen hier eine Erwähnung verdient, weil es die Veranlassung ward zu einer ungemein rührenden Scene, die durch den seltenen und schönen Verein von apostolischer Strenge mit evangelischer Milde und wahrhaft christlicher Demuth, die Denk- und Handlungsweise der damaligen französischen Bischöfe uns in einem höchst erfreulichen Licht erblicken läßt. — Nach dem Tode des Bischofes Gerard von Limoges ward, durch den mächtigen und gebietenden Einfluß des Herzogs Wilhelm von Aquitanien, ein aus einem der ältesten Geschlechter Frankreichs entsprossener Diacon, Namens Jourdain, auf den erledigten bischöflichen Stuhl erhoben. Jourdains edle Geburt war jedoch dessen geringstes Verdienst. Geschmückt mit den schönsten Eigenschaften des Geistes wie des Herzens, dabei eben so gelehrt als aufrichtig und ungeheuchelt fromm, und von dem reinsten Eifer für das Seelenheil der Menschen entflammt, hätten seine Tugenden allein schon ihn des bischöflichen Stuhles würdig gemacht. Aber bei seiner Erhebung hatte man die Canones auf mancherlei Weise verletzt. Die Kirche von Limoges war eine Suffragankirche der erzbischöflichen Kirche von Bourges; und dem ungeachtet war die

Wahl Jourdains zum Bischofe von Limoges ohne die Einwilligung des Erzbischofes von Bourges, ja selbst ohne Wissen und mit völliger Umgehung desselben geschehen. Dieser war nun gezwungen, darüber Klage zu führen. Von den Rechten seiner Kirche durfte der Erzbischof nichts vergeben, keine Störung in der hierarchischen Ordnung zulassen, über Aufrechthaltung der Canons mußte er wachen, und eine Nachgiebigkeit, wie sehr auch sein übrigens sanftmüthiger und friedliebender Charakter dazu geneigt seyn mochte, würde ihn in den Augen Gottes und der Kirche strafbar gemacht haben. Unverzüglich wurde demnach ein Concilium zusammen berufen. Auch Frankreichs König, der fromme kirchlich gesinnte Robert, wohnte demselben bei. Es muß sehr zahlreich gewesen seyn, denn unter den versammelten Vätern zählte man sechs Erzbischöfe. Gauselins Klage über die gesetzwidrige Erhebung des Bischofes von Limoges ward als gegründet und gerecht erkannt, und da eine so offenbare, klar vor Augen liegende grobe Verletzung der Canons gar keiner weitern Entschuldigung mehr Raum gab, so legte der Erzbischof von Bourges ein Interdikt auf den ganzen Kirchsprengel von Limoges; davon ausgenommen wurden blos die in Limoges dem heiligen Martialis geweihte Kirche und die zu derselben gehörigen Ortschaften. — Als dem Bischofe von Limoges das von dem Concilium gegen ihn erlassene Verdammungsurtheil bekannt gemacht ward, dachte er auch nicht einen Augenblick an spitzfindige Exceptionen und Appellationen. Im Gegentheil, sich schuldig fühlend, machte er sich, ohne zu säumen, mit einem Theile seiner Clerisei und mehrern Mönchen aus seinem Kirchsprengel, sämmtlich in Bußsäcken gekleidet und barfuß, auf den Weg nach Bourges. — Aber wie schön und eines strengen, jedoch zugleich liebevollen

Oberhirten würdig, benahm sich jetzt nicht auch Erzbischof Gauselin. Sobald ihm die Annäherung eines Zuges Büßender mit ihrem Bischofe an der Spitze gemeldet ward, warf er sich sogleich in seinen ganzen erzbischöflichen Ornat, berief die gesammte Geistlichkeit seiner Kirche zusammen, und ging, von derselben begleitet, seinem sich jetzt vor ihm demüthigenden Bruder im heiligen Amte entgegen. Seinem Erzbischofe zu Füßen fallend, bat Jourdain voll Demuth um Verzeihung seines begangenen Fehlers. Gauselin hob ihn auf, umarmte ihn zärtlich und gab ihm den Bruderkuß. Alle Umstehenden waren bis zu Thränen gerührt. Hand in Hand kehrten beide so höchst ehrwürdige Bischöfe nach der erzbischöflichen Wohnung zurück. Das Interdikt ward unverzüglich wieder aufgehoben. Jourdain weilte einige Tage bei Gauselin, und beide, innigst vereint in Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe, brachten nun täglich in der großen Cathedrale von Bourges Gott das heiligste und ihm angenehmste aller Opfer dar.

6. Die Einführung der **Treuga Dei** und die Erhaltung des Friedens während den darin festgesetzten Zeiten, kostete den französischen Bischöfen ungemeine Mühe. Auf allen Concilien beschäftigten sie sich mit dieser, für das zeitliche wie ewige Wohl ihrer Diöcesanen so wohlthätigen gottgefälligen Einrichtung. Aber die kräftigsten, und zum Theile auch erfolgreichsten Maßregeln gegen die Ruhestörer, so wie gegen Alle von dem Adel, die dem Gottesfrieden nicht beitreten und ihn unverbrüchlich zu beobachten nicht eidlich ihren Bischöfen versprechen wollten, wurden auf den Concilien von Bourges und Limoges genommen. Beide wurden in dem Jahre Ein tausend und drei und dreißig, und zwar

schnell auf einander in demselben Monate, nämlich das von Bourges am ersten, jenes von Limoges an dem achtzehnten November gehalten. Dem Erstern wohnten nur fünf Bischöfe bei. Aber weit zahlreicher war das andere. Es bestand aus zehn Bischöfen, acht Aebten und mehrern gelehrten Priestern und Domherren. Auf beiden führte Aimon, Erzbischof von Bourges und Nachfolger des im vorigen Jahre gestorbenen Erzbischofes Gauselin, den Vorsitz. — Nachdem die Streitfrage wegen des Apostolats des heiligen Martialis, das den Bischöfen aus dem Herzogthum Franzien ganz besonders am Herzen gelegen zu haben scheint, noch einmal war besprochen und entschieden worden und hierauf der feierliche Gottesdienst begonnen hatte, hielt der Bischof von Limoges, nach Ablesung des Evangeliums, eine Rede an die anwesenden Ritter und Edeln, sie einladend, an den folgenden Tagen bei den Sitzungen des Conciliums zu erscheinen, jedoch zugleich auch diese Zeit über und noch sieben Tage nach beendigtem Concilium sich aller gegenseitigen Feindseligkeiten zu enthalten. — Wenn dem blutigen, alle göttliche und menschliche Ordnung zerrüttenden, aber leider in der Denkart und Gesittung des damals noch völlig rohen, wilden, dabei stolzen und Ungebundenheit und Gesetzlosigkeit für Freiheit haltenden Adels so tief gewurzelten Fehdewesen gesteuert werden sollte und zum Theil auch gesteuert werden konnte, so lag dieß, bei der damaligen innern Lage Frankreichs und dem beinahe ganz vernichteten königlichen Ansehen, offenbar blos noch in der seit ein paar Decennien sehr gestiegenen Macht des Episcopats. Diese Ueberzeugung hatten nun sämmtliche Bischöfe, daher auch jetzt ihr Flammeneifer und eine in ihrem Verfahren jenem vollkommen entsprechende Kühnheit. Der zahlreiche, zu der

Diöcese von Limoges gehörige Adel hatte sich bis jetzt noch immer der Einführung des Gottesfriedens widersetzt, ja sogar hartnäckig sich geweigert, in die Hände ihres Bischofes nur zu geloben, daß sie zu Handhabung der Gerechtigkeit, mithin zur Erhaltung der Ruhe nach Kräften mitwirken wollten. Gegen die Widerspenstigen ward nun gleich mit aller Strenge verfahren. Auf Befehl und im Namen aller im Concilium versammelten Väter, ward von dem Diacon, der das Evangelium gesungen, gegen sie sämmtlich der Bannfluch verkündet. Schreckliche, haarsträubende Verwünschungen wurden über sie ausgesprochen, wobei alle Bischöfe die brennenden Kerzen, die sie in der Hand hatten, auslöschten und auf die Erde schleuderten. Entsetzen ergriff bei dieser schauerlichen Ceremonie das zahlreich umherstehende Volk. „Eben so möge," riefen jetzt zahllose Stimmen, „auch jeder Funke von Freude, Ruhe und Zufriedenheit aus der Brust jener Feinde des Friedens und der Ordnung auf immer erlöschen."

7. Noch entschlossener gingen die Bischöfe in der am folgenden Tage gehaltenen Sitzung zu Werke. Auf den Antrag Odolrichs, Abtes des Klosters zum heiligen Martialis, ward jetzt einstimmig beschlossen: Im Falle die Herren und Ritter in der Provinz Limousin noch länger bei ihrer Starrheit beharren und den von der Kirche angebotenen und verkündeten Frieden nicht annehmen würden, auf die ganze Provinz ein allgemeines Interdikt zu legen. Während dieser Zeit sollen in allen Kirchen die Altäre aller ihrer Zierrathen beraubt, gleichsam als verlassen und verödet dastehen. Aller öffentlicher Gottesdienst soll aufhören, und wenn ein Priester Messe ließt, darf dieß nur bei verschlossenen Kirchenthüren geschehen, und der Altar

muß, nach vollbrachtem Opfer, sogleich wieder von allem kirchlichen Schmuck entblößt werden. Kein Todter soll nach christlicher Weise begraben*), keine Ehe eingesegnet, jedoch auf demüthiges Verlangen die heilige Taufe ertheilt werden. Nur der Genuß der Speisen, die auch in der Fastenzeit zu genießen es erlaubt ist, soll während der Dauer des Interdikts gestattet seyn. Keiner soll dem Andern den Friedens- oder Bruderkuß geben, oder ein festliches Kleid anlegen, einem geselligen fröhlichen Verein beiwohnen, oder überhaupt irgend eine Ergötzlichkeit sich erlauben, und zwar so lange, bis alle Herren, Ritter und Edeln den Ermahnungen der Bischöfe sich werden gefügt haben**). Indessen ward es doch erlaubt, einem Sterbenden auf dem Todesbette die Lossprechung zu ertheilen und das heilige Sakrament zu reichen. — Der Bischof von Quercy fand es jetzt sehr zeitgemäß, die versammelten Väter von folgendem höchst sonderbaren Ereigniß in Kenntniß zu setzen. In meiner Diöcese, sagte er, ward unlängst ein wegen Friedensbruch excommunicirter Ritter in einem Gefechte erschlagen. Die Freunde und Verwandten des Getödteten baten mich inständigst, den Todten vom Banne zu lösen und nach Weise der Kirche zu begraben. Aber ich glaubte, ein Beispiel kirchlicher Strenge sey jetzt nothwendig, und wieß daher alle ihre Bitten zurück. Demungeachtet

*) Mit Kindern, armen Leuten und durchreisenden Fremdlingen ward jedoch diesfalls, wie billig, eine Ausnahme gestattet.

**) Das heißt, wenigstens der größte Theil derselben, indem die Bischöfe es ja schon zugaben, daß, wenn ein Einzeler aus dem Adel sich unterwerfen und der Foderung der Kirche Genüge leisten würde, auch von dessen Burg und allen ihm gehörigen Ortschaften das Interdikt könnte aufgehoben werden.

begruben des Erschlagenen Dienstleute die Leiche, ohne meine Erlaubniß, auf dem Kirchhofe, fanden jedoch, zu ihrem größten Erstaunen, dieselbe am folgenden Morgen in ziemlicher Entfernung von dem Gottesacker auf der Erde hingeworfen, und zwar ohne an dem Grabe die mindeste Spur zu finden, daß dasselbe in der Nacht wäre eröffnet worden. Sie begruben nun wieder den Todten, beschwerten dessen Grab mit Steinen und großen Balken, stellten sogar Wachen aus, fanden aber dennoch, trotz aller angewandten Vorsicht, den entseelten Körper am andern Tage wieder an derselben Selle, wo sie ihn am vorigen Morgen gefunden hatten. Da diese wunderbare Erscheinung sich noch mehrmals wiederholte, so konnte man endlich die unsichtbar strafende Hand Gottes nicht länger mehr verkennen. Ein heilsamer Schrecken kam unter alle Einwohner meiner Diöcese, und Herren und Ritter eilten nun den Gottesfrieden zu unterzeichnen und dessen Beobachtung eidlich zu geloben. — Diese Erzählung des Bischofes von Quercy ermuthigte nun sämmtliche versammelte Bischöfe nur noch mehr, bei ihrem so eben gefaßten Beschluß standhaft zu beharren.

8. Einige Bischöfe klagten jetzt, wie es nicht selten geschehe, daß, wenn sie einen Verbrecher excommunicirt hätten, dieser sodann nach Rom eile, von dem Pabste in Kirchengemeinschaft aufgenommen werde, und dann bei seiner Rückkehr sich rühme, das Oberhaupt der Kirche selbst habe ihn von dem Banne gelößt. Dadurch aber ginge das Ansehen der Bischöfe verloren, und alle ihre Bemühungen zu Aufrechterhaltnng christlicher Sittenzucht unter ihren Diöcesanen, besonders unter den Großen und Vornehmen, würden endlich gar keinen Erfolg mehr haben. — Diese Besorgnisse einiger Bischöfe waren

jedoch im höchsten Grade eitel und überflüssig; und wie wenig ihre Beschwerde gegründet sey, bewieß den Klagenden jetzt sogleich ein sehr gelehrter Domherr aus Puy, Namens Engelric, und zwar durch die ganz einfache Erzählung eines erst vor ein paar Jahren in der Diöcese von Clermont stattgehabten Ereignisses. Graf Ponce von Auvergne hatte sich von seiner Gemahlin getrennt, und mit einer andern vermählt. Der Bischof Stephan von Clermont schloß ihn daher von seiner Kirchengemeinschaft aus, und da er dem Verbrecher nicht eher die Lossprechung ertheilen wollte, als bis er Genugthuung geleistet, und seine rechtmäßige Gemahlin wieder zu sich genommen haben würde, reißte derselbe in aller Stille nach Rom, erschlich von den Pabste, dem er seine wahre Lage nicht entdeckte, die Lossprechung, und behauptete ebenfalls bei seiner Rückkehr, von dem Banne des Bischofes nunmehr wieder gelößt zu seyn. Bischof Stephan klagte hierüber in einem Schreiben an den heiligen Vater, und erhielt nun vom Pabste Johannes XIX. folgende Antwort: „Nicht meine, sondern eure Schuld ist es, daß der verbrecherische Graf von mir in die Kirchengemeinschaft aufgenommen ward. Hättet Ihr zu gehöriger Zeit mich durch Briefe von seinem Verbrechen in Kenntniß gesetzt, und daß er von Euch mit dem Banne belegt worden; so würde ich ebenfalls diesen Sünder verworfen, und Euer Excommunicationsurtheil auf das neue bekräftiget haben. Weit entfernt, meinen Mitbrüdern, den Bischöfen, in der Führung ihres heiligen Amtes beschwerende Fesseln anlegen zu wollen, bin ich vielmehr gesonnen, sie zu trösten, und in Allem kräftig zu unterstützen. Ich widerrufe und vernichte demnach meine dem Grafen Ponce ertheilte Lossprechung. Im Gegentheil soll sie so lange seine Verdammniß noch vermehren, bis er die erfoderliche Genugthuung

geleistet, und von Euch auf vorgeschriebenem Wege die Lossprechung erhalten haben wird." — Ueber dieses päbstliche Schreiben waren alle anwesenden Bischöfe entzückt. Sie ergoßen sich in Lobeserhebungen auf den Pabst, und nun ward als allgemeine Norm angenommen, daß, wenn ein mit dem Banne belegter Verbrecher, ohne mit einem Schreiben seines Bischofes an den heiligen Vater versehen zu seyn, nach Rom reise, und dort von dem Pabste die Lossprechung erhalte, diese als erschlichen, mithin als nichtig und ungültig angesehen werden solle. — Endlich wurden zum Schluß auf diesem Concilium auch noch verschiedene andere, Disciplinargegenstände betreffende Verordnungen gemacht. Es möchte nicht überflüssig seyn, von einigen derselben, weil bis dahin ungewöhnlich, hier eine kurze Erwähnung zu machen. — Einige Bischöfe klagten darüber, daß die Mönche von dem Kloster zum heiligen Martialis sogar das Sakrament der Taufe am Vorabend von Ostern und Pfingsten in ihrer Kirche spendeten. Diese Klage ward als ungegründet befunden, und durch Urkunden nachgewiesen, daß nicht nur das nach dem heiligen Martialis benannte Kloster, sondern noch verschiedene andere Klöster, vom römischen Stuhle dieses Privilegium erhalten hätten, ein Privilegium, welches der Pabst zu ertheilen berechtiget wäre, und das daher auch von dem Concilium, ohne daß sich ein Widerspruch dagegen erhoben hätte, allgemein anerkannt ward. Das Concilium verordnete ferner, daß es jedem Cleriker und jedem Mönche, wenn er auch noch nicht die höheren Weihen, jedoch wenigstens den Grad eines Lectors erhalten hätte, es ihm übrigens auch nicht an dem nöthigen Predigertalente fehle, in Zukunft erlaubt seyn sollte, in allen Kirchen, ja selbst in der Cathedrale zu predigen, und die Bischöfe möchten dieses nicht blos ihren Geistlichen befehlen,

sondern sie selbst ernstlich darum bitten; indem es nie genug Arbeiter in dem Weinberge des Herrn geben könnte. — Dieser Verordnung zu Folge sollte man glauben, daß damals in Frankeich an salbungsvollen Predigern ziemlich großer Mangel war, auch die Bischöfe schon nicht mehr, wie in frühern Zeiten, das Predigen, den religiösen Unterricht ihrer Heerde, für eine von dem hohen bischöflichen Amte unzertrennliche Verbindlichkeit hielten. — Da der Bischof von Limoges sieben in seinem Kirchsprengel gelegenen Klöstern ein sehr schönes Zeugniß gab; so ward die Frage: ob ein Mönch, wenn er fände, daß Lauheit in seinem Kloster herrsche, und die Regel des heiligen Ordensstifters nicht mehr die einzige Richtschnur des Wandels der Brüder sey, dasselbe verlassen, und in ein anderes sich begeben dürfe, einstimmig mit ja! beantwortet. Den Akten des Conciliums zu Folge, die jedoch nicht ganz vollständig auf uns gekommen, ward zwar die so eben erwähnte Befugniß ganz unbedingt gegeben. Indessen läßt es sich vermuthen, daß dazu immer noch die Einwilligung des Bischofes erforderlich war, dessen Einsicht es vorbehalten bleiben mußte, zu entscheiden, ob Grund zu einer solchen Ortsveränderung da wäre, oder ob das Verlangen des Mönchs blos eine Folge seines unruhigen Geistes und der Unstätigkeit seines Charakters sey. — Da es bisweilen geschah, daß große, selbst durch vorsätzlichen Mord befleckte Verbrecher, jedoch plötzlich von wahrer Reue ergriffen, sich in ein Kloster flüchteten, mehrere Jahre dort im wahren Geiste der Buße lebten, und endlich auf den Flügeln göttlicher Erbarmung getragen, nach und nach auf eine höhere Stufe evangelischer Vollkommenheit sich erhoben; so ward jetzt von einigen Aebten die Frage aufgeworfen: ob einem solchen wahrhaft bekehrten Sünder, über dessen Be-

kehrung sich doch die Engel mehr als über neun und neunzig Gerechte erfreuten, nach einer vorhergegangenen langen Reihe von Jahren ernster und strenger Buße, nicht endlich die Weihen ertheilt, und er zu höhern Stellen im Kloster befördert werden dürfte? Das Concilium entschied diese Frage im entgegengesetzten Sinne, und motivirte seine Entscheidung auf den Grund eines päbstlichen, an den heiligen Abt Odilo vor einiger Zeit erlassenen Schreibens. In dem Kloster von Clugny nämlich war vor mehrern Jahren der jetzt auf dem Concilium besprochene Fall eingetreten. Ein Bösewicht hatte den Bischof von Clermont ermordet. Nachdem der Unglückliche, von den Furien seines Gewissens überall verfolgt und geängstiget, sich gleich Kain, der seinen Bruder erschlug, einige Zeit in der Welt herumgetrieben, kam er endlich zu dem heiligen Odilo nach Clugny, entdeckte diesem den schrecklichen Zustand seiner Seele, legte unter einem Strom von Thränen eine Generalbeicht ab, begehrte in das Kloster aufgenommen zu werden, und erhielt von dem gottseligen, daher milden und erbarmungsvollen Abte die Gewährung seiner Bitte. Aus dem großen Verbrecher ward nun ein strenge und aufrichtig büßender Sünder, und aus diesem endlich ein ausgezeichnet frommer, immer mehr nach evangelischer Vollkommenheit strebender Klosterbruder. Da ihn der heilige Abt auf dieser schönen Bahn weit genug vorgeschritten glaubte; so stand er im Begriffe, ihm die untern Weihen ertheilen zu lassen, und dann ihn zu einem der Obern des Klosters zu machen. Indessen hielt Odilo es doch für rathsam, sich noch vorher bei dem römischen Stuhle darum zu befragen. Auf sein Schreiben erwiederte ihm Pabst Johannes XIX.: „Wer eines vorsätzlichen, prämeditirten Todschlages sich schuldig gemacht, sollte eigentlich nicht einmal

zur Communion der Laien zugelassen, und ihm erst auf dem Sterbebette die heilige Eucharistie gereicht werden; um so viel weniger könne es also erlaubt seyn, einem Mörder auch nur die niedern Weihen zu ertheilen. Mit Blut befleckte Hände könnten nicht dienen am Altar des göttlichen Lammes, nicht behülflich seyn bei Darbringung des allerheiligsten Opfers."

9. In Deutschland wurden während dieser Periode ebenfalls vier Concilien gehalten. Zwei in Frankfurt (1001 und 1007), eines in Seligenstadt (1022), und das vierte in Mainz (1023); das letztere war ein Nationalconcilium. Die Veranlassung zu den beiden erstern gab der zwischen dem Erzbischof Willigis von Mainz und dem Bischof Bernward von Hildesheim wegen der Abtei Gandersheim schwebende Prozeß. Wie ungerecht die Foderung des Willigis war, ist dem Leser schon bekannt. Da die versammelten Bischöfe sich fürchteten, den mächtigen und angesehenen Erzbischof, dem man nicht mit Unrecht den Vorwurf stolzer Anmassung machen kann, noch mehr zu reitzen; so ward weder auf dem einen noch auf dem andern Etwas entschieden.

10. Auf dem unter dem Vorsitze des Erzbischofes Aribo von Mainz in Seligenstadt gehaltenen Concilium wurden mehr als zwanzig Verordnungen gemacht. Der größte Theil derselben ist zwar blos eine Wiederholung schon lange bestehender Kirchensatzungen; doch finden sich auch einige darunter, die in so ferne einer Erwähnung verdienen, als sie sich auf Gegenstände oder Unformen beziehen, wovon bisher noch auf keinem Concilium Sprache gewesen. — Die erstern Kapitel enthalten blos alte, schon

bekannte Kirchensatzungen; so wie z. B. das Fastengebot; und da dieses, wie es scheint, in Deutschland damals nicht sehr genau mag gehalten worden seyn, so bestimmt das Concilium die Monate, Wochen und Tage, an welchen jeder Christ, unter einer schweren Sünde, dem Fastengebot der Kirche Folge zu leisten gebunden seyn soll. Eben so genau werden hierauf auch die Zeiten bezeichnet, in denen keine Trauung darf vorgenommen werden. Nicht nur in der heiligen Advents- und Fastenzeit, auch in den vierzehen, dem Feste des heiligen Johannes des Täufers vorangehenden Tagen, ferner an allen Fasttagen, und endlich an den Vorabenden der vorzüglichsten Feste, so wie an dem Feste selbst, sollte keinem Ehepaar die priesterliche Einsegnung ertheilt werden. — Diese Verordnungen und Bestimmungen machen die zwei ersten Kapitel aus, worauf die übrigen achtzehn oder zwanzig folgen,*) von denen wir hier nachstehende ausheben. — Allen Priestern ward untersagt, an einem Tage mehr als drei heilige Messen zu lesen. — Unter der Strafe der Excommunication soll in Zukunft kein Geistlicher sich mehr unterstehen, bei einer entstandenen Feuersbrunst das Korporal**) zur Löschung des Brandes in das Feuer zu werfen. — Noch strenger ward verboten, zu sündhaften und abergläubischen Zwecken heilige Messen, entweder zur Ehre der allerheiligsten Dreieinigkeit oder des Erzengels Michael zu lesen oder lesen zu lassen.

---

*) Zu Folge eines in der Vatikanbibliothek befindlichen Codex zählt Schannat zwei und zwanzig Canons; gewöhnlich findet man die auf diesem Concilium genommenen Beschlüsse nur in zwanzig Kapitel getheilt.

**) Nämlich das feine linnene Tuch, worauf man nach der Consecration die Hostie, mithin den wahren Leib Jesu Christi legt.

— Mit Ausnahme des Königs soll niemand mehr, wie hoch er auch gestellt seyn mag, mit dem Degen oder dem Schwert an der Seite in der Kirche erscheinen. — Die letztern Canons betreffen die öffentliche Bußanstalt*). Durch den sechzehnten Canon ward auf diesem Concilium ebenfalls verordnet, daß der, welcher nach Rom gehen will, in der Absicht, vom Pabste die Lossprechung zu erhalten, mit einem Schreiben seines Bischofes an den heiligen Vater versehen seyn muß. Aber in dem achtzehnten Canon ging das Concilium noch weiter, und setzte fest, daß keiner, dem von dem Bischofe eine Buße auferlegt worden, seine Wallfahrt nach Rom eher antreten dürfe, als bis die ihm vorgeschriebene Bußzeit vorüber wäre, und er der ihm auferlegten Buße völlige Genüge geleistet habe. — Offenbar überschritten die auf dem Concilium von Seligenstadt versammelten sechs Bischöfe durch diese Verordnung die Grenzen ihrer Befugniß. Ueberhaupt scheint dieses Concilium es verboten zu haben, ohne Erlaubniß des Bischofes nach Rom zu reisen, indem es ja dessen Willkühr überlassen blieb, demjenigen, der dahin gehen wollte, das dazu erforderliche Schreiben an den römischen Stuhl mitzugeben oder auch es zu verweigern**).

---

*) Die Bußdisciplin stand damals noch vollkommen in Uebereinstimmung mit der Praxis der alten Kirche, und an Abschaffung der öffentlichen Kirchenbuße, und Trennung der innern und äußern Jurisdiction in der Bußadministration — (separatio fori interni ab externo) — ward zu jener Zeit noch nicht von weitem gedacht.

**) Sehr richtig bemerkt hier Fleury, das Concilium zu Seligenstadt habe den Pabst als einen fremden Bischof betrachtet. Freilich hätte ein Anderer, als Fleury, diese Bemerkung gemacht; so würde man sie als Ironie, als eine feine Rüge der von den Bi-

schöfen begangenen Inconsequenz hinnehmen können. — Die Verordnung der Bischöfe, daß kein in den Stand der Büßenden Versetzter nach Rom gehen soll, ohne vorher die Anzeige davon seinem Bischofe gemacht zu haben, damit dieser seinen Bericht über den jedesmal vorliegenden Fall entweder unmittelbar an den Pabst schicken, oder auch dem nach Rom Pilgernden selbst mitgeben könnte: diese Verordnung ist in der Natur der Sache gegründet, daher auch vernünftig, und selbst nothwendig, indem nur dadurch der Arglist alle Mittel benommen werden konnten, durch Verhüllung des wahren Thatbestandes von dem heiligen Vater eine Lossprechung zu erschleichen; und daß die Päbste selbst dieses forderten, davon liefert der weiter oben erwähnte Brief des Pabstes Johannes XIX. an den Bischof Stephan von Clermont einen sprechenden Beweis. — Wenn aber die Bischöfe noch ferner verordneten, daß kein Büßender zu dem Stuhle des heiligen Petrus wallfahrten dürfe, bevor er nicht die ihm auferlegte Buße verrichtet, und diesfalls allen Forderungen seines Bischofes vollkommen Genüge geleistet hätte; so gingen sie offenbar zu weit, und haben hierin das Zeugniß des ganzen ehrwürdigen Alterthums gegen sich. Es erhellt aus den Schriften mehrerer der ältesten Kirchenväter, wie z. B. Tertullians und des heiligen Cyprians, daß die Päbste einem, selbst aus den entferntesten Ländern nach Rom wallenden Sünder eine Buße auflegten, oder Lossprechung ertheilten. Auch in dem Laufe dieser Geschichte kam schon, wie jeder Leser sich erinnern wird, einigemal der Fall vor, daß ein Büßender, dessen Kräfte jedoch, wie er glaubte, oder vielleicht auch sich überzeugt fühlte, die von dem Bischofe ihm auferlegte Buße überstieg, nach Rom eilte und, um Milderung seiner Buße bittend, sich an den Pabst wandte, und von diesem auch die Gewährung seiner Bitte erhielt. Bei schweren und unter sehr verwickelten Verhältnissen begangenen Verbrechen, wenn der Bischof, seiner eigenen Urtheilskraft mistrauend, die nach der bestehenden Bußdisciplin auf jenes Verbrechen analogisch anwendbare Buße nicht vorzuschreiben sich getraute: wie oft geschah es da nicht, daß der Bi-

schof selbst den gewöhnlich vornehmen Sünder an den Römischen Stuhl wies, und die demselben aufzulegende Buße ganz der Einsicht und dem Gutachten des heiligen Vaters anheimstellte? — Durch ihren achtzehnten Canon haben demnach die Bischöfe in Seligenstadt sich einen offenbaren Eingriff in die päbstlichen Rechte erlaubt, dabei auch die Freiheit eines Jeden im Volke ungeziemend beschränkt, und gewißermaßen das Band zu zerschneiden gesucht, das auch das kleinste Glied der Kirche an das erhabene, höchste Oberhaupt derselben knüpft. — In einem Schreiben an den Pabst sagt der heilige Bernhard: „Wir haben viele Kirchen und viele Hirten; aber Du bist der Hirt aller Hirten und aller Kirchen.“ Ist dem nun so, wie es auch wirklich in dem grauesten Alterthum schon so war; so kann auch der Pabst in allen Kirchen bischöfliche Rechte ausüben, woran jetzt schwerlich irgend ein nur einigermaßen unterrichteter Katholik noch zweifeln wird. *) — Daß übrigens auf Provinzialconcilien nicht selten manche Misgriffe, und bisweilen sehr grobe Misgriffe gemacht wurden, davon haben wir schon nur zu viele Beispiele gesehen; waren aber zugleich auch, wie man sich erinnern wird, eben so oft Zeuge gewesen, daß die Päbste die Verhandlungen einer Menge von Concilien verwarfen, die darauf gefaßten Beschlüsse vernichteten, und oft noch überdieß die dabei anwesenden Bischöfe mit schweren Kirchenstrafen belegten. Man denke nur an die, während des Pontificats Nicolaus I. in der Ehesache König Lothars, im Lotharingischen Reiche gehaltenen Concilien, ferner an die in der Sache des Erzbischofes Arnulph von Rheims, und endlich an jene

*) Müßen ja auch jetzt noch die Bischöfe zur Ausübung verschiedener Rechte erst von dem Pabste die Ermächtigung erhalten haben. Diese erhalten sie für gewiße Fälle auf fünf Jahre, für andere auf ihre ganze Lebenszeit, wie z. B. das Confirmationsrecht derer, die zu erledigten Domherrenstellen entweder von den Kapiteln gewählt, oder von den Landesherren ernannt werden. Aber nun kann doch ganz gewiß, wenn er will, der Pabst selbst Rechte ausüben, zu deren Ausübung die Bischöfe erst von ihm ermächtiget werden müßen.

vielen im Orient gehaltenen Concilien, deren Verhandlungen und Beschlüsse von Päbsten verworfen, vernichtet und verdammt wurden. — Ueberhaupt dürfen eigentlich ohne die Genehmigung des Pabstes gar keine Particularconcilien gehalten werden; und dieß ist nicht eine erst den Decretalen des Isidor entnommene, sondern schon mehrere Jahrhunderte vor Isidor und dessen Decretalensammlung bestandene Verordnung. Zahllose Documente, selbst den frühesten Jahrhunderten angehörig, könnte man zum Beweise davon anführen. Unter den vielen wollen wir hier nur eines Briefes des zu der morgenländischen Kirche gehörenden, und dem Leser längst schon bekannten, heiligen Theodorus Studita erwähnen. In seinem Schreiben an den Pabst Leo III. klagt dieser heilige Abt über zwei zu Konstantinopel und — was hier von Bedeutung ist — blos in einer nur die Kirche von Konstantinopel betreffenden Angelegenheit gehaltene Concilien. Nachdem Theodor das widerrechtliche Verfahren der auf denselben versammelten Bischöfe gerügt hat, fügt er noch hinzu: „Sie errötheten sogar nicht eine ketzerische Versammlung aus eigner Macht zu halten; da sie doch selbst ein rechtgläubiges Concilium nicht ohne Euer Wissen hätten halten dürfen, wie dieses der alte, von jeher bestehende Gebrauch mit sich bringt.“ Freilich wurden in allen Jahrhunderten und in allen christlichen Ländern sehr häufig Provinzialconcilien gehalten. Aber dieß geschah zufolge einer, von dem Römischen Stuhl dazu ertheilten allgemeinen Ermächtigung. Ja, die Päbste waren es selbst, die die Bischöfe hiezu ermunterten, es ihnen sogar zum Gesetz machten; aber auch wieder, wenn sie es für nöthig fanden, das allzu häufige Zusammentreten der Bischöfe zu einem Concilium beschränkten, wie selbst noch in neuern Zeiten der heilige allgemeine Tridentinische Kirchenrath dergleichen Concilien nur alle drei Jahre zu halten vorschreibt. Der Zweck der Particularconcilien war jedoch, und ist es auch noch, blos über Befolgung und Aufrechthaltung der schon bestehenden Canons und kirchlichen Satzungen zu wachen; und finden die Bischöfe, wegen gewißer

Local- oder auch Personalverhältnisse, es für zweckmäßig, noch eigene Verordnungen hinzuzufügen, so dürfen diese blos Schlußfolgen oder Corollarien jener schon bestehenden allgemeinen Kirchensatzungen und päbstlichen Decretalen seyn. Wollen sie etwas Neues einführen, so bedarf dieses, bevor es gesetzliche Kraft hat, und zu einer bindenden Norm werden kann, erst der päbstlichen Bestätigung; denn daß ohne die Genehmigung und den Ausspruch des Pabstes kein kirchlicher Beschluß gültig sey, dieß erkannte man schon in den allerfrühesten Zeiten. Man höre hierüber nur die zwei bekannten, allgemein geschätzten kirchlichen Schriftsteller Socrates und Sozomenus, die beide am Ende des vierten und im Anfange des fünften Jahrhunderts blüheten (*Socrat.* Hist. eccl. lib. II. cap. 17. und *Sozomen.* Hist. eccl. lib. IX. p. 105.), einer Wolke anderer Beweise gar nicht zu erwähnen. Nichts ist demnach ungegründeter und geschichtwidriger, als wenn Fleury und dessen noch immer ziemlich zahlreiche geistige Verwandten es noch in Zweifel stellen wollen: Ob der Pabst über den Canons und den Particularconcilien stehe? Freilich steht er nicht über den das Dogma betreffenden Canons der Concilien von Nicäa, Constantinopel, Ephesus, Chalcedon rc. aber ganz gewiß, über allen nur möglichen, auch noch so alten Satzungen, die blos Disciplinargegenstände betreffen, bei denen, wie es sich von selbst ergibt, in dem langen Laufe vieler Jahrhunderte mancherlei Modificationen und Abänderungen nothwendig werden müßen; daher auch von den Päbsten, jedoch nicht von den Bischöfen, wenn gleich selbst zu einem Nationalconcilium vereint, modificirt, abgeändert oder auch völlig aufgehoben werden können. — Wie weit endlich die Autorität des Römischen Stuhles auch über alle Particularconcilien erhaben sey, dieß haben wir jetzt, wie es uns deucht, zur Genüge bewiesen. Wer noch mehrere Beweise fodern möchte, findet sie auf jedem Blatt der Geschichte unserer heiligen Kirche. Führen ja selbst die oekumenischen, unter der Leitung des Pabstes und in Gegenwart eines päbstlichen Legaten gehaltenen Concilien stets die

Schlußformel mit sich: *Salva Sedis Apostolicae autoritate.* Faßt man nun Alles, was über diese so ungemein wichtige Materie hier gesagt worden, zusammen; so ergibt es sich, und zwar mit einer Klarheit, die luce clarior ist, daß der unverständige, nichts sagende achtzehnte Canon der im Jahre Ein Tausend und zwei und zwanzig zu Seligenstadt versammelten Bischöfe, nie und zu keiner Zeit, einem in Opposition gegen den römischen Stuhl stehenden Consequenzenmacher zum Anknüpfungspunkt irgend einer Reihe, das päbstliche Ansehen herabsetzender, täuschender Trugschlüsse dienen kann.

11. Das im Jahre 1023 zu Mainz, gleich nach dem Pfingstfeste gehaltene Nationalconcilium ward vorzüglich durch des mächtigen Grafen Otto von Hammerstein unlängst eingegangene ehebrecherische Heirath mit Irmengarde veranlaßt. Der Graf hatte seine rechtmäßige Gemahlin verstoßen und hierauf sich mit jener vermählt. — Theils aus Furcht vor Kaiser Heinrich II. (dem Heiligen), theils auch auf sehr ernstes Zureden der Bischöfe, versprach Otto, sich von Irmengarde zu trennen und seine rechtmäßige Gemahlin wieder zu sich zu nehmen. Verschiedene andere, indessen in den deutschen Kirchen eingeschlichene Mißbräuche wurden ebenfalls gerügt und die denselben entgegenstehenden Canons wieder erneuert. Erfreulich ist es, daß von dem Laster der Simonie auf diesem Concilium keine Sprache war. Ein Beweis, daß man von dieser schrecklichen Seuche, welche jedoch in der Folge, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, desto schrecklicher in Deutschland wüthete, damals noch nicht irgend eine Spur bemerkt hatte.

12. Auch in England und dem christlichen Spanien wurden in dieser Periode zwei Concilien gehalten; das Eine zu Enham im Jahre 1009

unter der Regierung des schwachen und unglücklichen Königs Ethelred. Alle Bischöfe und Erzbischöfe des Reiches, wie auch alle weltliche Großen, erschienen auf demselben. Man wollte der in jenen Zeiten so tief gesunkenen englischen Kirche wo möglich, wenn auch nur einigermaßen wieder aufhelfen. Beinahe alle Priester und Diaconen waren damals in England beweibt; ja sehr oft waren sie nicht einmal mit Einem Weibe zufrieden und hatten ihrer zwei, bisweilen sogar drei. Gegen diesen schrecklichen Unfug eiferte nun freilich das Concilium und erneuerte und schärfte die solche Greuel verbietenden Canons. Da aber die versammelten Bischöfe bei dem, durch die verwüstenden dänischen Einfälle und Kriege moralisch wie politisch völlig desorganisirten Zustand Englands, ihren Verordnungen keine sehr große Folgsamkeit versprechen konnten; so decretirten sie, daß jeder Priester oder Diacon, der sich von seinem Weibe trennen würde, in den Adelsstand sollte erhoben werden*). Ein bis dahin unerhörter

*) Et quicumque ab hoc abstinere voluerit, et castitatem servare, habeat Dei misericordiam, et ad augendam mundi venerationem, *sit aestimatione capitis Thani, et jure Thani dignus* tam in vita quam in coemeterio (*Mansi* Conc. Coll. T. XIX. p. 299.). — Ein würdiger, seinem hohen Berufe treuer Priester, der kraft der erhaltenen höheren Weihe täglich Jesum selbst in seinen keuschen, reinen Händen hält, der am Altar wie im Beichtstuhle ein Mittler zwischen Gott und dem Volke ist, der mithin mehr dem Himmel als der Erde angehört, und mehr der Natur der Engel, als der Menschen sich nähert: ein Solcher bedarf wahrhaftig keines irdischen Adelsbriefes mehr. Als der Bischof ihm die Hände auflegte, ertheilte ja der heilige Geist selbst schon ihm einen höhern Adel, als den irgend ein Monarch ihm zu ertheilen vermag. Zu was ein

Unsinn, der allenfalls blos noch in der damaligen, in ganz England herrschenden Verwirrung und beinahe gänzlichen Auflösung aller göttlichen und menschlichen Ordnung einen Erklärungsgrund finden kann. Das Concilium machte sieben und dreißig Canons, wodurch aber weder unter der Geistlichkeit, noch unter der Nation selbst Disciplin und christliche Sittenzucht wiederhergestellt wurden: ein Werk, das der spätern

---

weltliches Ordensband oder Ordenszeichen auf der Brust desjenigen, auf dessen Stirne schon das nie erlöschende Gepräge der Auserwählten glänzt, und braucht ein Namen, den der König aller Könige schon in das Buch der Lebendigen eingetragen hat, auch noch in ein bald verwitterndes Ordens- oder Ritterbuch eingeschrieben zu werden? — Wie es scheint, ist der wahre Begriff von der Erhabenheit des göttlichen Priesterthums, so wie manches Andere, ebenfalls so ziemlich abhanden gekommen. In verschiedenen Ländern sieht man jetzt nicht selten auch kirchliche Würdenträger mit weltlichen Ordensbändern und Ordenszeichen einhergehen. So sehr diese letztern den verdienstvollen Staatsmann, oder den kühnen und des Krieges kundigen Soldaten zieren und schmücken; so widerlich, und traurige Gefühle weckend ist es, wenn man Geistliche, und gar selbst Kirchenprälaten mit solchem weltlichen Apparat, nicht so wohl geschmückt, als eigentlich nur maskirt erblicken muß. — Es ist Schade, daß die Geschichte uns nicht sagt, ob die Adelsverheißung des Conciliums von Enham wirklich großen Eindruck auf die damals so sehr versunkene Englische Geistlichkeit gemacht habe, auf Leute, die Knechte ihrer Sinnlichkeit, und den rohesten Lüsten fröhnend, mithin des priesterlichen Namens unwürdig, und von Tage zu Tage immer tiefer und tiefer sinkend, nicht einmal in dem schlechtesten, ganz verfallenen Englischen Dorfe das Beisaßenrecht, viel weniger die Thanswürde verdient hätten.

friedlichen und kräftigen Regierung Königs Cnut, mit dem Beinamen: der Große, vorbehalten blieb *).

13. Das Concilium zu Leon in Spanien ward in dem Jahre 1012. gehalten. Der König Alphons und dessen Gemahlin Elvira wohnten demselben bei. Die versammelten Bischöfe machten sieben Canons. Es ergibt sich aus dem ersten, daß jetzt, wie dieß in frühern Zeiten, bevor noch die Araber das Reich erobert hatten, schon der Brauch war, die Concilien wieder in Spanien zugleich auch allgemeine Reichsversammlungen waren; denn es ward von den zu Leon versammelten Bischöfen und Großen für immer festgesetzt, daß auf allen Concilien stets zuerst die Angelegenheiten der Kirche, dann jene des Königes und endlich die des Volkes berathen und entschieden werden sollten. Die übrigen zum Schutz der Kirchen und der Geistlichkeit auf diesem Concilium gemachten Verordnungen beweisen, daß man damals auch in Spanien, wie in den übrigen Ländern, die Kirchen plagte und die weltlichen Großen sich der Güter derselben unter allerlei Vorwand zu bemächtigen suchten.

XII.

Weitere Verbreitung des Christenthums im Abendland.

1. Zwar war sehr frühe schon die Leuchte des Evangeliums nach allen Gegenden des Abendlandes

*) Indessen gab es dennoch auch damals mehrere, wahrhaft ausgezeichnete Bischöfe in England, z. B. der heilige Elphegus, der, wie wir schon in der Geschichte Englands berichteten, unter den Händen heidnischer Dänen den Tod eines heiligen Märtyrers starb. Aber leider waren Kirche und Staat zu sehr verwildert, als daß beide die Stimme und den Ruf solcher Oberhirten hätten hören mögen.

und selbst zu dem äußersten Norden gebracht worden; aber leider bei der Versunkenheit des zu allen Zeiten stets mit den abscheulichsten Lastern besudelten Götzenthums auch eben so schnell wieder erloschen. In unserer gegenwärtigen Periode, nämlich am Ende des zehnten und im Anfange des eilften Jahrhunderts, gab es noch große Reiche und weitschichtige Länderstrecken, über die das Christenthum sein mildes Licht nicht hatte verbreiten können. Dänemark, Schweden, Norwegen waren noch heidnisch. Zwar gab es in diesen Reichen damals schon Christen und christliche Kirchen, aber ihre Existenz war nur precär, dabei von allen Seiten äußerst gefährdet, und bei den vielen innern Kriegen und blutigen Staats- und Thronrevolutionen konnte das Christenthum, wie schon früher geschehen, jeden Tag wieder völlig und bis in seiner Wurzel ausgerottet werden. — Alle Länder an dem baltischen Meere bis zu dem finnischen Meerbusen: Preußen, Kurland, Liefland, Esthland und Litthauen, waren noch von Heiden bewohnt, die stummen Götzen, Thieren, besonders gewissen Vögeln, auch Bäumen ꝛc. göttliche Ehre erzeigten, Teufelskünste der Zauberei und Wahrsagerei trieben und scheusliche Menschenopfer brachten. Am schrecklichsten unter diesen, noch auf der niedrigsten Stufe der Barbarei stehenden Völkern zeichneten sich die damaligen Preußen aus *). Welches traurige Schick-

*) Die heidnischen Preußen jener Zeit, weil ihre Priester, Griwen und Waidelotten genannt, bei ihnen in einem ganz unmäßigen Ansehen standen, gesetzgebende Gewalt hatten, und das Richteramt verwalteten, waren eben deßwegen auch von allen Barbaren die wildesten, grausamsten und unempfänglichsten für jede christliche, ja blos menschliche Tugend und Einrichtung. Am häufigsten und blutigsten waren bei ihnen auch die Menschenopfer, deren eine schauder-

sal dem heiligen Adalbert von Prag und dem in Magdeburg zum Bischof geweihten heiligen Bruno zu Theil ward, ist dem Leser schon bekannt. Bruno ward mit allen seinen Gefährten von den Preußen ermordet. Wir werden zu seiner Zeit sehen, wie viele und zwar unsägliche Mühe es kostete, und wie oft sogar Gewalt angewandt werden mußte, bis alle diese längs der Ostsee wohnenden Völker, Preußen, Kurländer ꝛc., jedoch erst im dreizehnten Jahrhundert, endlich lernten, ihren wilden Nacken unter das süße, den Menschen veredelnde und doch dabei so leichte Joch des Evangeliums zu beugen. — Was die jenseits der Elbe wohnenden slavischen Volksstämme betrifft, so wird der Leser sich entsinnen, daß sie größtentheils schon unter Otto dem Großen zum Christenthum waren bekehrt worden. Diese Bekehrung war jedoch nichts weniger als eine wahre Christianisirung; sie war blos Folge der Siege der Deutschen. Ein paar Jahrhunderte hindurch blieben die Slaven jedesmal nur so lange Christen, als die

hafte Menge jedes Jahr geschlachtet ward. Sonderbar, und nicht ganz unmerkwürdig ist es, daß die Priester der Preußen ehelos bleiben mußten, während die Nation in der Vielweiberei lebte, jeder jedoch nicht mehr als drei Weiber haben durfte, deren Loos aber — was ein schlagender Beweis der beinahe thierischen Brutalität dieses heidnischen slavischen Volksstammes ist — kein anderes war, als jenes der niedrigsten Sklavinnen. Wurden einem preußischen Hausvater von seinen Weibern mehrere Töchter geboren, so ließ er nur Eine am Leben, die andern wurden ermordet, eben so auch schwächliche Kinder, und endlich alle Kranke, sobald der Priester deren Unheilbarkeit erklärt hatte. Starb ein Herr, so wurden mit der Leiche desselben auch dessen sämmtliche Knechte und Mägde verbrannt. (Voigts Geschichte Preußens. Königsberg 1827).

Furcht vor irgend einem mächtigen und tapfern sächsischen Herzog oder Markgrafen sie dazu zwang. Sobald sie aber auf das neue gegen die deutsche Herrschaft zu den Waffen griffen, begannen sie ihre Schilderhebung stets damit, daß sie sogleich wieder zu ihrem alten Götzenthum zurückkehrten, alle christlichen Kirchen zerstörten, Geistliche und besonders die Mönche grausam ermordeten, die unter ihnen lebenden Deutschen verjagten oder todt schlugen, und dann deren Güter und Wohnungen plünderten, verheerten und verbrannten. Hatten jedoch wieder deutsche Waffen sie zum Gehorsam gebracht, so wurden sie auch wieder Christen, und mußten dann die von ihnen zerstörten Kirchen und Wohnungen der Christen auf ihre eigenen Unkosten wieder aufbauen. So ging es einige Zeit fort; bis endlich nach der großen, blutigen und erfolgreichen Empörung der Obotriten, Leutizen, Wilsen, Haveller ꝛc. im Jahre 1066. das Heidenthum in jenen Ländern auf lange Zeit wieder herrschend ward, und erst in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, nachdem des slavischen Heidenthums letzter Zufluchtsort, nämlich die Insel Rügen, von den Dänen war erobert worden, der siegenden Macht des Kreuzes endlich für immer erlag.

2. In Böhmen und Polen ward jedoch längst schon der Gekreuzigte angebetet. Weit früher hatte bei diesen Völkern das Christenthum Eingang gefunden. Bei den Böhmen schon am Ende des neunten, und bei den Polen im Anfange der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts. In Böhmen war Borivoi, Herzog des Landes, der erste Christ. Das Jahr, in welchem er getauft ward, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Leider hatte sein Sohn und Nachfolger Wratislaw, obgleich selbst ein Christ,

dennoch in Folge einer gemischten Ehe ein heidnisches Weib zur Gemahlin. Diese machte nach dem Tode des Herzogs einige jedoch erfolglose Versuche, das Christenthum wieder auszurotten. Aber ihr jüngster, von seiner frommen Großmutter Ludmilla erzogener und daher eben so fromm und christlich gesinnter Sohn Wenzeslaw nahm die Christen und das Christenthum in Schutz. Selbst Drahomirens — so hieß das heidnische Weib — ältester Sohn, dessen Kindheit und Knabenalter, um ihn frühzeitig zu ihrem gottlosen Zweck vorzubereiten, sie ganz vorzüglich gepflegt hatte, blieb, obschon mit Bruderblut befleckt, dennoch dem Christenthum treu, das nachher unter der Regierung seines Sohnes, der ebenfalls Boleslav hieß, und der trefflichen Eigenschaften seines Herzens wegen den Beinamen: der Gütige erhielt, die allein herrschende Religion in ganz Böhmen ward*).

3. Nur ungefähr ein halbes Jahrhundert später ward auch in Polen das Christenthum herrschend. Zwar war dasselbe schon seit dem Jahre 800 der Nation bekannt; auch gab es seit dieser Zeit immer Christen unter denselben, die, weil kein Staatsgesetz der Annahme des Christenthums entgegen stand, ruhig und ungestört unter ihren heidnischen Landsleuten lebten. Aber das kleine, und dabei über die ganze Oberfläche des Landes zerstreute Häuflein der Christen bildete keine eigentliche Gemeinde, hatte keinen Bischof, keine Kirche und kirchliche Einrich-

*) Daß jedoch die Böhmen, besonders die Prager, anfänglich sehr schlechte Christen waren, und die gröbsten heidnischen Laster ihnen noch lange Zeit anklebten; dieß haben wir aus der Lebensgeschichte des heiligen Bischofes Adalbert von Prag ersehen. (Forts. B. XVIII. S. 476.)

tung, und aus Mangel an Priestern, deren es ebenfalls keine hatte, fehlte es ihm auch an dem nöthigen Unterricht, so daß die Christen in Polen sich nur dadurch von ihren heidnischen Brüdern unterschieden, daß sie an deren abergläubischen gottesdienstlichen Gebräuchen keinen Antheil nahmen. Indessen schickte eine erbarmende Vorsehung von Zeit zu Zeit aus andern christlichen Reichen fromme Geistlichen nach Polen, die als Missionäre das Land durchzogen, den heidnischen Einwohnern Christum verkündigten, und da, wo sie Christen fanden, sie trösteten, unterrichteten und die Sakramente ihnen spendeten. Auf diese Weise machte das Christenthum ganz im Stillen immer größere Fortschritte, und fand endlich selbst unter dem Adel und den Vornehmsten der Nation Anhänger und Freunde; so daß Herzog Miesko, der in dem Jahre 967 seinem Vater in der Regierung folgte, schon einige Christen an seinem Hofe und unter seinen nächsten Umgebungen zählte. Diese hatten öfters Gelegenheit, ihrem Herzog von Jesu zu sprechen, ihm, so viel sie vermochten, das Schöne und Beseligende der christlichen Lehre zu erklären; und da Miesko ihnen gerne zuhörte, sie auch eine große Empfänglichkeit für Wahrheit in ihm bemerkten, so gaben sie ihm endlich geradezu den Rath, selbst Christ zu werden, mit einer christlichen Prinzessin sich zu vermählen, und Priester und Lehrer zu berufen, die ihm einen gründlichern Unterricht geben könnten. Miesko widerstand nicht den innern Wirkungen der Gnade; befolgte daher den Rath jener treuen Diener, entließ seine sieben Kebsweiber und warb um die Hand Doborava's, Schwester des ältern Herzogs Boleslav von Böhmen. Die Prinzessin ward ihm zugesagt, jedoch unter der Bedingung, daß er sich müße taufen lassen. Da er ohnehin dazu schon entschlossen war,

so ward nun auch Doborava in kurzer Zeit Miesko's Gemahlin. Indessen zögerte der Herzog noch immer, sein Versprechen zu erfüllen; aber von den Bitten seiner Gemahlin täglich bestürmt, empfing er endlich, als er schon sechs Monate mit Doborava vermählt war, im Jahre Neun hundert neun und sechzig die heilige Taufe, bekannte sich hierauf öffentlich zum Christenthum, und ward nun einer der eifrigsten Verbreiter desselben. Unverzüglich ordnete er jetzt eine Gesandtschaft, mit kostbaren Geschenken für den heiligen Petrus, nach Rom an den Pabst, ihn demüthigst bittend, sobald als möglich mehrere fromme und erleuchtete Männer zu ihm nach Gnesen zu schicken, um die neue polnische Kirche einzurichten, und auch alle seine Unterthanen auf den Weg des Heils zu führen. Johannes **XIII.** weinte vor Freude bei dieser Botschaft*). Er schickte sogleich den Bischof Aegidius von Tusculum mit noch mehreren andern, zu diesem Geschäfte tauglichen Geistlichen nach Polen. — Wunderbar war jetzt die Schnelligkeit, mit der das bis in seine Wurzeln heidnische Land nun plötzlich eine durchaus christliche Gestalt gewann. Sechs bischöfliche Stühle wurden gegründet und mit den Geistlichen, die den Bischof von Tusculum begleitet hatten, besetzt. Gnesen, die Residenz des Herzogs, ward zum Metropolitansitz gewählt, und in allen Städten und Flecken das Wort vom Kreuze geprediget. Schon das Beispiel des Herzogs hatte auf die Nation, auf die Hohen wie Niedern, kräftig gewirkt. Wohin also die christ-

*) In der Freude seines Herzens soll der Pabst folgende Stelle aus dem Propheten Jesaias angeführt haben: Dices in corde tuo, quis mihi genuit istos? Ego sterilis et non pariens, transmigratus et captivus, et istos quis enutrivit? Ego destitutus et solus, et isti ubi erant?

lichen Prediger kamen, fanden sie für die Wahrheiten, die sie vertrugen, ungemein empfängliche Herzen. Nirgends fiel der göttliche Same, den sie ausstreuten, auf steinigen Boden; und ohne daß der Herzog die Nothwendigkeit gefühlt hätte, gegen das Heidenthum ein Edikt zu erlassen, riß das Volk selbst überall die heidnischen Tempel nieder, zertrümmerte die Götzenbilder, erbaute Kirchen und Kapellen, und vor den Thoren der Städte wie auf dem Felde, erblickte man beinahe bei jedem Schritte das triumphirende Zeichen unsers Heils. — Da der Herzog, im ächten Sinne des Christenthums, zur Bekehrung seiner Unterthanen keine Gewalt anwenden wollte, so blieben auch noch eine Zeit lang hie und da manche Stumpf- und Starrsinnige ihrem abgöttischen Aberglauben treu; aber sie bildeten eine ganz unverhältnißmäßige Minderzahl. Von ihren Versuchen gegen die neue Lehre, hätten sie auch einen wagen wollen, würde für das aufblühende Christenthum nicht das Mindeste zu befürchten gewesen seyn; und schon bei dem Regierungsantritt Boleslav's, Miesko's ältesten Sohnes, war jeder Schein eines ehemaligen Heidenthums aus Polen völlig verschwunden. — Auch in Rußland blühete das Christenthum, von Wladimir dem Großen eingeführt, schon vor Ablauf des zehnten Jahrhunderts. In dem weitschichtigen, von so vielen Volksstämmen bewohnten Reiche gab es, ganz begreiflicher Weise, doch noch eine ziemlich große Anzahl Heiden; aber im Ganzen genommen war doch das Christenthum in Rußland die herrschende Staats- und Volksreligion. Wladimir's zwölf Söhne, unter welche der Vater das Reich getheilt hatte, beinahe alle Bojaren, und die ganze Bevölkerung des innern Rußlands bekannten sich zu dem Namen Jesu; und zur Bekehrung der am Dnieper und der Wolga und weiter hinauf gegen die nord-östlichen

Grenzen wohnenden Heiden waren ebenfalls schon die nöthigen Vorkehrungen getroffen, die jedoch mit nichts weniger als sehr großem Eifer betrieben wurden.

4. Außer den jenseits der untern Elbe und längs der Ostsee und des finnischen Meerbusens wohnenden slavischen und finnischen Volksstämmen, waren also am Ende des zehnten Jahrhunderts blos die drei nordischen Reiche, und östlich das von der Natur so reichlich begabte Ungarn noch heidnisch. Für die Erstern, nämlich für die zwischen der Elbe und der Ostsee wohnenden Völker war, wie wir schon weiter oben bemerkt, der Zeitpunkt ihrer Bekehrung noch sehr ferne. Aber für Dänemark, Norwegen und Schweden, wie auch für Ungarn, hatte am Anfange des eilften Jahrhunderts die Stunde der Gnade geschlagen, und die Zeiten, deren diese Länder bisher geharret, waren nun erfüllt.

5. Wie beinahe zu allen Völkern auf dem ganzen Erdkreise, war auch zu den unter dem gemeinschaftlichen Namen Normänner begriffenen Dänen, Schweden und Norwegern schon in den allerfrühesten Zeiten die Leuchte des Evangeliums gebracht worden *). Bestimmtes wissen wir jedoch davon nichts, als bis erst zu den Zeiten des heiligen Ansgarius. Aus der Lebensgeschichte dieses Heiligen wird man sich erinnern, daß er, vom Kaiser Ludwig dem Frommen gesandt, als Missionair mit noch

*) So z. B. wird beinahe allgemein behauptet, der heilige Apostel Andreas habe schon in Scythien und auch in Sarmatien (Polen) das Evangelium geprediget. — Tertullians Schrift gegen die Juden gibt ebenfalls hierüber einige Aufschlüsse.

einigen Gehülfen in Dänemark und Schweden Jesum Christum verkündete, viele Einwohner taufte, und in Dänemark, wie auch zu Birka in Schweden Kirchen errichtete. Aber die Predigten des heiligen Ansgars gereichten, im Verhältniß zu der außerordentlich starken Bevölkerung jener Länder, nur Wenigen zum Heil. Die Wildheit der Nation, ihre leidenschaftliche Liebe zum Krieg, weil zum Rauben und Plündern, ihre ungeregelte, schwankende Staatsverfassung, und die daher unaufhörlich auf einander folgenden Revolutionen, Empörungen und innere Kriege ließen natürlicher Weise dem Lichte des Evangeliums wenig oder gar keinen Zugang; und da nach dem Tode des heiligen Ansgarius nur höchst selten ein Priester aus einem christlichen Lande nach dem Norden kam, so gingen auch nach und nach alle Früchte der apostolischen Arbeiten Ansgars wieder verloren; und als der Erzbischof Unni von Hamburg, etliche neunzig Jahre nach dem heiligen Ansgar, nach Dänemark und Schweden kam, fand er in dem erstern von dem Christenthum nur noch äußerst wenige, in Schweden aber, wohin seit Ansgars Zeiten nur ein einziger Missionair, nämlich der Priester Rimbert, gekommen war, auch nicht die mindesten Spuren mehr. — Heinrichs des Ersten Sieg über den heidnischen König Gorm und der darauf geschlossene Friedensvertrag, in welchem unter anderm Gorm sich verbindlich machen mußte, der Verbreitung des Christenthums keine Hindernisse entgegen zu setzen, eröffneten dem Erzbischof Unni den Eingang in Dänemark. Unter großem Segen predigte er den heidnischen Dänen auf das neue wieder die Lehren des Heils, tröstete und kräftigte die Christen, wo er einige derselben fand, errichtete mehrere Kirchen, und hatte, obgleich der König selbst, nämlich der alte Gorm, Herz und Ohr

den Wahrheiten des Christenthums verschloß, dennoch das Glück, dessen ältesten Prinzen Harald für Jesum Christum zu gewinnen. Unter Haralds langer Regierung vermehrten sich ungemein die christlichen Kirchen und Gemeinden in Dänemark. Als aber Suen gegen seinen Vater sich empört, ihn in einer Schlacht besiegt und tödtlich verwundet hatte, mithin nun selbst zur Herrschaft gelangt war, ward er sogleich wieder ein Heide, und mit ihm alle die vielen Tausenden, welche seiner vatermörderischen Fahne gefolgt waren. Eine harte Verfolgung erhob sich nun gegen die Christen. Ihre Kirchen wurden niedergerissen, die Priester vertrieben, und Tempel und Bilder der Götzen dafür überall errichtet. Die Zahl der Christen, die durch kein Gesetz gegen die Gewaltthätigkeiten ihrer heidnischen Landsleute geschüzt, in ihrer Person wie in ihrem Eigenthum sich täglich und von allen Seiten gefährdet sahen, verminderte sich nun zusehends, theils durch natürliche Sterbfälle, theils auch, und zwar vorzüglich dadurch, daß es jetzt vielen an Standhaftigkeit fehlte, auch unter Schmach und Verfolgung den Namen Jesu zu bekennen; und so waren kaum einige Jahre verflossen, als von einem Ende Dänemarks bis zum andern das Heidenthum schon überall wieder triumphirte. Ganz erlosch indessen doch nicht das Christenthum in Dänemark. Die freilich nicht sehr zahlreichen Bekenner desselben harrten einer bessern Zukunft, und diese erschien, als Cnut, nachher der Große genannt, nach dem Tode seines Vaters Suen und seines Bruders Harald den dänischen Thron bestieg (1017). — Die Ehre der wirklichen Christianisirung Dänemarks und der Gründung eines unveränderlich festen Zustandes des Christenthums daselbst gebührt unstreitig König Cnut. Er hatte seinen Vater, schon bei dessen frühern Einfällen in England, auf allen seinen Feldzügen

begleitet. Auf dieser Insel — man weiß jedoch nicht genau, zu welcher Zeit, allem Vermuthen nach, während sein Vater noch lebte — ließ er sich auch taufen; wahrscheinlich blos aus politischen Gründen, in der Hoffnung, sich dadurch des Beistandes der zahlreich in England angesiedelten Dänen, die sämmtlich Christen war, desto mehr zu versichern, auch die Zuneigung der englischen Nation selbst desto leichter zu gewinnen. Aber obgleich in das Bad des Heiles getaucht, blieb in Gesinnung und Gesittung doch Cnut nach lange Zeit ein Heide. Erst als er, weniger durch seine Tapferkeit und sein kriegerisches Talent, als durch den Beistand arglistiger Verräther, vielleicht gar auch nicht ohne Hülfe meuchelmörderischer Dolche, sich in den Besitz von ganz England gesetzt hatte, ward er ein wahrer Christ, und bald darauf ein durch seltene Verdienste um Verbreitung des Christenthums ausgezeichneter christlicher Monarch. In seinem Eifer, das Reich Gottes auch nach dem Norden zu verpflanzen, ward er immer noch mehr bestärkt durch das Zureden seiner frommen trefflichen Gemahlin Emma, einer wahren Tochter der Kirche, der sie ihr ganzes Leben hindurch mit kindlicher Liebe anhing. Von der frommen Emma ermuntert, legte Cnut mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit die Hand an das große Werk. Auf seinen Befehl wurden alle Denkmale des Götzenthums in Dänemark zerstört. Gegen die Uebung abergläubischer heidnischer Gebräuche erließ er immer geschärftere Edikte, gründete mehrere bischöfliche Stühle, erhob auf dieselben nur wahrhaft apostolische Männer, größtentheils aus dem englischen Clerus gewählt, erbaute hierauf Klöster, dotirte sie reichlich, und war eben so vorsichtig in der Wahl der Aebte, deren Leitung er dieselben übergab. Den öffentlichen Unterricht machte Cnut

ebenfalls zu einem Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit. In den Klöstern, wie an allen Stiftskirchen errichtete er größere, in den übrigen Städten und Flecken kleinere Schulen. Die erstern waren für die Bildung des jungen dänischen Adels, so wie derer, die sich dem geistlichen Stand widmen wollten, die andern für den gewöhnlichen Volksunterricht im christlichen Sinne; und wie es scheint, dienten ihm in allem diesem die ehemaligen Einrichtungen Alfred des Großen in England zum Muster und zur Richtschnur. Endlich wirkte auch das Beispiel des Königs eigenen, nunmehr wahrhaft christlichen Wandels nicht minder kräftig auf die Nation; und so geschah es, daß in dem kurzen Zeitlauf von ungefähr achtzehn oder neunzehn Jahren durch das Ansehen und die Weisheit des Königes, und die vielen zur Beförderung des Christenthums von ihm getroffenen Anstalten, so wie durch die Kraft strenger, Strafe drohender Gesetze, alle Dänen Christen wurden, und alle Reste vormaligen Heidenthums für immer aus Dänemark verschwanden.

6. Norwegen und ein großer Theil Schwedens waren ebenfalls unter dem Scepter Cnuts vereint; und auch in diesen Ländern zeigte er in Verbreitung und Befestigung des Christenthums nicht minder thätigen Eifer. Aber vorgearbeitet hatten ihm hier die beiden Könige Olav der Zweite oder der Heilige, und Olav Scotkonung*); der Erstere in Norwegen, der Andere in Schweden. Olav der Heilige hatte als ein Jüngling von achtzehn Jahren, gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts,

*) Das heißt, Schoßkönig; weil er, als sein Vater Erich starb, noch ein ganz kleines, auf dem Schoße seiner Mutter ruhendes Kind war.

wahrscheinlich im Jahre neun hundert und neun und neunzig die heilige Taufe erhalten. Er befreiete hierauf sein Vaterland von der Herrschaft der Dänen, die nach dem Tode des in einem Seetreffen gebliebenen Königs Olavs des Ersten sich dieses Reiches bemächtiget hatten; und ward nun, zum Lohn seiner Tapferkeit, von der dankbaren Nation zu deren König erwählt *). Als einziger Beherrscher Norwegens machte er es sich sogleich zu einer der ersten und heiligsten Pflichten, seine Unterthanen aus der Nacht des Heidenthums zu dem Lichte des Evangeliums zu führen. Er ließ Priester und Mönche aus England kommen, stiftete zu Drontheim, der Hauptstadt Norwegens, einen bischöflichen Sitz, und erhob auf denselben einen Engländer, Namens Grimkel, einen Mann, gleich ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und Heiligkeit des Wandels. In allen seinen, die Verbreitung des Christenthums bezweckenden Unternehmungen zog er stets diesen Bischof zu Rath. — In Begleitung mehrerer Missionaire, durchreißte Olav öfters alle Provinzen seines Reiches, sprach überall selbst zu dem Volke, bat und ermahnte es, seine Augen dem Licht der Wahrheit zu öffnen und willig die Lehren aufzunehmen, welche die ihn begleitenden Priester ihnen jetzt vortragen würden. Wo er Starrsinn und Widersetzlichkeit fand, ließ er die heidnischen Tempel und Götzenbilder niederreißen, verbot heidnischen Gottesdienst und heidnische Gebräuche, und setzte auf Uebertretung dieses Gebots sehr schwere körperliche Züchtigung. Aber eben daher zog Olav sich auch den Haß

*) Olav der Heilige war kein Sohn Olavs des Ersten. Sein Vater, der Jarl Harald Grenska, war ein sehr angesehener und dabei nicht unmächtiger Häuptling in dem nordwestlichen Theile von Norwegen.

aller derer zu, die hartnäckig ihrem, weil ihrer Wildheit und ihren Lüsten mehr entsprechenden, heidnischen Wahne anhingen. Durch die schändlichsten Verläumdungen und die boshaftesten Entstellungen aller Handlungen ihres Königes, suchten sie die Nation gegen denselben immer mehr zu reitzen und zu erbittern. Es kostete ihnen anfänglich viele Mühe, auch das gemeine Volk, dessen Liebe und Zutrauen Olav gewonnen hatte, auf dieselbe Weise zu bethören. Aber endlich gelang es ihnen doch; und zwar so vollständig, daß eine allgemeine Empörung ausbrach. Die Aufrührer riefen Cnut aus England nach Norwegen. Dieser, der ohnehin Ansprüche auf das Land zu haben glaubte, eilte, die innern Unruhen in Norwegen zu seinem Vortheil zu benutzen. Mit einer Flotte von vielen Segeln und einem nicht minder zahlreichen Heere erschien also Cnut an der norwegischen Küste. Olav, von den Seinigen verlassen, mußte aus Norwegen entfliehen, und das Königreich ward nun ebenfalls eine Beute des stets glücklichen Eroberers *). Aber die, welche

*) Olav floh nach Rußland, hielt sich dort mehrere Jahre auf, und kam endlich, als er gehört hatte, daß viele Norweger ihn zurückwünschten, auch wieder nach Norwegen zurück. Schnell sammelten sich nun um ihn alle seine alten Freunde, und mit diesen zugleich, und zwar in noch weit größerer Anzahl, alle Mißvergnügte im Lande. In wenigen Tagen hatte er schon ein zahlreiches Heer beisammen; und entschlossen, die ihm geraubte Krone wieder zu erkämpfen, begann er auch unverzüglich seine kriegerischen Operationen so wohl zu Land wie zur See. Auf beiden Elementen war das Kriegsglück ihm günstig. Ueberall schlug er die Truppen des Sueno, den Cnut als Statthalter über Norwegen gesetzt hatte, zurück. Mit jedem Tage vergrößerte sich sein Anhang, und schon war nach einem von seinem Schwager Omund über die feindliche Flotte erfochtenen Sieg alles zu einem allge-

von dieser Thronrevolution großen Gewinn für sich erwartet hatten, sahen sich bald in allen ihren Hoffnungen getäuscht. Cnut wußte nicht nur die unruhigen Großen in strenger Unterwürfigkeit zu erhalten, sondern er bestätigte auch alle von Olav zur Beförderung des Christenthums getroffenen Einrichtungen, so wie auch alle gegen das Heidenthum bestehenden Verordnungen; und da er noch mehr Priester und Mönche aus England kommen ließ, wurde das Christenthum nur noch mehr befestiget, und Norwegen blieb von jetzt an ein vollkommen christlicher Staat.

7. Seit den Zeiten des heiligen Ansgarius gab es in Schweden keine Christen mehr; und der Erste, der es jetzt wieder ward, war der König selbst, nämlich Olav Stcokonung, König Erichs Sohn und Nachfolger. Während der so viele Jahre dauernden kriegerischen Einfälle der Normänner in England, hatte Olav ebenfalls, an der Spitze einer zahlreichen Schaar freiwilliger Krieger, einen Seezug nach den englischen Küsten unternommen. Sein Unternehmen war zwar nicht sehr glänzend und erfolgreich, auch die Beute, die er mitbrachte, nicht

---

meinen Aufstand der Nation zu Olavs Gunsten vorbereitet, als er in einem nicht ferne von Drontheim gelieferten Treffen verrätherischer Weise von einigen Dänen erschlagen ward. — Olavs Leiche ward in der Kirche zu Drontheim begraben (1030.). — Bischof Grimkel ließ ihm einige Zeit darauf, indem er ihn den heiligen Märtyrern beizählte, in seiner Kirche öffentliche Verehrung erweisen. — An seinem Sarge sollen mehrere Wunder geschehen seyn, und viele Kirchen, besonders in England und Schottland, verehrten ihn bis zur Zeit der Reformation als ihren kirchlichen Schutzpatron.

sehr bedeutend; aber demungeachtet erbeutete er in England einen Schatz, kostbarer als alles, was die ganze englische Nation und alle Reiche der Welt ihm hätten bieten können. Während seines Aufenthalts auf der Insel nämlich ward er mit der brittischen Nation, deren Sitten und Gebräuchen, und vorzüglich deren Religion näher bekannt. Diese machte einen mächtigen Eindruck auf sein Gemüth. Sein lebhafter Geist faßte schnell einige der christlichen Hauptwahrheiten auf; sein edles Herz fühlte das Erhabene und Beseligende derselben; und sein heller, von keinem Wahne umnebelter Verstand zeigte ihm in naher Perspektive alle die wohlthätigen Folgen, welche für seine wilden, mit den Künsten des Friedens noch so unbekannten Völker die Einführung des Christenthums haben würde. Nach seiner Rückkehr nach Upsala, wo er residirte, beschloß er sogleich, nun auch seine Unterthanen mit den Lehren des Christenthums bekannt zu machen. Er schrieb demnach an den König von England, ihn bittend, ihm einige Priester und Mönche zu schicken. Gerne erfüllte König Ethelred Olavs Bitte. Er schickte ihm einige sehr würdige Männer, und unter diesen — gewiß nicht ohne höhere Leitung von oben — auch den Siegfried, einen mit allen christlichen Tugenden geschmückten Priester. Sobald dieser in Schweden angekommen war, begann auch Olav sein großes Werk. Um durch eigenes Beispiel die Nation zur Annahme des Christenthums zu ermuntern, war er selbst jetzt der erste, der im Jahre Ein Tausend und Eins von Siegfried getauft ward. Siegfried besaß alle Eigenschaften eines wahren Apostels. Voll Geist, Verstand und unermüdeter Thätigkeit, stets zu jedem, selbst dem schwersten Opfer bereit, seinen Körper strengen Bußübungen unterwerfend, und, obgleich von dem König

geliebt und im höchsten Grade geehrt, dennoch ein sprechendes Bild christlicher Demuth und Selbstverleugnung: ruhete auch auf seinen apostolischen Arbeiten überall Gottes sichtbarer Segen. Sein Herz, voll Liebe zu Gott und den Menschen, zog gleich einem Magnet auch die Herzen der Menschen an sich. Selbst die Götzendiener bewunderten die ihnen unbegreifliche Sanftmuth des Heiligen und dessen Leichtigkeit, mit der er die gröbsten und größesten Beleidigungen verzieh. Mit der Stadt Werio in Schmaland machte er den Anfang, Jesum Christum den Heiden zu verkündigen. Hier, wie in der ganzen Umgegend brachte er viele zur Erkenntniß des wahren Gottes. Als die junge christliche Gemeinde in Werio endlich schon ziemlich ansehnlich war, übergab er deren fernere Leitung seinen drei Neffen, welche Priester waren, und ihn auf der Reise nach Schweden begleitet hatten. Er selbst durchzog nun, gleich einem wahren Apostel, unter unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren alle schwedischen Provinzen, überall den Heiden das ihnen nahende Heil verkündigend. Aber während seiner Abwesenheit erregten die Götzendiener in Werio, die das Wort, das Siegfried zu ihnen geredet, nicht angenommen hatten, einen Aufstand, in welchem alle drei Neffen des Siegfried auf die grausamste Weise ermordet wurden. Die Nachricht von dem grausamen Tode seiner Neffen, die er stets mit der Zärtlichkeit eines Vaters geliebt hatte, versenkte ihn in unaussprechlichen Kummer. Grenzenlos war sein Schmerz, den jetzt blos sein starker, lebendiger, religiöser Glauben zu besiegen vermochte. Als der König von dem hörte, was in Werio vorgefallen war, verordnete er unverzüglich die strengsten Untersuchungen gegen die Aufrührer. Die eigentlichen Mörder von Siegfrieds drei Neffen, vier an der

Zahl, wurden nun bald entdeckt, und obgleich bei den Schweden, wie bei allen Völkern germanischen Ursprungs, auf dem Mord blos eine Geldbuße stand; so sprach dennoch der König gegen jene jetzt das Todesurtheil aus. Sobald Siegfried dieß erfuhr, eilte er zu dem König, warf sich ihm zu Füßen, und ließ mit Bitten nicht eher nach, als bis der Monarch den Verbrechern das Leben geschenkt hatte. Aber nun wollte Olav dieselben zu der durch das Gesetz zum Vortheil der Verwandten des Ermordeten bestimmten, sehr bedeutenden Geldbuße verurtheilen. Aber Siegfried, obgleich selbst arm, und alles Geld, was er von dem König erhielt, zum Bau der nöthigen Kirchen verwendend, war dennoch durch nichts zu bewegen, auch nur das Mindeste von den Verurtheilten anzunehmen. Die Folge davon war, daß alle vier Bösewichte, durch solche beispiellose Sanftmuth, Milde und Schonung gerührt und erschüttert, in sich gingen, dem Licht der Wahrheit ihr demselben bis jetzt verschlossenes Auge öffneten, dem heidnischen Wahn entsagten und Christen wurden; und so bewährte es sich auch hier, wie überall, wieder, daß nichts den Weinberg des Herrn besser düngt und befruchtet, als das Blut heiliger Märtyrer *).

*) Nicht blos das Blut der Märtyrer, auch die Leiden frommer Bekenner bringen überschwenglichen Segen unserer Kirche. Welche mächtige und gänzliche Umwandlung aller Gemüther der Katholiken am Rhein schuf nicht plötzlich die Gefangennehmung des ehrwürdigen Erzbischofes von Cöln? An die Stelle früher in jenen Gegenden herrschender, sich selbst verzehrender Gleichgültigkeit, Stumpfheit und Lauheit, traten auf einmal wieder Wärme, glühender Eifer und lebendiger Glaube; und seit hundert Jahren vielleicht erscholl am Rhein das Lob Gottes nicht mit jenem Feuer und jener Inbrunst, mit denen es jetzt dort den Lippen wie den Herzen aller Katholiken

— Siegfried **kehrte** nie mehr nach England zurück. Dem Heile der schwedischen Nation weihete er **alle**

---

entströmt. Hätte der Erzbischof, dessen glorreicher Name sich tief in die Brust jedes ächten Sohnes unserer heiligen Kirche eingegraben hat, gleich einem Apostel der ersten Zeit, seine Erzdiöcese von einem Ende bis zum andern ununterbrochen durchzogen, und überall sogar mit Engelszungen geprediget; so würde er doch nicht so viele Blinde sehend gemacht, so viele Lahme und Schwache gestärkt und gekräftiget haben, als er wirklich gethan, seitdem ihm sein himmlischer Schutzgeist die herrliche Palme der Bekenner gereicht hat. Nichts ist der von Jesu auf den lebendigen Fels des heiligen Petrus erbauten Kirche erspriesslicher, wohlthätiger und heilsamer, als Verfolgung; und nirgends vielleicht bedarf sie derselben so sehr, als gerade unter uns Deutschen. — Man fürchtet sich, und nicht mit Unrecht, vor der Pest und tödtlichen Seuchen; und doch tödten diese blos den Körper und geben dafür — wie eigene Erfahrung uns dieß vor ein paar Jahren gelehrt hat — eben so vielen, ja wohl noch ungleich mehr Seelen wieder neues, und zwar noch besseres Leben. Eben so ist auch jede Verfolgung, von welcher Art sie seyn mag, blutige oder unblutige, Verfolgung des Hohnes und des Spottes, oder der Lüge und giftigen Schmähung, sehr hart und schwer darnieder beugend. Aber welcher Strom höherer Gnaden läßt sich nicht während derselben auf jene herab, die sie mit gottergebener Geduld tragen, und dann zugleich noch für ihre Schmäher, Quäler und Peiniger beten. — Auch zur größeren Verherrlichung jenes Felsen, auf dem unsere heilige Kirche ruhet, muß es gereichen, wenn bisweilen tobende Wellen ihn umfluthen, wilde, mitternächtliche Stürme ihn umbrausen; denn auch diese dienen ja offenbar nur dazu, den Felsen noch tiefer in die Eingeweide der Erde zu senken, mit noch mehr goldenen Ringen an den Himmel ihn zu befestigen. Als Jesus Christus die g r ö s s e s t e a l l e r s e i n e r V e r h e i s s u n g e n dem, zum großen Heidenapostel bestimmten Paulus geben wollte, sagte er: „Ich werde ihm zeigen, wie viel

ihm noch übrigen Tage seines Lebens, und ward im wahren Sinne des Worts — wie man ihn jetzt noch nennt — der Schweden Apostel. Den bei weitem größten Theil der Nation bekehrte Siegfried zu dem Christenthum, erbauete Kirchen und Kapellen, errichtete, wo er nur immer konnte, christliche Schulen, versorgte diese mit tauglichen Lehrern, die er gewöhnlich aus England berief, gründete endlich auch noch zu Werio ein Bisthum, dessen erster Bischof er selbst war; und starb erst zwischen den Jahren 1015 und 1018, höchstens ein paar Jahre früher, als sein geistiger, in Christo erzeugter Sohn, der treffliche, um die Veredlung seiner Völker wie deren ewiges Heil so verdienstvolle Olav Schoßkönig. — In der Cathedrale zu Werio fanden Siegfrieds Gebeine ihre Ruhestätte; und da an dem Grabe desselben viele Wunder geschahen, so ward er in dem Jahre 1158 von dem Pabste Hadrian dem Vierten heilig gesprochen *).

---

er meines Namens wegen leiden soll." — Wie glücklich also derjenige, der des Namens Jesu wegen ebenfalls Etwas zu leiden hat. Wer möchte das Loos eines Solchen nicht gerne gegen alle Schätze dieser Welt eintauschen!

*) Da wir, bei Gelegenheit der unlängst erst in Rom vorgenommenen feierlichen Heiligsprechung des ehrwürdigen Ligorio, bisweilen selbst aus dem Munde sogenannter Katholiken sehr sonderbare, im Ganzen genommen höchst alberne, weil eine Erstaunen erregende Unwissenheit verrathende Bemerkungen hören mußten, so möchte es wohl nicht zwecklos seyn, über eben diese Materie, nämlich über die wahre Bedeutung einer Canonisation, jetzt einige, jene Unkundigen in etwas zurechtweisende Erläuterungen hier beizufügen. — Bekanntlich wurden in den ersten Zeiten des Christenthums alle, welche die heilige Taufe, und durch Auflegung der Hände (Firmung) den heiligen Geist erhalten hatten, Heilige genannt. Dazu

gehörten jedoch nicht die Katechumenen, das heißt, die, welche erst auf dem Wege der Lehre und des Unterrichts zum Empfang dieser beiden, den Menschen heiligenden Sacramente vorbereitet wurden. Es versteht sich von selbst, daß jene Benennung: die Heiligen, womit man die in den Schooß der Kirche Aufgenommenen und Eingeweiheten bezeichnete, auf der alles bedingenden Voraussetzung beruhete, daß sie auch das bei der heiligen Taufe erhaltene Kleid der Unschuld stets rein und unbefleckt erhalten würden. Dieß geschah auch wirklich, so lange noch die Christen in engerm Kreise um die Wiege ihrer heiligen Lehre versammelt waren. Daher wurden sie auch damals, wie wir in den Briefen des heiligen Paulus lesen, mit den Gaben des heiligen Geistes, nur in verschiedenem Maße, ausgerüstet. Dem Einen ward der Blick in die Zukunft geöffnet; ein Anderer sprach in fremden Sprachen, wieder ein Anderer heilte Kranken, wenn er ihnen die Hände auflegte, u. s. w. Diese Wunderkräfte waren gleichsam das Siegel, das Gott der Heiligkeit ihres Wandels aufdrückte und dieselbe dadurch bestätigte. Leider blieb dieß nicht sehr lange so. Als nämlich, besonders wenn äußerer Friede die junge Kirche gegen Verfolgung schüzte, bei den Christen nach und nach der Glaube, und mit ihm auch die Liebe zu erkalten anfingen, sogar Neid, Mißgunst und Weltsinn der Christen heilige Eintracht störten, und nun nothwendiger Weise auch Einfalt und Lauterkeit, diese beiden Flügel, auf welchen einzig und allein, wie der fromme Thomas von Kempis sagt, der Mensch sich zur wahren Anbetung der erbarmenden Liebe Gottes emporschwingt, aus den Herzen verschwanden; so mußte es auch immer eine größere Anzahl Solcher geben, die, obgleich öffentlich zu der Lehre Jesu sich bekennend, sie doch nicht zur einzigen Richtschnur ihres Wandels machten, mithin, wenn auch nicht gerade, in dem ärgsten Sinne des Wortes, unheilig, doch gewiß nichts weniger als heilig waren. Jeder von ihnen fühlte nun von selbst, daß auf ihn, wie auf die meisten, die frühere Benennung der ersten Christen: die Heiligen, nicht weiter mehr anwendbar wäre, dieselbe

daher auch immer mehr und mehr außer Brauch kam. Aber bei allem dem hatte Gott doch wieder seine eigenen Auserwählten, die mit der in ihnen wohnenden, wirksamen Gnade kräftig mitarbeitend, sich zu immer höhern Graden evangelischer Vollkommenheit erhoben, mithin wieder Christen wurden, wie solche nur die erste, schönste Blüthenzeit des Christenthums hervorgebracht hatte. Je minder nun die Anzahl dieser im Verhältniß mit der Gesammtheit war, desto mehr mußten sie sich auch unter derselben auszeichnen, und zugleich ein Gegenstand der Verehrung für alle Uebrigen werden, die dieselben nun, und zwar in einem noch engern und nähern Sinne wieder Vollkommene — Heilige nannten. Geschah es nun, daß Solche sich noch um ihre Mitbrüder ganz vorzügliche Verdienste erwarben, sie durch Wort und That lehrten und kräftigten, bei jeder Gelegenheit die stärksten Beweise einer an der Liebe Gottes erglüheten, daher auch mit der größten Selbstaufopferung verbundenen Nächstenliebe gaben, oder gar unter Schmach und in Banden den Namen Jesu bekannten, ja selbst mit ihrem Blut die Göttlichkeit seiner Lehre bezeugten; so war nichts natürlicher, als daß selbst nach dem Tode solcher, mit allen höhern Tugenden geschmückten Männer, deren Andenken nicht nur nicht erlosch, sondern daß im Gegentheil, da der Tod eines Geliebten nur die Liebe zu ihm noch mehr entflammt, nun auch des Volkes Verehrung gegen dieselben sich noch ungleich lauter und stärker aussprach. Es versammelte sich auf den Gräbern derselben, dankte und lobte Gott für die den Verstorbenen erwiesenen höhern Gnaden, baute Oratorien und Martyrien allda, und flehete zu diesen Vollendeten um deren Fürbitte für ihre ehemaligen, jetzt noch lebenden, noch auf der Erde wallenden, und von allen Seiten, geistig wie leiblich so sehr gefährdeten Brüder. — Dergleichen Andachten gingen begreiflicher Weise ganz allein von dem Volke aus, das hierin blos seinem Gefühle folgte. Da dieses aber leider nur zu oft ein sehr trügerischer, irreleitender Führer ist; so zeigte es sich auch bald, daß vox populi nicht immer auch vox

Dei sey. Nun war es Zeit, daß die Vorsteher der Gemeinden dazwischen traten, und die Bischöfe machten daher die weise Verordnung, daß keinem Verstorbenen mehr öffentliche Verehrung erwiesen werden sollte, bevor sie nicht nach dem Wandel desselben genauer geforscht, seine Thaten und alle damit verbundenen Umstände ruhig geprüft, und dann, nach gewonnener eigenen Ueberzeugung förmlich erklärt hätten, daß derselbe sich wirklich einer solchen Verehrung würdig gemacht habe. Diese Erklärung zu geben, war jedoch nicht die Sache eines jeden einzelen Bischofes, nicht einmal eines Metropoliten, sondern der Spruch: daß dieser oder jener Verstorbene der öffentlichen Verehrung der Gläubigen anempfohlen werden könnte, mußte von einem ganzen Provincialconcilium ausgehen. Als nachher die Provincialconcilien, und zwar schon von dem neunten Jahrhundert an, nicht mehr regelmäßig gehalten wurden, und endlich auch gar keine Hoffnung mehr da war, daß dieser Zweig der Kirchenverwaltung wieder in das Leben treten würde; so mußte nothwendig ein Recht, das der Metropolit nicht allein, sondern nur in Verbindung mit einem Provinzialconcilium hatte ausüben können, das folglich demselben nicht persönlich angehört hatte, an den Pabst übergehen. Dieß geschah nun wirklich im zwölften Jahrhundert unter Alexander III. (1159 — 1182.). Wenn übrigens schon einige Päbste vor Alexander III., wie z. B. Pabst Johann XV. den heiligen Ulrich heilig gesprochen haben; so geschah dieß auf besondere Veranlassung der Bischöfe des Landes, dem ein solcher Heiliger angehörte; indem jene wünschten, ja selbst wünschen mußten, daß dieser oder jener in seinem Leben schon von Gott so hochbegnadigte, große Verstorbene nicht blos der Gegenstand der Verehrung einer Particularkirche, sondern der allgemeinen Kirche, mithin der ganzen Christenheit werden möchte. — Es versteht sich von selbst, daß die Heiligen, zur Vermehrung ihrer Seligkeit, unserer Verehrung gar nicht bedürfen. Aber für uns selbst ist es ein wahrhaftig nicht kleines Bedürfniß, daß wir in Ehrfurcht zu ihnen hinauf blicken, sie bitten, daß sie auch

jetzt noch, in ihrer gränzenlosen Wonne ewiger Anschauung Gottes, unserer gedenken, noch eingedenk seyn möchten jener, deren Loos sie einst auf Erden theilten, deren Kämpfe sie ebenfalls kämpften, diese jedoch stets siegreich durchkämpften, während wir leider so oft, ja fast täglich im Kampfe ermatten und unterliegen, und daher als lauter wahre, elende Verzeih' mir's Gott nur um so mehr ihrer Fürbitte, ihres Trostes und ihrer Hülfe bedürfen. — Es ist endlich ein Unsinn, der in dem ganzen intellectuellen Gebiete gar nicht seines Gleichen hat, wenn der Unverstand glaubt oder sagt, es sogar zu einem Gegenstand seines eben so eckelhaften als ärgerlichen Gespöttes macht: daß unsere Päbste aus eigener Machtvollkommenheit Heilige machen, nach ihrem Gutdünken gleichsam höhere Stellen in dem Himmel ertheilen wollten. Kein Pabst hat je noch einen Heiligen gemacht; diese macht ganz allein der Geist, der auf den geheimnißvollsten Wegen frühzeitig schon die Lebenskeime derjenigen bereitet, die er sich auserwählt hat. Aber was des römischen, apostolischen Stuhles hohes Recht und hohe Pflicht stets seyn wird, ist, daß er nach reifer Erwägung und nach seiner sich stets gleich bleibenden Weisheit, und nicht ohne Anrufung des heiligen Geistes, endlich öffentlich diejenigen als Heilige erkläre, denen in ihrem Leben Gott selbst schon durch offenbare Wunder das Gepräge der Heiligkeit aufgedrückt hat. Die wesentlichste, ganz unerläßliche Foderung zu einer solchen Erklärung, oder Heiligsprechung sind demnach Wunder, indem gerade durch diese Gott von jeher denen seiner Knechte Zeugniß ertheilte, die er auch hier schon vor den Augen der Welt verherrlichet wissen wollte. Wer sich aber vollkommen überzeugen will, mit welcher alle Vorstellung übersteigenden Sorgfalt, Klugheit, Umsicht und Bedächtlichkeit bei dem, jede Heiligsprechung vorbereitenden Prozeß zu Werke gegangen wird, mit welcher, selbst die überspanntesten Foderungen noch weit überbietenden Strenge Alles geprüft wird: alle Lebensverhältnisse des Heiligzusprechenden, und zwar von dessen zartestem Alter an,

ferner die ihm zugeschriebenen Wunder, die darüber vorliegenden Zeugnisse, dann die Zeugen selbst, deren moralischer wie intellektueller Charakter, deren politische oder bürgerliche Stellung, so wie alle, auf die größere oder mindere Gültigkeit ihrer Zeugnisse sich beziehenden Umstände; endlich mit welcher großen, oft ungeheuern Zeitaufwand erfodernden Sorgsamkeit alle, nur irgend noch eine, wenn auch wenig bedeutende Aufklärung gebenden Notizen selbst aus den entferntesten Ländern und Weltgegenden herbei geholet werden; kurz, wer von allem Diesem, wobei wahrhaft alles, was nur menschliche Umsicht vermag, völlig erschöpft zu seyn scheint, eine lebendige Ueberzeugung gewinnen will, der lese nur die über eben diese Materie vorhandene Schrift des großen Pabstes, Benedikts XIV. (Lambertini), anerkannt eines der größten und gelehrtesten Männer des achtzehnten Jahrhunderts.

Wohl wissen wir, daß, besonders jetzt, gegen Wunder überhaupt sich überall eine Menge Stimmen erhebe. Aber nicht zu erwähnen, daß man über Alles, was das Göttliche betrifft, nie unsere Philosophen zu Rathe ziehen darf; so sind auch an sich schon die gegen Wunder erhobenen Einwürfe von der Art, daß sie ihre eigene Widerlegung größtentheils mit sich führen. Einer der trivialsten ist, daß Gott durch Wunder den von ihm selbst geordneten Gang der Natur störe, dieß jedoch seiner Weisheit nicht angemessen sey. Aber welche Anmaßung, ja welche Vermessenheit liegt nicht darin, wenn ein endliches Wesen erwägen und bestimmen will, was der Weisheit des Unendlichen, des Unermeßlichen, des Unbegreifbaren angemessen sey, oder nicht? Uebrigens, wie es scheint, wissen diese, in dem Glanze ihrer philosophischen Systeme sich so sehr gefallenden, und dabei doch so geistesarmen Leute nicht, daß Gottes allmächtiger Wille das erste, höchste und heiligste Naturgesetz ist, aus dem alle übrigen fließen und ihm dienend untergeordnet sind, daß mithin auch schon die von dem Urheber der Natur in dieselbe gelegten Gesetze jedem göttlichen Wunder zur Unterlage dienen müßen. — Ein anderer, dem

Scheine nach etwas christlicherer Einwurf ist, daß die Wunder blos bei der Entstehung des Christenthums, zur Verbreitung desselben, nothwendig gewesen; jetzt aber, da dieser Zweck erreicht ist, als überflüssig, in dem göttlichen Weltregiment keinen hinreichenden Grund mehr fänden. — Wie man sieht, haben die Herren, die diesen Einwurf machen, ganz tief in das Protokoll der Gottheit hineingeschaut, und wissen gleichsam an den Fingern herzuzählen, was und zu welcher Zeit Gott zu thun oder nicht zu thun, von Ewigkeit her beschlossen habe. Wäre jedoch die Verbreitung des Evangeliums der einzige Grund jener vielen wunderbaren, göttlichen Kraftäußerungen gewesen; so würden diese jetzt noch ungleich nöthiger seyn, als in jener Zeit, da die Apostel des Herrn den ganzen, damals bewohnten Erdkreis unter sich theilten. Es ist ganz gewiß ungleich leichter, Heiden, in der Finsterniß des Götzenthums geboren, von Jugend auf darin wandelnd, jedoch jenem göttlichen Funken, den man Vernunft nennt, folgend, von den Wahrheiten des Christenthums zu überzeugen, als die jetzt zahllosen getauften Heiden zu bekehren, die, nachdem sie durch die beiden Sacramente der Taufe und Firmung schon Gaben des heiligen Geistes empfangen, und das süße, beseligende Wort Jesu gekostet, dennoch ihrer Mutter, der Kirche, mit Fäusten in das Gesicht schlugen, von ihr abfielen, und, vom Stolze oder den Lüsten eines verderbten Herzens mißleitet, endlich einen schrecklichen Schiffbruch an ihrem Glauben gelitten haben, einen Schiffbruch, der gewöhnlich alle Güter, die Gott ihnen unmittelbar oder mittelbar durch die Natur gegeben, unwiederbringlich verschlingt. — Aber auch abgesehen von allem diesem; so hat Jesus Christus, bevor er sich zur Herrlichkeit seines himmlischen Vaters erhob, den Seinigen Wunderkräfte verheissen: „In meinem Namen werden sie Blinde, Lahme, Kranke heilen, den bösen Geistern gebieten ꝛc.“ Diese wunderthätigen Kräfte sind also, als ein von Jesu den Seinigen hinterlassenes Erbe, das ausschließliche Eigenthum unserer heiligen Kirche, das charakteristische Merkmal der

Göttlichkeit derselben; daher auch die von Anbeginn bis jetzt ununterbrochen fortlaufende, lange Reihe großer, aus unserer Kirche hervorgegangener, durch wunderbare Kraftäußerung ausgezeichneter Heiligen. Diese goldene Kette umschlingt alle Nationen und alle Jahrhunderte; so daß die, welche am Ende eines Jahrhunderts der Welt leuchteten, schon wieder jenen die Hand reichen, die im Anfange des folgenden ebenfalls durch Wort, That und Kraft das irdische Dunkel der Welt erhellten. Weit entfernt, hier blos auf jene hinzuweisen, deren Geschichte keine andere Bürgschaft, als die einer Legende hat, obgleich auch den Legenden stets irgend eine ernste, geschichtliche Wahrheit zum Grunde liegt, berufen wir uns einzig allein auf solche Heilige, deren Leben und Thaten auf Zeugnissen beruhen, die selbst den maßlosesten Foderungen der strengsten historischen Kritik zu genügen im Stande sind. Wer diese leugnen wollte, müßte auch, wenn er anders sich consequent bleiben will, alle Welt- und Völkergeschichte leugnen; er müßte auf den ganzen, durch beinahe sechs tausend Jahre gesammelten Schatz aller Erfahrungen des gesammten Menschengeschlechts verzichten.

Eine Heiligsprechung, umgeben mit allen, diesem hohen weltrichterlichen Akt geziemenden Feierlichkeiten, muß also jedem ächten Sohne der Kirche eine ungemein erfreuliche, Geist und Herz erhebende, neue heitere Aussichten in das Ueberirdische eröffnende Erscheinung seyn; eine Erscheinung, die seinen Glauben noch lebendiger machen, seine Liebe zu Jesu noch mehr entflammen, und ihn in seiner Anhänglichkeit an seine liebevolle Mutter, die Kirche, immer noch mehr befestigen muß, an eine Kirche, aus der schon so viele solcher wahrhaft großen, erhabenen und heiligen Naturen hervorgegangen sind, und bis an das Ende der Tage hervorgehen werden: eine Glorie, der sich keine, von der allgemeinen Römisch-Apostolischen getrennte Kirche zu rühmen hat, noch je sich zu rühmen haben wird. Wer, in seine Philosophenschule gebannt, für alles dieß, und so manches damit Verwandte, schon jeden Sinn und alle

Empfänglichkeit verloren hat, den möchte selbst der unlängst canonisirte, heilige Ligori vielleicht kaum mehr gesund machen können.

8. König Olav überlebte Schwedens Apostel nur um einige Jahre. Furcht vor innern Unruhen und schwere Sorgen trübten die letzten Tage seines Lebens. Allem Anscheine nach überschritt Olav's, in Verbreitung des Christenthums immer zunehmender Feuereifer endlich die von dem Geiste der Religion Jesu selbst ihm vorgezeichneten Schranken. Als er nämlich sah, daß trotz seiner und seiner Geistlichkeit Bemühung es doch noch unter seinen Unterthanen viele Heiden gab, auf die weder die Predigten und Lehren der Missionaire, noch deren frommer, Ehrfurcht gebietender Wandel auch nur den mindesten Eindruck machten, entschloß er sich endlich, alle Heiden in seinem Reiche mit Gewalt zu Christen zu machen; verhärtete aber gerade durch die Zwangsmittel, die er jetzt ergriff, die Herzen nur noch mehr gegen die Annahme des Christenthums; und da er nun in demselben Maße seine, ohnehin schon sehr scharfe Edikte immer noch mehr schärfte; so führte er dadurch endlich in den Gemüthern einen solchen Zustand der Spannung und Erbitterung herbei, daß eine furchtbare, wegen der Nachbarschaft der Dänen doppelt gefährliche Empörung beinahe unvermeidlich schien, deren Ausbruch auch Olav, als er die ihm immer mehr nahende Gefahr einsah, nur dadurch zuvorkam, daß er die bisher betretene Bahn noch zu rechter Zeit verließ, mehrere seiner Edikte völlig aufhob, andere sehr milderte, auch die Gewissen der Heiden frei gab, und seinen bei der Nation ungemein beliebten Sohn Amund zum Mitregenten ernannte. — Da jetzt das Heidenthum im Reiche wieder wenigstens

geduldet ward; so gab es darin auf eine Zeit lang noch Heiden, die schon zufrieden, nur geduldet zu werden, blos hie und da bisweilen, obgleich nie straflos, einen christlichen Priester oder Missionair ermordeten, jedoch gegen das Christenthum selbst keine Versuche wagten. Die königliche Familie, der größte Theil des Adels und der Kern der Nation waren Christen; daher auch die Anzahl der Götzendiener immer kleiner ward; so daß schon im folgenden Jahrhundert das Heidenthum bis auf dessen letzte Spuren aus Schweden völlig verschwunden war. — Olav starb um das Jahr Ein tausend und zwanzig. Er hinterließ zwei Söhne und eine Tochter, die mit Olav dem Heiligen vermählt war. Unter diesen beiden Fürsten wurde das Romescot (Peterspfennig) in Schweden und Norwegen eingeführt. Olav's ältester Sohn Amund, oder Jakob, folgte ihm in der Regierung. In seinem Eifer für das Christenthum kam er seinem Vater gleich; war überhaupt ein sehr verständiger, gottesfürchtiger und Gerechtigkeit liebender Herr, nur bisweilen zu strenge in Bestrafung gewisser Verbrechen, die dem Geiste jener Zeit angehörten, daher nicht so schnell, wie Amund wünschte, ausgerottet werden konnten. Durch verrätherisches, geheimes Einverständniß mit einigen unzufriedenen schwedischen Großen, entriß der, ohnehin schon so übermächtige König Cnut dem Amund einen Theil seines Reiches, der jedoch nach dem Tode des Eroberers in kurzer Zeit wieder an Schweden zurückkam. — Olav war auch der erste, der den Titel eines Königes von Upsala ablegte und dafür jenen eines Königes von Schweden annahm.

9. Endlich öffneten auch die Ungarn um diese Zeit ihre Augen dem Lichte des Evangeliums. Zwar

hatten schon in der Hälfte des zehnten Jahrhunderts zwei sehr mächtige ungarische Magnaten, während ihres Aufenthalts in Constantinopel, das Christenthum angenommen. Der Eine davon entsagte jedoch demselben sogleich wieder nach seiner Rückkehr ins Vaterland. Aber der andere, Namens Giulai, blieb demselben treu, wünschte auch, daß die auf seinen Gütern lebenden Bauern ebenfalls Christen würden, berief daher einen griechischen Geistlichen, übte selbst Werke christlicher Barmherzigkeit, und schenkte allen gefangenen Christen, die in seiner Gewalt waren, die Freiheit. Für die ganze ungarische Nation berechtigte doch dieser schwache Anfang noch nicht zu sehr großen Erwartungen. Wahrscheinlich würde die, blos auf die engen begrenzten Güter dieses Magnaten versetzte zarte Pflanze des Christenthums, die doch einer sehr sorgfältigen Pflege bedarf, auch mit Giulais Tode wieder bald erstorben seyn. Zum Glücke war dem Grafen, kurz bevor er Christ ward, eine Tochter geboren worden, die er von ihrer zartesten Kindheit an, wo gewöhnlich die Wahrheiten der Religion sich mit unauslöschlichen Zügen in das kindliche Gemüth eingraben, in allen Theilen und Lehren des Christenthums auf das sorgfältigste und gründlichste hatte erziehen lassen. Sarolta, so hieß diese Tochter, verband mit einem lebhaften Geiste und dem Herzen eines Engels alle Reitze weiblicher Wohlgestalt. Geisa, vierter Herzog von ganz Ungarn, aus dem Hause Arpad, sah die schöne Sarolta, liebte sie, und begehrte und erhielt sie zur Gemahlin. — Geisa war ein sehr verständiger, trefflicher Regent. Er erkannte, was der ungarischen Nation Noth that, deren Wildheit er vorher bändigen zu müssen glaubte, bevor er sie mit den Künsten des Friedens anderer Völker würde bekannt machen, nnd sie nach und nach auf dieselbe

Stufe der Cultur erheben können. Der Widerstand, den seine weisesten Verordnungen nicht selten noch bei der Nation fanden, zwangen ihn eben so oft zu Gewaltsmitteln; und in Bestrafung aufrührerischer Versuche oder anderer sehr grober Verbrechen grenzte dann auch bisweilen seine Strenge ganz nahe an Grausamkeit. — Da Sarolta, durch ihre Sanftmuth und einnehmend liebliches Wesen bald große Gewalt über das Herz Geisa's erhielt, und sie diese benutzte, um ihrem Gemahl nach und nach Begriffe von dem Christenthum beizubringen; so ward derselbe immer mehr ein Freund der Christen, schützte sie gegen Mißhandlung von Seite seiner heidnischen Nation, gab ihnen bei jeder Gelegenheit öffentliche Beweise seines Wohlwollens, unterhielt sich öfters über die christlichen Lehren sehr lange mit durchreisenden Fremden, die aus Constantinopel, aus Deutschland, zum Theile auch aus Italien kamen, und endigte zuletzt damit, daß er selbst ein Christ ward. Bei der Verehrung des wahren, dreieinigen Gottes glaubte Geisa anfänglich doch auch noch einige seiner alten Götzen nicht ganz vernachlässigen zu dürfen, doch bald eines Bessern darüber belehrt, entsagte er diesem Wahne, und zugleich damit auch allem übrigen, ihm bis dahin noch anklebenden Schmutz des Heidenthums.

10. So ernstlich auch Geisa wünschte, sein ganzes Volk zum Christenthum zu bekehren; so entgingen ihm doch nicht die Schwierigkeiten, welche er dabei würde zu bekämpfen haben. Als er nun mehrere Tage auf Mittel sann, wie er seinen frommen Zweck auf das leichteste erreichen möchte, hatte er ein nächtliches Traumgesicht, in welchem ihm ein Jüngling von übermenschlicher Schönheit erschien, und

zu ihm sagte: „Auf was du jetzt sinnest, wirst du nicht ausführen können; weil deine Hände mit Blut befleckt sind. Aber es wird dir ein Sohn geboren werden, auf dem Gottes Geist ruhen, und ihn leiten wird, deinen jetzt zum Heil deiner Völker entworfenen Plan in Ausführung zu bringen. Vorher wird jedoch noch ein Bote Gottes zu dir kommen; nimm diesen gut auf, höre ihn und folge seinem Rathe; denn er wird die Bahn brechen, welche einst und zwar mit noch größerm Erfolge, dein Sohn betreten wird." — Ein ähnliches Gesicht ward um dieselbe Zeit auch Geisa's Gemahlin. Als nämlich die Zeit ihrer Entbindung nahete, sah sie im Schlafe den Erstlingsmärtyrer, den heiligen Stephanus, vor ihr stehen; dieser sprach zu ihr: „Fromme Tochter! das Kind, das du im Begriffe stehest der Welt zu geben, wird ein Sohn seyn und einst eine Königskrone tragen. Da ich dessen Schutzpatron seyn will, so gebe ihm bei seiner Taufe auch meinen Namen, und nenne ihn Stephanus." — Geisa und Sarolta theilten sich nun gegenseitig ihre gehabten Gesichte mit; und voll Vertrauen auf Gottes erbarmungsvolle Verheissungen, harrten sie nun mit Sehnsucht der Erfüllung derselben. — Bald darauf kam der heilige Adalbert von Prag, da er, der Ruchlosigkeit seiner Diöcesanen wegen, seinen bischöflichen Sitz verlassen hatte, nach Ungarn. Er war der dem Geisa angekündigte Bote Gottes. Mit der größten Ehrerbietung ward er also von dem Herzoge empfangen. Auf Adalberts Begehren berief Geisa die Großen seines Reiches zu einer Versammlung. Auf dieser erklärte Adalbert den anwesenden Magnaten die Hauptlehren des Christenthums mit einer solchen Salbung, daß jetzt schon mehrere der Anwesenden die Taufe verlangten. Zur größten Freude sowohl des Herzogs als auch des heiligen Bischofes

gebar nun auch Sarolta ihren Erstgebornen, der jetzt von dem heiligen Adalbert sogleich getauft ward, und auf ausdrückliches Begehren Sarolta's den Namen Stephanus erhielt. (979)

11. Daß Geisa und Sarolta ihrem Sohne, diesem Kinde der Verheißung, eine treffliche Erziehung geben ließen, versteht sich von selbst. Die Grundlage davon war ein allumfassender, sich des ganzen Menschen bemächtigender Religionsunterricht. Auch in den sogenannten freien Künsten ließ man ihn nicht unwissend, lehrte ihn jedoch nur so viel davon, als es zur Beförderung der eigenen freien Entwickelung seines Geistes und seines Verstandes bedurfte. Aber dafür strebte um so mehr Graf Theodat, ein geborner Römer, und der Vornehmste von den Erziehern des Prinzen, frühzeitig dem Charakter desselben eine gewisse Selbstständigkeit, und seiner jugendlichen Thätigkeit eine allseitige, durch keine Standesvorurtheile beschränkte Richtung zu geben. Ueberhaupt, da Stephan zum Herrschen, und nicht zu einer untergeordneten Stellung geboren war, überließ man es größtentheils seiner eignen edeln Natur, ganz von selbst, und nur geleitet von der Hand der Religion, nach und nach zu einer, so viel möglich, vollkommen harmonischen Ausbildung zu gelangen. — Stephan entsprach allen Erwartungen seines weisen Erziehers, und als Geisa, in sehr hohem Alter, in dem Jahre 997. gestorben, und Stephan ihm in der Regierung gefolgt war, hatte der jetzt erst kaum zwanzigjährige junge Monarch, gleich in den ersten Tagen nach dem Antritt seiner Regierung, schon Stoff und Gelegenheit, der erstaunten Nation sprechende Beweise seiner vollen geistigen Mündigkeit zu geben.

12. Unter den Ungarn gab es bis jetzt nur wenige Christen. Die Masse und der Kern des Volkes waren heidnisch, eben so auch der bei weitem zahlreichste Theil der Großen und des Adels. Die zur Einführung des Christenthums gemachten Versuche, wie die Duldung so vieler Christen im Lande, schien ihnen eine grobe Beleidigung ihrer Nationalgottheiten. So lange Geisa lebte, hielt Furcht vor dessen Strenge jeden Ausbruch ihres Unwillens zurück. Aber dafür ward nun auch sein Tod für alle Heiden ein allgemeines Signal, zur Vertheidigung ihrer Götzen zu den Waffen zu greifen. In allen Bezirken und Distrikten Ungarns wehete jetzt auf einmal wieder die Fahne wilder Empörung. Das Haupt derselben war ein Magnat, Namens Zezgar, einer der angesehensten und reichsten Großen in Ungarn, ausgezeichnet durch Erfahrung im Kriege, durch ungewöhnliche körperliche Stärke, und schon oft erprobte persönliche Tapferkeit. In wenigen Tagen hatte er ein zahlreiches Heer um sich versammelt; setzte sich mit demselben sogleich in Bewegung, überfiel und plünderte die herzoglichen Domainen, bemächtigte sich mehrerer herzoglichen Städte und Schlösser, und verstärkte noch immer sein Heer durch die vielen Truppencorps, die jetzt selbst aus den entferntesten Gegenden Ungarns täglich zu ihm stießen. Mit jedem Tage vermehrte sich also die Gefahr für den Herzog; und schon riethen ihm seine Getreuen, seine Residenzstadt Strigonium (Gran) zu verlassen, und in Deutschland Hülfe zu suchen. Stephan verwarf diesen kleinmüthigen Rath, zog in der Eile so viele Truppen, als er konnte, zusammen, und entschlossen, zu siegen oder unter den Trümmern seines Thrones sich begraben zu lassen, rückte er, in festem Vertrauen anf göttlichen Beistand, dem an Streitkräften unverhältnißmäßig überlegenen Feinde

entgegen. Einige Tausend Christen dienten in seinem Heere, und vor demselben wehete die Fahne des Heils mit den Bildnissen des heiligen Martins und Georgs. Zezgar stand vor Veszprim (Weisenburg) und belagerte diese, damals sehr feste und volkreiche Stadt. Als das herzogliche Heer heranrückte, nahm er eine Stellung, die den Herzog von der Stadt völlig abschnitt, und doch zugleich so fest war, daß sie jedem Angriff zu trotzen schien. Daß Stephan mit seinem schwachen Heere eine Hauptschlacht wagen würde, hielt Zezgar für unmöglich; die Absicht desselben, glaubte er, sey blos Verstärkung in die belagerte Stadt zu werfen. — Zum erstenmale erschien zwar jetzt der junge Monarch in der Würde eines Feldherrn an der Spitze eines Heeres; aber dennoch entdeckte sein kriegerischer Scharfblick, als er die feindliche Linie recognoscirte, sogleich die schwachen Punkte ihrer Position, concentrirte alle seine Kräfte gegen dieselben, und stürzte sich an der Spitze seiner, durch sein Beispiel begeisterten Truppen, mit jugendlichem Ungestüm auf den Feind, sprengte dessen Centrum, und griff nun die von einander getrennten Heertheile mit gleichem Erfolge in ihren Flanken an. Die über den ganz unerwarteten, und zugleich so erfolgreichen Angriff Stephans im höchsten Grade bestürzten Feinde geriethen jetzt auf allen Punkten in Unordnung und Verwirrung. Desto heftiger drangen Stephans muthige Krieger in sie ein. Der Schrecken Gottes ging vor den herzoglichen Fahnen her. Ueberall ward der Feind geworfen und zurückgedrängt und endlich total geschlagen. Vollständig war die Niederlage der Aufrührer; das Schlachtfeld war mit ihren Leichen bedeckt, und die meisten der Großen, die der Fahne des Empörers gefolgt waren, und Zezgar selbst, lagen unter den Todten. Unter dem Jubel

der befreiten Einwohner von Veszprim, zog der junge Held in die entsetzte Stadt.

13. Ungemein erhob dieser glänzende Sieg Stephans Ansehen in den Augen der Nation. In seinem Siegerkranze war er für die, so ihm treu geblieben, ein Gegenstand enthusiastischer Bewunderung, für die Andern des Schreckens. Viele der Heiden, die nicht begreifen konnten, wie ihr Herzog mit einer ganz unbedeutenden Macht ein so großes, zahlreiches Heer habe völlig vernichten können, zogen daraus den Schluß, daß der Gott der Christen weit mächtiger seyn müße, als ihre Götzen, verließen sie daher, und wurden Christen. Andere wieder, in nicht minderer Anzahl, besonders von den Vornehmern und dem Adel, die, im Bewußtsein ihres strafbaren Antheils an der Empörung, den Zorn des Monarchen fürchteten, eilten nun ebenfalls durch Annahme des Christenthums ihn wieder zu versöhnen; und so darf man in Wahrheit sagen, daß unmittelbar gleich nach der bei Veszprim gewonnenen großen Schlacht auch das Christenthum seinen triumphirenden Einzug in Ungarn hielt. — Aber unaufhaltsam, und ohne fernere ängstliche Berücksichtigung der noch allenfallsigen Stimmung des Volkes, oder der Magnaten, schritt nun auch Stephan zur Lösung der sich gemachten Aufgabe, nämlich zur Einführung des Christenthums. Auf ein von ihm erlassenes, gar keine Ausnahme gestattendes Edict mußten alle heidnischen Tempel und Götzenbilder im Lande verschwinden. Aus allen christlichen Ländern berief er Geistliche und fromme Missionaire; und Männer, entflammt für die Ehre Gottes und das Heil der Menschen, strömten nun gleichsam schaarenweise, besonders aus Deutschland, nach Ungarn. Statt der heiligen Bäume und Haine prangte jetzt

überall das Bild des Gekreuzigten; denn Stephan erbauete eine Menge Kirchen, die er stets mit allem Nöthigen im Ueberfluß versah. Um aber desto mehr auf die Ausführung seiner heilsamen, christlichen Entwürfe den Segen von Oben herabzuziehen, stiftete er zugleich auch mehrere Klöster; vollkommen überzeugt, daß mehr als Predigten und Lehrunterricht das Gebet frommer, gottergebener Mönche zur Bekehrung verstockter Gemüther beitrage. Mit der in dem feindlichen Lager bei Veszprim errungenen Beute, die er schon vor der Schlacht Gott geweihet hatte, stiftete er ein dem heiligen Martinus geweihtes Benediktinerkloster. Man nannte es nachher das Kloster zum heiligen Berge, weil es wirklich auf einem Berge lag, auf welchem, einer Legende zu Folge, der heilige Martinus, bekanntlich aus Pannonien (Ungarn) gebürtig, öfters ganze Nächte im Gebet durchwacht haben soll. — Stephan durchreißte hierauf alle Provinzen seines Reiches. In allen großen Städten, oder nur einigermaßen bevölkerten Burgen versammelte er die Einwohner, sprach selbst zu ihnen Worte des Lebens, bat und ermahnte sie, den beseligenden Lehren seiner Missionaire nicht länger mehr ihre Gemüther zu verschließen. Aber nicht blos durch Wort und Lehre, auch durch eigene That, suchte Stephan seine Unterthanen zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Gegen jedermann ungemein herablassend und leutselig, für alle zeitlichen und leiblichen Bedürfnisse auch des Niedrigsten in dem Volke mit gleicher väterlicher Zärtlichkeit besorgt; unablässig zum Helfen bereit, wo man nur immer seiner Hülfe bedurfte, und stets die Hände zum Geben geöffnet, gewann Stephan auch bald die Herzen seiner Unterthanen; und da bekanntlich Liebe die beste Lehrerin ist, so folgte nun auch alles Volk gerue dem Rufe und der Stimme eines Herrn, den

es liebte, und weil es ihn liebte, auch mit grenzenlosem Vertrauen verehrte.

14. Indessen sah Stephan sehr wohl ein, daß, wenn das Christenthum unter seinem Volke immer tiefere und ausgebreitetere Wurzeln schlagen sollte, er auch die neue Kirche in ihren äußern Verhältnissen ordnen, und einen festen Bestand ihr geben müße. Er theilte daher jetzt das ganze Reich in zehen Bisthümer, ernannte ausgezeichnete Männer zu Bischöfen, und unterwarf deren Sprengel der Jurisdiction des in Ungarns Hauptstadt Strigonium errichteten Metropolitansitzes. Da aber diese, wie noch einige andere Einrichtungen der päbstlichen Bestätigung bedurften; so ordnete Stephan unverzüglich diesfalls eine Gesandtschaft nach Rom an den Pabst Sylvester **II.** An der Spitze dieser Gesandtschaft stand der so eben von Stephan auf den bischöflichen Stuhl von Colocza erhobene Anastasius, ein geborner Italiäner. Eigentlich hieß derselbe Astrich, und hatte den Namen Anastasius erst bei seiner Erhebung zur bischöflichen Würde angenommen. Dem heiligen Adalbert war er, mit noch einigen andern römischen Mönchen, von Rom nach Prag gefolgt, und als derselbe von den Pragern vertrieben ward, mit seinen sämmtlichen Begleitern zu Stephan nach Ungarn gekommen. Astrich, nunmehr Anastasius, war ein würdiger Schüler und Zögling des heiligen Adalberts. Stephan konnte es als eine besondere Wohlthat der Vorsehung betrachten, daß sie ihm diesen Mann geschickt hatte, dessen Begleiter ebenfalls durch frommen Eifer nicht minder ausgezeichnete Mönche waren, und der jetzt dem Herzog in dessen kirchlichen Einrichtungen ungewöhnliche Dienste leistete. Die übrigen Gesandten, so wohl die Geistlichen, wie die Weltlichen, waren gleich verdienstvolle Männer; so daß

schon die Wahl der Abgeordneten die Aufmerksamkeit des heiligen Vaters erregen mußte. Aber außer den kirchlichen Angelegenheiten hatten die Gesandten noch einen andern, mit jenen nur in entfernter Verbindung stehenden Auftrag. Gleich nach der Schlacht bei Veszprim hatte nämlich Stephans kleines Heer seinen mit Sieg gekrönten Feldherrn zum König ausgerufen. Die Demuth des christlichen jungen Helden wies zwar damals die von dem Heere ihm angetragene Krone zurück. Aber bald verlangte dasselbe auch die ganze Nation, die, weil jetzt gröstentheils christlich geworden, nun ebenfalls mit den übrigen christlichen Völkern auf gleicher Stufe der Achtung und des Ansehens zu stehen wünschte. Stephan, überzeugt, daß eine Erhöhung seiner Würde auch sein Ansehen und seine Macht vermehren, mithin ihm die Ausführung alles dessen, was er noch zum Heil seiner Völker, und zur Befestigung der jungen Ungarischen Kirche zu thun entschlossen war, ungemein erleichtern würde, gab also seinen Gesandten den Auftrag, bei dem Pabste zu gleicher Zeit um die Ertheilung königlicher Würde und königlichen Titels nachzusuchen. Wir haben schon in einem der frühern Abschnitte dieses Bandes berichtet, mit welcher Güte Sylvester II. die Ungarischen Gesandten empfing, die von Stephan getroffenen kirchlichen Einrichtungen bestätigte, dessen Gewalt in allen Angelegenheiten der Kirche ganz ungewöhnlich erweiterte, ihn mit der Königswürde schmückte, daher eine goldene Krone, nebst einem goldenen Kreuze schickte, und ihn ermächtigte, dasselbe sich gleich einem Apostel vortragen zu lassen. „Da man mich, sagte der Pabst, den Apostolischen nennt; so verdient gewiß derjenige, der ein so zahlreiches Volk Christo gewonnen hat, ebenfalls ein Apostel genannt zu werden." — Als die Gesandten von Rom zurückgekommen

waren, wurden alle Bischöfe und Aebte, wie alle Großen des Landes, zu einer Reichsversammlung nach der Hauptstadt Ungarns berufen. Die Gesandten überreichten der Versammlung die päbstlichen Briefe. Als man sie laut vorzulesen begann, erhoben sich der König und alle Anwesenden von ihren Sitzen, und mit allen Merkmalen der höchsten Ehrerbietung ward der Inhalt derselben vernommen. Dem päbstlichen Breve zufolge, ward hierauf Stephan zum König gesalbt, und von zwei Bischöfen ihm die Königskrone auf das Haupt gesetzt. Zu gleicher Zeit mit ihm gekrönt ward auch seine Gemahlin Gisella, Schwester Heinrichs des Heiligen, eine durch Geist und ungewöhnliche Frömmigkeit ausgezeichnete Fürstin. Man konnte es in Wahrheit eine heilige Familie nennen: Heinrich der Heilige, und die fromme, gottesfürchtige Gisella. Zwar ward die Letztere von der Kirche nicht der Schaar der Heiligen beigezählt; aber demungeachtet gab sie, in Verbindung mit ihrem Bruder, ihrer Schwägerin, und ihrem eigenen Gemahl, einen sprechenden, weil auf einer langen Reihe von nicht zu leugnenden Thatsachen beruhenden Beweis, daß man sogar auf einem Thron sich noch heiligen, auch unter dem Purpur nach asketischer Vollkommenheit streben, und Werke höherer evangelischer Tugenden üben könne.

15. Die Briefe des Pabstes entflammten jetzt noch mehr den Eifer des heiligen Königes. Zu den von ihm gemachten Stiftungen fügte er neue hinzu; ließ auch immer noch mehr Kirchen im Lande erbauen. Sein Wunsch war, daß man in jeder Burg, wo nicht in jedem Dorfe, die heiligen Geheimnisse feiern, jeder seiner Unterthanen ihnen beiwohnen könnte. Der Ruf seiner Frömmigkeit zog auch

mehrere heilige Eremiten, theils aus Polen, theils aus Deutschland nach Ungarn, unter andern auch den frommen Einsiedler Günther, einen ehemaligen sehr reichen, durch hohe Geburt, und seine obwohl etwas entfernte Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Hause, ausgezeichneten Grafen aus Thüringen. — Aber Stephans Streben, durch Erbauung vieler Kirchen und Klöster Gott vor der Welt zu verherrlichen, beschränkte sich nicht blos auf Ungarn; auch in andern Ländern und Städten, selbst in Rom, Ravenna, Constantinopel und Jerusalem, ließ er mehrere derselben erbauen. Für die, welche er in Rom auf dem Berge Cölius erbaute, ordnete er zwölf Priester, und verband damit noch ein Spital für ungarsche, nach Rom wallende Pilger. — Zu der jungfräulichen Mutter unsers göttlichen Erlösers hatte Stephan eine ganz vorzügliche, wahrhaft glühende Andacht. Diese auch seinem ganzen Volke einzuflößen, war sein sehnlichster Wunsch. In einer gleich nach seiner Krönung ausgefertigten Urkunde stellte er daher sich und sein ganzes Reich unter den Schutz der allerseligsten Jungfrau Maria, ließ ihr Bildniß auf Gold und Silbermünzen prägen, und erbauete Ihr zu Ehren in der Stadt Alba-Regia, wo er sich am liebsten aufhielt, eine Kirche, der an Pracht vielleicht im ganzen Abendlande, — höchstens mit Ausnahme Italiens, — keine andere gleich kam. Die innern Wände waren mit den kunstreichsten Bildhauerarbeiten geziert, der Boden war von dem feinsten Marmor; alle Altarplatten von gediegenem Gold, mit den kostbarsten Steinen besetzt, desgleichen auch alle Tabernakel und Ciborien; und der Schatz der Kirche voll goldener und silberner Gefäße, und der kostbarsten in Gold und Seide gestickten Paramente. Nachher ward diese Kirche

der Krönungs- und Beerdigungsort einer langen Reihe Ungarischer Könige.

16. Aber bei allen diesen vielen andächtigen Widmungen, vernachläßigte doch Stephan keine seiner übrigen Regentenpflichten. Unter ihm ward Ungarn ein Gegenstand der Achtung aller benachbarten Völker. Obgleich von Natur aus äußerst friedeliebend, fürchtete er doch auch nicht den Krieg, sobald das Wohl des Staates und die Ehre seiner Krone ihn nothwendig machten. Aber die Sache, die er führte, war stets gerecht, daher auch der Sieg an seine Fahnen gefesselt. Ein Fürst von Siebenbürgen hatte sich räuberische Einfälle in Ungarn erlaubt. Um ihn zu züchtigen, und seine Unterthanen gegen dergleichen Räubereien für die Zukunft zu sichern; rückte Stephan mit seinem Heere in Siebenbürgen ein, schlug den Fürsten in einem entscheidenden Treffen in die Flucht, und nahm ihn gefangen. Zwar schenkte er dem Siebenbürger bald wieder seine Freiheit, jedoch unter der Bedingung, daß er versprechen mußte, bei Strafe des Verlustes seines Fürstenthums, den Missionairen, die Stephan in das Land schicken würde, keine Hindernisse in den Weg zu legen, auch den Siebenbürgern das Evangelium von dem Reiche Gottes zu predigen. — Den Bulgaren, die ihn ebenfalls zwangen, das Schwert zu ziehen, entriß er alles Land zwischen der Donau und Theiß, nebst dem größten Theil der Wallachei, und vereinigte es mit seinem Reiche. — Auch der Krieg mit dem Deutschen Kaiser Conrad II. endete mehr zum Ruhme Stephans, als des Kaisers. Von Seite Conrads war der Krieg offenbar ungerecht, auch der Kaiser der angreifende Theil. Mit einem zahlreichen Heere geübter deutscher Krieger brach Conrad in Ungarn ein, während

auf einer andern Seite auch der Herzog von Mähren mit einem bedeutenden Heerhaufen in das Land fiel. Einen so übermächtigen Feind glaubte jetzt Stephan mit doppelten Waffen bekämpfen zu müßen. Zuerst nämlich mit jenen des Gebetes. In seinem ganzen Reiche ordnete er demnach öffentliche, mit Fasten und andern Bußübungen verbundene Bettage an. Stark durch seinen Glauben an den Herrn und dessen mächtigen Beistand, setzte sich hierauf Stephan an die Spitze seines Heeres, und rückte dem Kaiser entgegen. Um das Leben, nicht nur seiner Soldaten, sondern selbst der Feinde zu schonen, vermied er sorgfältig eine entscheidende Schlacht, wußte aber durch geschickte Bewegungen, und indem er Tag und Nacht die Deutschen beunruhigte, deren weiteres Vorrücken ungemein zu erschweren und zu hemmen; jedoch nur so lange, bis seine in den an Oestreich grenzenden Provinzen wohnende Unterthanen, wie er es ihnen geboten, sich mit allem ihrem Vieh und Getraide in das Innere des Reiches geflüchtet hatten. Auf einmal verschwand jetzt auch Stephan mit seinem Heere, das auf seinen flüchtigen Rossen sich eiligst und schnell ebenfalls in das Innere zurückzog. Conrad befand sich nun in der größten Verlegenheit. Vor sich sah er nichts als Flüsse, Wälder, Seen und Moräste, aber weder Menschen, noch Vieh noch Getraide. Dazu kam noch, daß auch der Herzog von Mähren, auf Befehl seines Vaters, des Herzogs Othelrick von Böhmen, die von ihm besetzten Gegenden Ungarns ganz unvermuthet räumte, und nach Haus zog. Mangel an Subsistenzmitteln zwang nun bald den Kaiser zum Rückzug, auf welchem er ziemlich bedeutenden Verlust erlitt: an Menschen durch bösartige Krankheiten, an Pferden durch Mangel an Futter. — Conrad wünschte jetzt sehnlichst den Frieden. Aber die

Ehre seiner Kaiserkrone erlaubte ihm nicht, die ersten Anträge zu machen, gleichsam darum zu bitten. Die Einleitung des Friedensgeschäftes überließ demnach der Kaiser seinem, obgleich zum König schon gekrönten, doch noch äußerst zarten Söhnlein Heinrich, oder vielmehr dessen Erzieher und Führer, dem Bischofe Egilbert von Freisingen. Stephan, von des Kaisers friedlichen Absichten in Geheim unterrichtet, und daß jetzt blos noch gewiße äußere Formen den Friedensabschluß verzögerten, ja wohl noch lange Zeit hinhalten könnten, setzte sich über kleine Bedenklichkeiten hinweg, that daher den ersten Schritt, und schickte an den kaum zwölfjährigen König Heinrich Gesandte mit Friedensvorschlägen, die natürlicher Weise von demselben sogleich angenommen, und vom Kaiser bestätiget wurden *).

*) Ueberhaupt war dieser Krieg gegen Ungarn von Seite der Deutschen höchst ungerecht. Folgendes gab die Veranlassung dazu. Bischof Werinhar von Straßburg, von Conrad zum Gesandten bei dem Griechischen Kaiser ernannt, stand eben im Begriffe, seine Reise nach Constantinopel anzutreten. Da Stephan bisher Allen, die als Pilger zu dem Grabe des Herrn nach Jerusalem wallten, und ihren Weg durch Ungarn nahmen, mehr als königliche Gastfreiheit erwies; so hielt es jetzt auch der Bischof von Straßburg nicht unter seiner Würde, des edeln Königes fromme Absichten zu eigennützigen Zwecken zu misbrauchen. Auf der Grenze von Ungarn angekommen, gab er vor, daß er, um die heiligen Oerter in und um Jerusalem zu besuchen, als Pilger nach Jerusalem gehe. Aber mit diesem Vorgeben bildete das zahlreiche und glänzende Gefolge des Bischofes, die große Anzahl von Pferden und Lastthieren, und die ungeheuern, zu den eigentlichen Lebensbedürfnissen gar nicht erfoderlichen, nur der Bequemlichkeit und den feineren Genüssen dienenden Vorräthe einen auffallenden Contrast. Die Erscheinung des Bischofes an der Grenze,

und dessen Bitte um freien Durchzug durch Ungarn, wurden also dem König gemeldet; und Stephan, dessen frommer christlicher Sinn schon durch die von einem Bischofe zur Schau gestellte Pracht und Ueppigkeit sich verletzt fühlte, auch mit gutem Grunde in die Wahrheitsliebe desselben große Zweifel setzte, wieß dessen Bitte ganz unumwunden zurück. „Noch viele andere Wege," sagte der König, „führten nach Jerusalem; von diesen möchte der Bischof sich einen wählen." — Alle Gegenvorstellungen von Seiten Werinhars waren fruchtlos. Stephan beharrte bei seinem Verbot, auch selbst dann noch, als man ihm den wahren Zweck der Reise des Bischofes entdeckte, und ihm sagte, daß derselbe ein Gesandter des Deutschen Kaisers sey. Werinhar war also gezwungen, wieder nach Bayern zurückzukehren, und auf einem weiten, sehr beschwerlichen Umweg, über Venedig, nach Constantinopel zu gehen. Es ist sehr begreiflich, daß der Kaiser sich jetzt in seinem Gesandten beleidiget fühlen mußte. Aber dieß war ja offenbar nicht des Königes, sondern des Bischofes eigene Schuld, der nicht blos seinen gesandtschaftlichen Charakter verleugnet, sondern selbst durch Unwahrheiten, zu Erreichung eigennütziger Absichten, entehrt hatte. Da übrigens noch Jeder, der sich eine Lüge erlaubt, auch gerechte Veranlassung zu der Vermuthung gibt, daß er eben so wenig über eine zweite Lüge erröthen werde; so war es gewiß dem König sehr zu verzeihen, wenn sich jetzt in seiner Brust der Argwohn regte, daß vielleicht gar der ganzen Reise des Bischofes durch Ungarn ein seinem Reiche nachtheiliger politischer Zweck zum Grund liegen könne. Wollte also Conrad der, wie es sich nicht wohl leugnen läßt, wirklich verletzten kaiserlichen Majestät die gebührende Genugthuung verschaffen; so mußte er auf der Stelle den Bischof zurückrufen, und den ihm ertheilten Gesandtschaftsposten einem Andern übertragen. Indessen hätte doch wahrscheinlich Conrad die Sache auf sich beruhen lassen, wäre nicht, um vorgeblich die dem Kaiser zugefügte Unbild zu rächen, der Markgraf Albert von Oestreich, der, wegen der Unmündigkeit des Herzogs Heinrich, des Sohnes des Kai-

sers, dem Herzogthum Bayern vorstand, und zwar ohne dazu Befehle vom Kaiser erhalten zu haben, feindlich, und wie gewöhnlich alles verheerend und verwüstend in Ungarn eingefallen. Davon war es nun wieder eine ganz nothwendige Folge, daß Stephan in aller Eile sein Heer zusammenzog, den Markgrafen aus Ungarn verjagte, hierauf selbst in Bayern einfiel, und dort seinem Heere einige Repressalien zu gebrauchen gestattete. Conrad, der vielleicht längst schon den Plan hatte, sich in Ungarn einige Trophäen zu errichten, erklärte nun Stephan für einen Feind des Deutschen Reiches, und so ward ein Feldzug gegen die Ungarn beschlossen, der jedoch, wegen eines Einfalls der Polen in Deutschland, erst ein paar Jähre nachher unternommen ward, und wie wir gesehen, ein für den Kaiser nichts weniger als sehr ehrenvolles Ende nahm. — Auch Wippo, Caplan bei Kaiser Heinrich III. und Lebensbeschreiber Conrads II., wirft alle Schuld dieses ungerechten Krieges auf die Bayern, oder vielmehr auf den Markgrafen Albert von Oestreich.

17. Mit der Glorie eines vom Himmel gesandten Apostels, der das ungarische Volk aus den Finsternissen des Heidenthums zu dem Lichte des Evangeliums geführt; so wie mit dem Ruhm eines stets glücklichen Feldherrn, der nicht nur gegen jeden feindlichen Angriff sein Reich zu schützen, sondern selbst dessen Grenzen durch gerechte Eroberungen zu erweitern gewußt hatte, verband Stephan endlich auch noch die nicht minder glänzenden Verdienste eines weisen Gesetzgebers, dem Ungarn sein erstes geschriebenes Gesetzbuch, und eine geregelte Staats- oder Reichsverfassung zu danken hatte. Die bisher bestehenden Gesetze, kaum passend für ein ganz rohes, wildes, auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehendes Volk unterwarf Stephan einer scharfen Revision, reinigte das, was er davon beibehielt,

von allen heidnischen Zusätzen und Schattirungen, fügte eine Menge neuer, dem nunmehr veränderten Zustand der Nation entsprechender Verordnungen hinzu, und gab endlich seinen Ungarn einen Codex, der auch noch heute zu Tage in diesem Reiche, unter dem Namen: das Gesetzbuch des heiligen Stephanus, nicht ganz außer Kraft ist. Die rein kirchlichen, wie auch kirchlich-politischen Gesetze sind darin größtentheils den Capitularien der fränkischen Könige entnommen; und was die bürgerlichen betrifft, so muß man diese vorzüglich aus dem Standpunkte der damaligen Cultur, wie des damaligen Charakters der ungarischen Nation betrachten, die jedoch durch eben diese Gesetze weit mildere, und dabei christliche Sitten, und ungleich größere Sicherheit der Person wie des Eigenthums erhielt*). Wie in allen andern Ländern, konnten

) Das ganze Gesetzbuch zerfällt in fünf und fünfzig Kapitel, in welchen Alles enthalten ist, was nur immer ein noch nicht durch Ueberbildung, Ueppigkeit und Gottesvergessenheit seinem natürlichen Zustande völlig entrücktes Volk glücklich machen kann. Wie in den Capitularien Carls des Großen, sind auch in diesem Gesetzbuch die meisten Verordnungen nur ganz einfache, von den Geboten des Evangeliums hergeleitete Schlußfolgen. Was aber dem Codex des heiligen Stephanus noch in einer andern Hinsicht ein ganz eigenes Interesse gibt, ist, daß aus so vielen der darin enthaltenen Gesetze, wie z. B. aus denen, die auch auf kirchliche Vergehen: als, auf Entheiligung der Sonn- und Feiertäge, auf unanständiges Betragen in der Kirche, auf Versäumniß noch zu rechter Zeit zu einem Sterbenden einen Priester zu rufen ꝛc. eine verhältnißmäßige Strafe setzen), so

*) Wenn es jetzt irgend einem Fürsten oder Könige einfiele, in seinem Lande auf dergleichen Vergehen ebenfalls eine Strafe, und zwar nur eine sehr mäßige Geldstrafe zu setzen; so würde seine Schatzkammer bald die reichste und gefüllteste von ganz Europa seyn.

auch hier alle Verbrechen mit Geld gebüßt werden. Ausgenommen davon waren: Verschwörung gegen das Leben des Königes, Verrath an dem Vaterland, Flucht zu einem fremden Volk, und endlich vorsätzlicher, mit dem Schwert vollbrachter Mord. Auf diese Verbrechen ward die Todesstrafe gesetzt, die jedoch, wenn mildernde Umstände eintraten, in lebenslängliche, mit Verlust des Vermögens verbundene Landesverweisung verwandelt werden konnte. Wer zu einem Feldzug, wozu er durch ein ihm übersandtes blutiges Schwert entboten worden, sich nicht stellte, oder einen freien Menschen stahl, oder auch kein Christ werden wollte, verlor seine Freiheit. Aus einem freien Mann ward derjenige ebenfalls ein Leibeigener oder Knecht, der eine Magd oder Leibeigene heirathete. Das Loos dieser letztern Menschenklasse, obwohl durch Stephans Gesetze in etwas gemildert, war immer noch sehr drückend. Nach wie vor blieben diese Leute der Willkühr ihrer Herren überlassen, gegen deren gröbste Mißhandlungen sie nicht einmal bei der Obrigkeit zu klagen das Recht hatten. — Die Verfassung, die Stephan dem Reiche gab, glich jener der alten Franken, und hat sich ebenfalls, obgleich nicht ganz unverändert, bis auf den heutigen Tag erhalten. Das ganze Reich ward, zu Folge dieser neuen Ver-

---

ganz der liebenswürdige Charakter einer wahrhaft christlich-väterlichen Patrimonialregierung hervortritt, die ihre Unterthanen wie ihre Kinder betrachtet, daher auch für deren Seelenheil besorgt seyn zu müßen glaubt. — Um seine Unterthanen so viel möglich vor Unzucht und Unkeuschheit zu bewahren, gab Stephan auch ein Gesetz, dem zu Folge jeder, der nicht in einen religiösen Orden treten, oder ein Geistlicher werden wollte, sich verheirathen mußte.

fassung, in Gespanschaften (Grafschaften) getheilt. Jede davon erhielt ihre Benennung von einem darin liegenden Schloß; und der Vorsteher eines solchen Bezirkes hieß Obergespan *). — Der höhere Clerus, der hohe und niedere Adel — denn von Bürgern war damals in Ungarn eben so wenig, wie in andern Ländern die Rede — bildeten die Reichsstände. Aus diesen wählte der König seine Räthe, die den Titel Reichsräthe führten, und gewiße persönliche Vorrechte nnd Freiheiten genoßen. Stephan führte auch das Amt und die Würde eines Palatinus (Pfalzgrafen oder obersten königlichen Richters) ein. Dieser sollte stets an der Seite des Königs seyn, um ihm durch seinen Rath in der Verwaltung der Gerechtigkeit behülflich zu seyn. Wodurch aber die Stellung eines solchen Palatinus eine ganz besondere Wichtigkeit gewann, war, daß er auch in den zwischen dem König und der Nation entstehenden Streitigkeiten zu entscheiden hatte. — Da in weit frühern Zeiten die Heerstraße wandernder östlicher und nordöstlicher asiatischer Nationen durch Ungarn ging; oft das ganze Land, bald auch nur einzele Theile von denselben erobert wurden; oder auch, wenn dieses nicht der Fall war, doch viele davon sich in Ungarns fruchtbaren Gauen niederließen; so war endlich in dem Laufe mehrerer Jahrhunderte eine ganz ungewöhnliche, höchst mannigfaltige Mischung von Einwohnern entstanden, die, da man noch bis auf den heutigen Tag ganz deutliche Spuren davon in Ungarn bemerkt, zu Stephans Zeiten eine ganz eigene, allen andern Völkern fremde Erscheinung gewesen seyn muß. Aber dieser Amalgam

*) Gespan heißt so viel als Begleiter, Gefährte (comes), weil die Vorsteher dieser Bezirke den König auf seinen Feldzügen begleiten mußten.

von so vielerlei Nationen hatte auch eine eben so große Verschiedenheit von Sprachen und Mundarten erzeugt; so daß gerade das Band, was ein Volk am festesten zu einem Ganzen verbindet, nämlich eine gemeinschaftliche Sprache, den Ungarn fehlte. Um diesem großen, die Einheit wie Eintracht der Nation störenden Gebrechen abhelfend entgegen zu kommen, erließ Stephan eine Verordnung, der zu Folge bei den Gerichten wie in allen öffentlichen Verhandlungen die lateinische Sprache die einzig herrschende seyn sollte. Der Zweck des Königes ward dadurch schon in einigen Jahren vollkommen erreicht; denn selbst das ganz gemeine Volk suchte nun diese Sprache, die ohnehin, derselben Verordnung gemäß, in allen Schulen gelehrt ward, sich nach und nach, obgleich freilich nicht in sehr großer Reinheit anzueignen, und hatte daher nun auch bald in allen Theilen des Reiches den großen Vortheil einer, durch keine Mißverständnisse mehr gestörten unmittelbaren gegenseitigen Mittheilung.

18. Schwere Leiden, gleich großen Wasserfluthen, kamen in den letzten Jahren seines Lebens über König Stephan. Alle seine Kinder, herrliche Sprossen des erlauchten Königpaares, die der Nation eine lange Reihe von Königen aus Stephans Hause zu verbürgen schienen, starben schnell nach einander hinweg. Nur der jüngste seiner Söhne war ihm geblieben. Prinz Heinrich, oder Emmerich, wie einige ihn nennen, war ein rein organisirter, für alles Edle und Große empfänglicher Jüngling, dessen treffliche Naturanlagen sich, bei seiner ganz ungewöhnlichen Frömmigkeit, mit jedem Tage schöner und kräftiger entwickelten. Obgleich erst neunzehn Jahre alt, hatte das Christenthum doch schon alle seine moralischen Gefühle geläutert; allen Regungen seines Herzens vermochte er zu gebieten, und bei

vielem Geiste und wahrem Seelenadel verband Heinrich jetzt schon mit der Majestät des künftigen Herrschers jene liebenswürdige Bescheidenheit, jene sanfteren und höheren Tugenden, und jene unnachahmliche Anmuth, die jeder einst zum Throne bestimmte Knabe oder Jüngling nirgends anders wo, als blos in der Schule der Religion Jesu erlernen kann. Natürlicher Weise war nun auch Prinz Heinrich die Freude, die Stütze und der Trost seines Vaters, der in ihm ein sicheres Unterpfand erblickte, daß auch nach seinem Tode in Ungarn das Christenthum sich immer mehr befestigen, und dessen Geist zugleich auch alle übrigen von ihm bisher getroffenen Einrichtungen noch mehr veredeln und ausbilden würde. — Aber um seinen Diener einst jenseits des Grabes desto mehr zu verherrlichen, wollte Gott jetzt, durch die härteste aller Prüfungen, die Treue desselben, wie das Gold in dem Feuer, erst noch vollkommen läutern. Auch an dem Sarge Heinrichs, des letzten seiner Söhne, sollte Stephan noch weinen und dessen Vaterherz brechen; und so verwandelte, und zwar plötzlich und schon nach wenigen Tagen, eine heftige Krankheit, gegen die des Landes edelste Kräuter ihre heilenden Kräfte fruchtlos versuchten, den in vollem Blüthenglanze ungeschwächter Jugendkraft stehenden Prinzen in eine Leiche. Unaussprechlich war Stephans Schmerz bei diesem Verlust; aber so sehr auch jetzt sein Vaterherz blutete, erhielt sich dennoch, stark in der Kraft der Religion, sein Geist im Lichte des Evangeliums schwebend auf den Höhen des Glaubens und der Resignation. Aber die Welt hatte alle Reitze für ihn verloren; denn das, was ihn bisher noch an dieselbe gefesselt, deckte jetzt ein Leichenstein in der Kathedrale zu Gran *). —

*) Dieser Sohn Stephans ward von Benedikt IX. der Zahl

Stephan überlebte seinen Sohn nur um einige Jahre. Alle Zeit des nunmehr ziemlich weit in Jahren vorgerückten Königes theilte sich jetzt zwischen Regierungsgeschäften und andächtigen Widmungen. Aber auch durch eigne körperliche Leiden ward, gegen das Ende seines Lebens, Stephans Geduld und völlige Hingebung in den Willen Gottes nicht selten sehr schwer geprüft. Schmerzhafte Krankheiten warfen ihn öfters auf das Krankenlager, und endlich mußte er noch, ganz nahe an dem Ziele seiner Laufbahn, die beugende Erfahrung machen, daß, obgleich er sein ganzes Leben hindurch blos sein Volk zeitlich wie ewig glücklich zu machen gesucht,

der Heiligen beigezählt, und sein Andenken wird von der Kirche jedes Jahr am 4. November geehrt. — Von der ganz seltenen Reinheit, Lauterkeit und Gottseligkeit dieses Prinzen werden wundervolle Dinge erzählt. Unter vielen andern wird auch gesagt: er sey regelmäßig um Mitternacht aufgestanden, habe die Metten auf den Knieen gebetet, und nach jedem Psalm eine kleine Betrachtung darüber angestellt. Dieß letztere verdient besonders bemerkt zu werden; denn es ergibt sich daraus, daß, da der fromme Prinz über jeden Psalm eine Betrachtung anstellen konnte, er auch in den Geist desselben eingedrungen seyn mußte, woraus sich ferner folgern läßt, daß es zu jener Zeit scharfsinnigere und salbungsvollere Exegeten, als heute zu Tage, gegeben; wo man gewöhnlich bei einer ziemlich langweiligen, in das innere Verständniß gar nicht einführenden, höchst sterilen Erklärung des blosen Wortsinnes stehen bleibt; daher denn nun nothwendig, so lange diese Art von Exegese die herrschende seyn wird, auch für alle Katholiken, sogar für die gebildeten und gelehrten — selbstdenkende, geistvolle Theologen ausgenommen — die Psalmen, diese herrlichen Blumen hebräischer Poesie, ewig nur ganz unverständliche, dem Scheine nach selbst alles Zusammenhanges ermangelnde Räthselsprüche bleiben werden.

und stets über seine Umgebungen, wie über alle, die sich ihm näherten, nur Wohlthaten verbreitet hatte, ihm dennoch von vielen derselben nur der schwärzeste Undank zum Lohne geworden sey. Mehrere der Großen verschworen sich gegen das Leben ihres Herrn. Einer derselben hatte es übernommen, Stephan im Schlafe zu ermorden. Mit einem Dolche bewaffnet begab er sich also um die Mitternachtsstunde in das Schlafgemach desselben. Aber schnell erwachte, bei dem Eintritt des Mörders, der König, und auf dessen Ruf: Wer da sey? ergriffen sogleich Gottes Schrecken den Frevler. Der Dolch entfiel seinen Händen, wie betäubt stürzte er zu Boden, bekannte sein Verbrechen, flehete zu der Gnade des Königes, und erhielt Verzeihung. Aber alle seine Mitverschwornen wurden den Gerichten übergeben, und fielen als nothwendige Opfer der Gerechtigkeit unter dem Beile des Henkers. — Als Stephan fühlte, daß sein Ende nahe war, hielt er es für Pflicht, in Ansehung der Thronfolge das Nöthige zu verordnen. Zwar hatte er einige sehr nahe Anverwandten, aber längst schon überzeugt, daß diese dem Christenthum abhold wären, schloß er sie von der Thronfolge aus, und ernannte den Peter, Sohn seiner mit einem Dogen von Venedig vermählten Schwester, zu seinem Nachfolger. Zwar erwieß es sich nachher, daß diese Wahl nicht gerade die beste war, aber zugleich auch, daß der sterbende König leider unmöglich eine bessere hatte treffen können. — Stephan starb am 15. August des Jahres 1038. Durch mehrere Wunder am Grabe desselben gab Gott der Heiligkeit dieses trefflichen Monarchen lautes Zeugniß, daher auch vierzig Jahre nachher Pabst Benedikt IX. ihn ebenfalls den Heiligen beizuzählen verordnete. Ein

Breve Innocenz XI. verlegte sein Fest auf den 2. September.

19. Wie in allen Ländern, zu welchen das Christenthum erst unlängst Zugang gefunden, spürte man auch in Ungarn einige Zeit lang noch bisweilen Zuckungen des zwar überall schon hinsterbenden, doch hie und da noch nicht völlig erstorbenen Heidenthums. Die gefährlichste Krise trat ein im Anfange der Regierung Königs Andreas (1047). Mehrere Großen und Gewaltigen im Lande hatten zur Wiederherstellung des alten Götzenthums einen Bund geschlossen, der bald so mächtig ward, daß er dem König mit Gewalt die Erlaubniß entreissen konnte, zu den alten Sitten ihrer wilden Voreltern zurückzukehren, ihren ehemaligen Götzen wieder zu opfern, das Christenthum völlig auszurotten, und mit diesem auch alle Ausländer im Reiche zu vertilgen. Viele, die bisher blos aus Furcht vor den bestehenden Staatsgesetzen Christen zu seyn geheuchelt hatten, kehrten nun zu dem Heidenthum zurück. Schon fingen sie jetzt wieder an, ihre Köpfe zu scheren und nach alter Sitte nur drei dicht geflochtene Haarzöpfe herab hängen zu lassen. Diese sollten bei der, wie sie wähnten, nun bald eintretenden allgemeinen Christenverfolgung zum Merkmale dienen, die heidnischen Ungarn von den christlichen zu unterscheiden. Wirklich wurden auch schon mehrere Geistlichen ermordet, einige Kirchen und Klöster niedergebrannt. Aber der kluge, kühne und unternehmende König hatte indessen, und zwar in sehr kurzer Zeit, seinen Thron zu befestigen, seine Macht zu erweitern gewußt. Als er sich stark genug fühlte, dem nahenden Sturm zu trotzen, stürzte er eben so schnell wieder das jetzt sein freches Haupt auf das neue erhebende Heidenthum. Bei

Lebensstrafe verbot er jede Ausübung heidnischer Gebräuche; gebot ferner, bei Verlust der Freiheit und des ganzen Vermögens, wieder zu dem Christenthum zurückzukehren, und zu demselben durch Befolgung aller Gebote der Kirche sich öffentlich zu bekennen. Dem Willen des kräftigen Königs, der nachher selbst der Macht eines deutschen Kaisers die Stirne bot, vermochte niemand zu widerstehen. Zufrieden oder nicht zufrieden, gehorchte schweigend die ganze Nation; und so mußte das, was das Mittel zur Ausrottung des Christenthums seyn sollte, nun gerade dazu dienen, dasselbe nur noch mehr zu befestigen. In der That trieb dasselbe auch jetzt in dem kurzen Zeitraume von zehen Jahren schon so tiefe und weit verzweigte Wurzeln, daß, als Andreas Nachfolger, König Bela, sich über den Leichnam seines ermordeten Bruders auf den Thron von Ungarn geschwungen hatte, es demselben selbst die Staatsklugheit zum Gesetze machte, das Christenthum in dem Reiche aufrecht zu erhalten; daher er auch einen bald nach seiner Thronbesteigung ausgebrochenen Aufstand der noch immer ganz im Geheim sich im Lande herumtreibenden, heidnischen Parthei nun eben so schnell als leicht mit dem Schwerte niederkämpfen konnte (1060).

20. Wir haben nun gesehen, welch große und glänzende, obgleich höchst friedfertige Eroberungen die Religion Jesu in der vorliegenden Periode machte. Aber gerade jetzt, während das Christenthum und alle ihm huldigenden Völker diese vielen Triumphe göttlicher Wahrheit feierten, bereiteten sich schon wieder im Morgenlande Ereignisse vor, die die Kirche des lebendigen Gottes nur in eine noch desto größere Trauer versenkten. Zuerst führte nämlich der Stolz eines nie ruhigen, herrsch- und schwung-

süchtigen Priesters, der durch Künste, die nicht blos die Religion, sondern schon das Gewissen jedes redlichen Mannes verschmähet haben würde, den Patriarchenstuhl von Constantinopel bestiegen hatte, jenes unselige, leider noch immer fortdauernde Schisma herbei, wodurch die ganze Christenheit des Orients auf immer von dem Stuhle des heiligen Petrus in Rom, diesem unerschütterlichen Felsen der Wahrheit, getrennt ward; und zweitens werden wir bald darauf mit noch mehr trauerndem Blicke sehen müßen, wie von jenseits des Oxus und des caspischen Meeres neue türkische Volksstämme hervorbrechen, gleich einem reissenden Strom sich über Mittelasien ergießen, in Seitenlinien neue Staaten gründen, und endlich selbst dem Oströmischen Reiche eine blühende Provinz nach der andern entreissen: Provinzen, in welchen bis dahin der Gekreuzigte angebetet ward, und in denen nun die beseligenden Wahrheiten des Evangeliums den trost- und sinnlosen Träumereien des Korans weichen mußten.

XIII.

Große Bischöfe und andere vorzüglich ausgezeichnete Heilige aus dieser Periode.

1. Noch zahlreicher, als in dem vorigen Zeitraum, ist am Ende des zehnten, und besonders in den ersten Decennien des eilften Jahrhunderts die Schaar großer und erleuchteter Bischöfe, durch Frömmigkeit ausgezeichneter Ordensmänner und heiliger Einsiedler. Ganz vorzugsweise fruchtbar und reich an solchen hohen Naturen war Deutschland. In allen deutschen bischöflichen Kirchen flammten Leuchten, welche die Welt und ihr Zeitalter erhellten. Den erzbischöflichen Stuhl von Köln schmückte

der heilige Heribert und unmittelbar nach ihm Erzbischof Pilegrim, der, obgleich den Heiligen nicht beigezählt, deswegen doch nicht minder eine Zierde der cölnischen Kirche war. Auf den Stühlen von Hildesheim und Paderborn erblicken wir die beiden Heiligen Bernward und Meinwerk und den unmittelbaren Nachfolger des Erstern, den heiligen Godhard. Zu Utrecht den heiligen Ansfried. In Salzburg den heiligen Hartwich. In Lüttich den heiligen Wolbodo. Zu Hamburg und Bremen den heiligen Libentius. In Trier den gottseligen Reginbald. Aber auch außer diesen großen, nach ihrem Tode als Heiligen verehrten Oberhirten, blühete um dieselbe Zeit noch eine Menge anderer Bischöfe, die, wenn auch ihre Namen in keinem Verzeichniß der Heiligen glänzen, dennoch allen ihren hohen Berufspflichten vollkommen entsprechend, mit erleuchtetem Eifer ihren Gemeinden vorstanden, und oft nicht blos der Kirche, sondern auch dem Reiche wesentliche Dienste leisteten; wie z. B. Geron von Magdeburg und Arnulph von Halberstadt, die beide ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, und mit der Gabe der Beredsamkeit geschmückt, die Wohlthäter ihrer Kirchen und aller Armen ihrer Diöcesen waren, und stets mit der größten Treue und Ergebenheit dem Kaiser anhingen; kurz man könnte sehr wohl alle deutsche Bischöfe aus dieser Periode, höchstens mit Ausnahme des habsüchtigen Giseler und des hochfahrenden, selbst den Geboten des Pabstes und des Kaisers trotzenden Erzbischofes Willigis von Mainz, im weitern Sinne des Wortes Heilige nennen. — An diese lange Reihe großer und heiliger Bischöfe schließen sich nun auch noch mehrere, durch leuchtende Heiligkeit ausgezeichnete Aebte, Priester und Einsiedler an. Da jedoch nicht von allen diesen die Akten

ihrer Heiligsprechung auf uns gekommen sind; so werden wir hier nur solcher erwähnen, deren Lebensgeschichte, wie Heilig- oder Seligsprechung, auf jenen unverwerflichen Zeugnissen beruhen.

2. Ungleich weniger reich an solchen, von Gott vorzüglich hoch begnadigten heiligen Männern ist Frankreich in dieser Periode. Im Gegentheile begegnen wir hier Bischöfen, die durch Simonie befleckt, auf ihren bischöflichen Stühlen nur Zeitliches bezweckten, statt durch hervorleuchtendes Beispiel tugendhaften Wandels ihre Gemeinden zu stärken und zu kräftigen, diesen durch ihre eigenen Laster nur zu desto größerm Aergerniß dienten, sich förmlich vermählten, öffentlich mit ihren Frauen lebten*), oder endlich gar — was beinahe wohl das ärgste seyn könnte — ihre, von Gott und der Kirche ihnen anvertraute Gewalt zu Erreichung weltlicher Absichten und eigennütziger Zwecke mißbrauchten**).

*) Erzbischof Robert von Rouen (993), dessen Nachfolger Mauger, ferner noch um dieselbe Zeit auch Orskand von Quimper in der Bretagne, lebten in öffentlicher Ehe, während der Bischof Siegfried von Mans, Orskand's Nachbar, ohne Scheu und Scham vor seinen Diöcesanen öffentlich eine Concubine unterhielt. Indessen müssen wir doch bemerken, daß die Zahl der das heilige Episcopat so sehr entweihenden Bischöfe, im Verhältniß zu der großen Mehrzahl jener Bischöfe, deren sittlichen Charakter wenigstens keine Vorwürfe dieser Art treffen, als ganz unbedeutend betrachtet werden könnte; hätte nur nicht ihr Beispiel auch auf den Clerus ihrer Diöcesen so verderblich gewirkt und diesen zu gleichem Frevel ermuntert.

**) Wie z. B. der so eben erwähnte Erzbischof Robert von Rouen, der, blos rein weltlicher Angelegenheiten wegen mit einem Herzog von Bretagne in Streitigkeiten verwickelt, dessen ganzes Land mit dem Interdikt belegte.

— Aber so wie Gott auf die Kirche seines Sohnes, in welches Land, oder nach welchem Theile des Erdkreises sie auch verpflanzt seyn mag, dennoch stets seine erbarmenden Blicke wendet, und nie zugeben wird, daß sie die Beute gieriger, in Schafpelze verhüllter Wölfe werde; eben so gab es auch damals in Frankreich Bischöfe, die, in Verbindung mit mehrern Gott völlig und ungetheilt ergebenen Aebten, einen wohlduftenden Geruch der Heiligkeit über ganz Frankreich verbreiteten. Zu den Erstern gehören der heilige Fulcran, Bischof von Lodeve in Languedoc, der heilige Theodorich, Bischof von Orleans, und der heilige Fulbert, Bischof von Chartres, an die noch überdieß, und zwar ohne die Grenzen der Bescheidenheit zu überschreiten, auch der von Herzen so sanftmüthige, milde und dabei so einsichtsvolle Bischof Gerard von Cambrai, wenn gleich sein Name in keinem der Martyrologien steht, sich anschließen dürfte. Von den Aebten, die in Verbindung mit den ihrer Leitung übergebenen Klöstern und den vielen darin wohnenden frommen Ordensmännern, unstreitig damals den lebenskräftigsten Theil der französischen Kirche ausmachten, und durch die bei ihren Klöstern errichteten trefflichen, und unter ihrer Aufsicht immer schöner aufblühenden Schulen, auch für fremde Länder und spätere Generationen eine ungemein segenvolle Wirksamkeit äußerten, müßen wir hier vorzüglich des heiligen Abbo, Abts von Fleury, des heiligen Gerard, Abts von Fontenelle, des heiligen Wilhelm von Dijon, und endlich des heiligen Odilo, des Sechsten in der bis dahin ununterbrochenen Reihe heiliger Aebte von Clugny, erwähnen.

3. Selbst unter den heftigsten Stürmen, welche in England wütheten; bei der völligen, damals in

diesem Reiche eingetretenen, religiösen, politischen und sittlichen Auflösung und der tiefen Versunkenheit des englischen Clerus, und als alle geistig erzeugende Kraft auf der unglücklichen Insel gänzlich verschwunden zu seyn schien, hatte Gott doch auch hier noch Auserwählte, die, beseelt von den erhabensten Gesinnungen evangelischer Selbstaufopferung, Jesum nicht blos mit dem Munde, sondern durch That und in der Wahrheit bekannten. Indessen kennen wir davon doch nur zwei, nämlich den dem Leser schon bekannten heiligen Erzbischof und Märtyrer Elphegus, und den heiligen Wolstan, der, obgleich Sohn einer sehr edeln und ungemein reichen Familie, dennoch der Nachfolge Jesu wegen Alles verließ, sich heimlich aus dem väterlichen Hause entfernte, in einem weit von der Wohnung seiner Eltern entlegnen Dorfe als Knecht die niedrigsten und härtesten Dienste verrichtete, sein ganzes, im täglichen Schweiße seines Angesichts errungenes kleines Verdienst den Armen gab, selbst die ihm spärlich gereichte Nahrung sammt allen Kleidungsstücken, die er erhielt, mit ihnen theilte, nur für und in Gott lebte, daher durch heilige Liebe zu seinem göttlichen Erlöser auch alle seine Arbeiten und Mühen, kurz alle seine Handlungen heiligte, und endlich im Jahre 1016. auf einer Wiese unter seiner Arbeit starb; aber dann, gleich nach seinem Tode, durch viele an seinem Grabe geschehene Wunder von Gott auch vor den Augen der Welt so sehr verherrlicht ward, daß, als wieder Ruhe und Ordnung in England herrschten, seine Reliquien erhoben und in einer eigenen, bei einer Kirche für ihn errichteten Kapelle beigesetzt wurden, die Jahrhunderte hindurch ein Wallfahrtsort für fromme, selbst aus fremden Ländern dahin wallende Pilger blieb, bis sie endlich unter der alles furchtbar verwirrenden

und auflösenden Regierung des halbwahnsinnigen Königs Heinrichs des Achten, mit so vielen andern, aus den urältesten und glücklichsten Zeiten des katholischen Englands hervorragenden Denkmälern ebenfalls zerstört ward.

4. In Italien blieb die Kirche in diesem Zeitraume selbst hinter Frankreichs Kirche noch weit zurück. Oft ohne ihr Verschulden, ja wohl nicht selten aus Pflicht dazu gezwungen, wurden die Bischöfe von dem Strom weltlicher Ereignisse größtentheils unaufhaltsam fortgerissen. Sie hatten für ein an sich heiliges Interesse, nämlich für die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche mit den italiänischen Fürsten zu kämpfen. Von den Kaisern, von Otto dem Großen bis auf Heinrich **II.** und besonders von dem Letzten ganz vorzüglich begünstiget, kämpften die Bischöfe diesen Kampf mit desto größerm Erfolge, da die italiänischen Großen, unter sich selbst in endlosem Hader und Zwietracht begriffen, auch nach und nach sich selbst aufzehrten, und endlich, in völlige politische Unbedeutsamkeit versunken, von der Schaubühne gänzlich verschwanden. Kann man daher jetzt vielen der italiänischen Bischöfe noch nicht den Vorwurf der Sittenlosigkeit machen; so waren sie doch wenigstens eben so sehr mit weltlichen wie mit göttlichen Dingen beschäftiget, und nun gleichsam zwischen der Erde und dem Himmel schwebend, mithin dem Letztern nur zur Hälfte angehörend, konnten auch unmöglich aus ihrer Mitte vollendete Heilige hervorgehen. Zudem muß man auch gestehen, daß vollkommene Reinheit der Sitten nicht gerade ihre Sache war. Ohnehin war der Frevel der Simonie ungefähr schon seit beinahe zwei hundert Jahren der italiänischen Kirche nicht mehr ganz fremd. Von der Nicolaitischen Häresie

— so nannte man das Beweibtseyn der Geistlichen — hatte sich Italien länger als andere Länder rein erhalten. Aber nun riß auch nach und nach Unenthaltsamkeit unter dem hohen wie niedern italiänischen Clerus ein, während, gleichsam damit gleichen Schritt haltend, das Kaufen und Verkaufen der Gaben des heiligen Geistes immer frecher und schamloser getrieben ward. Leider erreichten diese Uebel in der gegenwärtigen Periode noch lange nicht ihren Wendepunkt. Im Gegentheil werden wir in der Geschichte des folgenden Zeitraums sehen, daß die Versunkenheit des Clerus immer noch mehr, und zwar in einer so furchtbaren Progression zunahm, daß endlich die gränzenlose Unsittlichkeit der italiänischen Geistlichkeit eine allgemeine, ganz Oberitalien durchlaufende Volksbewegung zur Folge hatte, bei der, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, uns keine Erscheinung mehr befremden, keine zu ernstern Betrachtungen uns führen wird, als daß gerade die Bischöfe, die höhere Geistlichkeit und der Adel die Sache des Lasters und der Schlechtigkeit vertheidigten, während überall der Kern der Nation, nämlich die Bürger und Städtebewohner, begeistert von einigen frommen Priestern, denen auch in diesem Kampfe die Glorie des Märtyrthums ward, für die Sache Gottes und der Kirche eiferten und zu den Waffen griffen. — Zu allem diesem kam endlich noch, daß bei den meisten Bischöfen, nachdem es ihnen gelungen war, die Fesseln zu zerbrechen, welche Italiens Fürsten ihnen hatten anlegen wollen, nun bald auch alle in der verdorbenen menschlichen Natur liegende Keime des Stolzes und Ehrgeitzes sich entwickelten. Nicht mehr zufrieden, ihre und ihrer Kirchen Freiheit errungen zu haben, strebten sie jetzt auch über Andere, über ganze Grafschaften und große Länderstrecken zu herr-

schen. Zu welchen Gewaltthätigkeiten, zu welchem Frevel sie sich nun oft durch ihren herrschsüchtigen Weltsinn hinreißen ließen; davon wird uns die Geschichte des folgenden Zeitraums nur zu viele Belege liefern. Aber nun waren auch der Bischöfe Stolz, Herrschsucht, Prachtliebe und Ueppigkeit, in Verbindung mit dem ebenfalls auf den höchsten Grad gestiegenen Laster der Simonie, und der unter dem gesammten Clerus herrschenden Unenthaltsamkeit, wahre Pestbeulen, die mit noch manchen andern, nicht minder eckelhaften Geschwüren, die italiänische Kirche über und über bedeckten; bis endlich an ihren siechen, schon halb in Verwesung übergehenden Körper Pabst Leo **IX.** eine heilende Hand legte*). Kräftig steuerte dieser große Pabst dem Uebel; es aber ganz mit der Wurzel auszureissen, war erst dem gleich großen und heiligen Pabste Gregor dem Siebenten vorbehalten**). — Aber wie schon oft, und besonders im Morgenlande, in Zeiten drohenden, großen kirchlichen Verfalls, Klöster und heilige Eremiten die einzigen Zierden der Kirche, wie die einzigen Stützen eines gottseligen Lebens unter dem Volke waren; eben so blüheten auch jetzt, gerade zu dieser Zeit, in Italien zwei ehrwürdige Einsiedler, die an Wunderkraft und Heiligkeit des Wandels selbst den berühmtesten, von Gott vorzüglich begnadigten Anachoreten der ersten und schönsten Jahrhunderte des Christenthums gleich kamen, und durch ihr Gebet und strenge büßendes Leben überschwänglichen Segen auf die erkrankte Italiänische Kirche, wie auf ganze weite Strecken Italiens her-

*) Leo IX. bestieg im Jahre Ein tausend und neun und vierzig den päbstlichen Stuhl.

**) Mithin erst etliche zwanzig Jahre nach Leo IX.

abzogen*). Der Eine davon ist der heilige Ro-

*) Zu den vielen Gütern, welche unser, an den Klippen falscher Aufklärung und luftiger Philosopheme Schiffbruch gelittenes Jahrhundert verloren hat, gehört es ebenfalls unstreitig, daß jetzt auch der Begriff von der unsichtbaren Kraft des Gebetes gänzlich abhanden gekommen ist. Am deutlichsten spricht sich dieser Verlust in den sonderbaren oder vielmehr ganz verkehrten Ansichten aus, die man dermalen selbst in katholischen Ländern von den contemplativen, ganz dem büßenden, beschauenden und betenden Leben geweihten Klöstern hat. Diese werden jetzt beinahe allgemein als ganz unnütze, zu den glänzenden Fortschritten unserer Zeit gar nicht mehr passende, nur dunkeln Jahrhunderten angehörige Institute betrachtet. Die Leute darin, heißt es gewöhnlich — seyen es nun Mönche oder Nonnen — thuen ja gar nichts, sie können blos beten. Du guter Gott! ist dem wirklich so; können sie in der That nur beten, ist ihnen mithin die Gnade des Gebetes zu Theil geworden: o, dann stehen sie ja in dem thätigsten und lebhaftesten Verband mit der Kirche, dem Staat, dem ganzen Volk, von dem König bis zu dem Bettler herab! Den Segen, den sie herbeiziehen, die Vortheile, die sie schaffen, kann man freilich weder beschauen noch befühlen; sie können aber da am besten erkannt und gewürdiget werden, wo es ehemals solche Klöster gab und jetzt nicht mehr gibt; indem eine durch zahllose Thatsachen und Erscheinungen vollkommen bestätige Erfahrung gelehrt hat, daß, wo irgend in jenen unglücklichen verhängnißvollen Zeiten ein Kloster aufgehoben ward, sogleich auch mit der Aufhebung desselben eine immer größer werdende Abnahme nicht nur der Sittlichkeit und Religiosität des dortigen Volkes, sondern auch dessen ganzen zeitlichen Wohlstandes fühlbar ward. — Nichts ist einleuchtender, als daß ein der Materie völlig anheim gefallenes Zeitalter auch überall nichts als materielle Vortheile sucht und begehrt. Ist demnach jetzt von der Wiederherstellung eines, einst durch himmelschreiende Ungerechtigkeit nicht sowohl aufgehobenen, als vielmehr blos beraubten, zerstörten und

mualb, der auch den ersten Grund zu dem nach-

unterdrückten Klosters die Rede, so ist stets auch die Grundbedingung seines Wiederauflebens das — Schulhalten; denn dadurch werden ja die Besoldungen für brave, christliche und taugliche Schullehrer erspart, und wendet man diese jährlichen Ersparnisse zu irgend einem gemeinnützigen national-ökonomistischen Unternehmen, wie z. B. zur Errichtung einer Runkelrübenzuckerfabrik an, so wird auch offenbar das Nationalkapital jedes Jahr um eben so viel vermehrt. Gewiß, ein in den Augen eines, alles Heil des Staats blos in dessen Produktivität und Produktibilität suchenden Geschäftsmannes ungemein wichtiger Gegenstand! — Unstreitig ist die Sorge für die christliche Erziehung der Jugend, besonders der weiblichen Jugend unter dem Landvolk, höchst lobenswerth. Aber kann denn dieser fromme Zweck nicht anders, als blos dadurch erreicht werden, daß man alle Frauenklöster ohne weiteres *in lauter* Strick-, Näh- und Schulanstalten *umwandelt*? Hat der fromme Frauensinn (pius femineus sexus) gar kein anderes Bedürfniß, und soll ihm gar keine andere geistige Nahrung mehr gestattet seyn, als blos das nach und nach ihn immer mehr verweltlichende Schulmeistern? Sollen contemplative Klöster, Institute, in welchen einst so viele berühmte heilige Frauen die höchste Stufe evangelischer Vollkommenheit erreichten, und über welche die große Theresia, diese vorzügliche Vertraute des Himmels, ganz besonderer Offenbarungen gewürdiget ward, auf immer und selbst aus einem Lande verschwinden, das ehemals seiner ächten kräftigen Katholicität wegen, man darf wohl sagen, im Himmel wie auf der Erde berühmt war? — In ganz natürlicher Ideenfolge schließt sich an diese Reflexionen noch eine andere nicht minder zu beherzigende Betrachtung an. Wer nämlich in Israel nicht ein völliger Fremdling ist, wird einsehen, daß eigentlich nur die Bischöfe ein in ihren Diöcesen liegendes Kloster, bei Vorliegung wichtiger und dringender Gründe, wie z. B. bei einer völligen remedurlosen Ausartung desselben, aufzuheben ermächtiget sind. Dieß, so wie die Auf-

herigen Camaldulenserorden legte; der andere der

hebung irgend eines kirchlichen Instituts, oder kirchlichen Anordnung vermag die weltliche Macht nicht. Wohl kann diese, jedoch nicht vermöge der ihr wirklich zukommenden und ihr inhärirenden potentia, sondern blos *per vim* (Gewalt und gesetzlose Willkühr) ein Kloster aller seiner Güter, alles seines Eigenthums berauben, seine Kirchen und Altäre plündern, seine Keller und Scheunen leeren, aber gewiß nicht es aufheben; und wenn dann die schuldlosen Bewohner desselben, in völliger Hingebung in den Willen Gottes, den Verlust aller ihrer Güter gleichsam nur mit dem linken Auge betrachten, dafür aber das rechte unverrückt auf das Ueberirdische gerichtet halten, mithin unter den strengsten Entbehrungen, treu ihrer Ordensregel, ganz nach deren Richtschnur, in frommer gottgefälliger Einfalt ihr gemeinsames Leben fortführen, so ist wahrhaftig ein solches Kloster höchstens nur in der Registratur eines Landgerichts, aber wahrhaftig nicht in den Augen Gottes aufgehoben. — Schwerlich wird irgend ein Katholik diese Wahrheit in Abrede stellen; daher sich dann auch sogleich noch eine, nicht minder beachtungswürdige Frage von selbst herausstellt, nämlich, ob es wirklich ein gottgefälliges Werk seyn könne, wenn man ein solches Kloster, nachdem es eine lange und harte Prüfungs- und Duldungszeit ausgehalten, und ihm nun plötzlich ein Strahl von Hoffnung leuchtet, daß vielleicht die milde Hand eines mächtigen, weisen und wahrhaft christlichen Monarchen es wieder aus seinem Grabe könnte erstehen lassen: ob, wiederholen wir, es dann ein gottgefälliges Werk seyn könnte, wenn man ein solches Kloster, mit völliger Umgehung des Rechtsprincips, mithin ohne alle Berücksichtigung seines beinahe tausendjährigen Besitzstandes, erst jetzt auf das neue, und gewißermaßen in Wahrheit aufheben, das heißt, es aussterben oder von Andern verdrängen lassen wolle; und zwar ohne allen Grund und blos deswegen, weil man nach eigenem Fürwahrhalten etwas Besseres an dessen Stelle zu setzen wähnt? — Mit dem eigenen subjectiven Fürwahrhalten ist es oft eine ziemlich mißliche Sache.

heilige Nilus, von Geburt zwar ein Grieche; der aber in der Blüthe seines Alters nach Italien kam, dort sein ganzes Leben bis an dessen weit hinausgestrecktes Ziel zubrachte, und daher mit allen den reichen Früchten seines unermüdeten Arbeitens, seines Ringens und Strebens, als ein Gemeingut Italiens und der italiänischen Kirche betrachtet werden kann.

5. Aber welches glühende Dankgefühl gegen Gott muß nicht der Brust jedes frommen Lesers bei der Betrachtung entströmen, daß in einem so beengten, keine volle vierzig Jahre umschließenden Zeitraume, der Geist der Religion Jesu schon so viele heilige Männer, die wie ein leuchtender Sternenhimmel unsere heilige Kirche umwölben, in Deutschland, Frankreich, England und Italien hervorrief! — Die Leser in das Detail des Lebens aller dieser Heiligen einzuführen, und ihnen die oft wunderbaren Wege zu enthüllen, auf denen der heilige Geist dieselben gewöhnlich schon von der frühesten Kindheit an zu dem vorbereitete, was sie in der Reife ihres Alters geworden sind; kurz, unsern

Der von Gott erleuchtete, fromme Thomas von Kempis sagt: daß in der Brust selbst wahrhaft frommer Menschen oft Gedanken, Wünsche und Strebungen sich regten, die man für gut und Gott angenehm halte, aber es deswegen doch nicht wären, und nichts weniger als von Gott kämen; und endlich haben zwei große, durch Heiligkeit ausgezeichnete Bischöfe am Ende ihres Lebens das Bekenntniß abgelegt, daß selbst auch sie bisweilen nicht die Geister von einander zu unterscheiden gewußt hätten. — Möchten diese wenigen, einer ächt katholischen Brust entquollene Bemerkungen doch bei Jenen, die Gott reich begabt und hoch erhoben, zu Häuptern seiner Kirche und seiner Völker gesetzt hat, nicht ganz unbeachtet vorübergehen.

Lesern den seltenen Genuß einer contemplativen, sie in den Geist dieser heiligen Männer versenkenden Lebensbeschreibung derselben zu bieten: dieß erlauben uns weder Raum noch Zweck dieses Buches. Immerhin wird es uns jedoch vergönnt seyn, wenigstens von dem Leben einiger der Vorzüglichsten jetzt ein, obgleich nur in seinen äußersten Umrissen gezeichnetes Gemälde zu entwerfen, und dann von einigen Andern wieder nur in ganz kurzen Notizen die Hauptmomente ihres Lebens anzugeben.

XIV.

Deutsche canonisirte Bischöfe, Aebte, Einsiedler rc. rc.

1. **Der heilige Heribert, Erzbischof von Cöln.** — — Heribert, entsprossen dem uralten Geschlechte der Kämmerer von Worms und der Grafen von Rothenburg, gehörte zwar zu den vornehmsten und angesehensten Familien Deutschlands; aber sein ihm angeborner Seelenadel übertraf noch bei weitem jenen seiner Geburt. Seine erste Erziehung in noch ganz zarten Kindesjahren erhielt er in dem Hause seiner Eltern, deren Frömmigkeit gerühmt wird, und die durch ihren stillen gottesfürchtigen Wandel schon auf das weiche kindliche Herz ihres Sohnes, obgleich ganz unmerkbar, den tiefsten Eindruck machten, und so zu dessen ferneren wahrhaft christlichen Erziehung und Ausbildung den ersten und daher auch festesten Grund legten. Als der junge Heribert das gehörige Alter erreicht hatte, schickten ihn seine Eltern nach Lotharingen in die Schule von Gorze. Hier ward er in allen damals getriebenen Wissenschaften unterrichtet. Man lehrte ihm das Trivium und Quadrivium, und in

allem, was man ihn lehrte und lehren mochte, machte er stets gleiche Fortschritte. Aber schon als Knabe zeigte er die Reife des Jünglings; studierte daher oft eben so lange zu den Füßen eines Cruzifixes, als in den Schulbüchern des Klosters. Immer theurer ward jetzt seinem Herzen der innerhalb der einsamen Klostermauern wohnende stille Friede; und schon war er entschlossen, selbst Mönch zu werden und das Kloster nie mehr zu verlassen, als die wiederholten ernsten Befehle seines Vaters ihn zur Rückkehr in sein Vaterland zwangen. Hier trat er in den geistlichen Stand, erhielt in den vorgeschriebenen Zeiten das Subdiaconat, Diaconat, dann die Priesterweihe, und ward hierauf Probst an der bischöflichen Kirche von Worms. In dieser Eigenschaft lernte ihn Kaiser Otto III. kennen. Dem scharfen Blicke des jungen verständigen Monarchen entging nicht Heriberts, unter dem äußern Gewand der tiefsten Demuth und Bescheidenheit, verborgener innere hohe Werth. Er nahm ihn daher unter seine Hofkapläne auf, gewann ihn immer lieber, und ernannte ihn bald darauf zu seinem Kanzler. Von jetzt an ward Heribert von dem Kaiser zu allen Berathungen, selbst über die wichtigsten Reichs- und Kirchenangelegenheiten zugezogen. Wo immer hin Otto sich begab, mußte dessen Begleiter stets Heribert seyn. War der Kaiser in Deutschland, so übernahm Heribert für den Erzbischof in Mainz das Amt eines Reichskanzlers für Deutschland; befand Otto sich in Italien, so versah Heribert für den Bischof von Como alle Geschäfte eines Reichskanzlers für Italien. Nie würde der Kaiser sich von diesem eben so einsichtvollen, als treuen und frommen Diener getrennt haben, hätten sich nicht, als in dem Jahre 998 der erzbischöfliche Stuhl von Cöln erlediget ward, alle Stimmen in der

Wahl Heriberts vereint. Dieser sträubte sich aus allen Kräften, die ihm angetragene hohe Würde zu übernehmen. Indessen sah er sich bald dazu gezwungen. Es war nämlich unmöglich, die Wahlstimmen auf ein anderes, gleich würdiges Individuum zu vereinigen. In jedem Falle würde eine getheilte Wahl, mithin eine Spaltung in der Cölnischen Kirche die Folge davon gewesen seyn. Heribert fügte sich also dem Rufe der Vorsehung, wie dem ausdrücklichen Befehle seines Monarchen, ging von Benevent, wo er sich gerade mit dem Kaiser befand, nach Rom, empfing aus den Händen Silvesters II. das Pallium, eilte hierauf nach Deutschland seiner hohen Bestimmung entgegen, und bestieg in dem folgenden Jahre 999., in welchem er am 24. des Monates December consecrirt ward, den erzbischöflichen Stuhl von Cöln.

2. Alle Tugenden und Eigenschaften eines erleuchteten Oberhirten waren in dem neuen Erzbischofe vereint. Unermüdeter Eifer stets von Einsicht und Klugheit geleitet; apostolischer Ernst mit evangelischer Sanftmuth und Milde; hohes Gefühl der Größe seiner erzbischöflichen Würde gepaart mit ungeheuchelter Demuth und einer, alle Herzen gewinnenden Herablassung; tiefe Kunde der heiligen Schriften, und genaue Bekanntschaft mit allen Canons und Satzungen der Kirche. In seinem Aeußern stets umgeben mit allem, einem der ersten Reichs- und Kirchenfürsten geziemenden Glanze; aber in seinem Innern das sprechende Bild eines vollendeten, an die grösten Abtödtungen gewohnten, heiligen Asceten; und endlich eine ungemeine Gewandtheit in Behandlung nicht nur kirchlicher, sondern auch aller damit oft innigst verbundenen Interessen und Angelegenheiten des Reichs. — Die heilige Bürde

deren Schwere er anfänglich so sehr gefürchtet hatte, ward ihm mit jedem Jahre leichter; denn sichtbarer Segen von Oben befruchtete alle seine Einrichtungen, alle seine Verordnungen. Mit gleicher Thätigkeit auch für das zeitliche Wohl seiner zahlreichen Heerde besorgt, ward er von allen Ständen seines Volkes gleich einem Vater geliebt, während das leuchtende Beispiel seines musterhaft frommen Wandels auch auf seinen gesammten Clerus so kräftig wirkte, daß diesen schon der Gedanke, seinem heiligen Erzbischofe zu mißfallen, von jeder Unregelmäßigkeit zurückhielt.

3. Alle damaligen deutschen Bischöfe waren zwar sichere und feste Stützen des Throns. Aber eine ganz besondere warme Anhänglichkeit an die Person des Kaisers bewiesen vorzüglich Erzbischof Heribert von Cöln und Bernward von Hildesheim. Als im Jahre 1000. Kaiser Otto III. in einer ziemlich kritischen Lage an alle Bischöfe Deutschlands ein Aufgebot erließ, mit ihren sämmtlichen Vasallen auf Weihnachten in Rom zu erscheinen; kam zwar Heribert eben so wenig, wie die andern um die bestimmte Zeit.*) Aber er machte sich

*) Die wahre Ursache des Zögerns der Bischöfe, dem Rufe des Kaisers nach Italien zu folgen, war eigentlich blos der zwischen dem Erzbischofe Willigis von Mainz und dem heiligen Bischof Bernward von Hildesheim, wegen der Abtei Gandersheim obwaltende Streit. Es war vorauszusehen, daß, so wie die Bischöfe in Rom angekommen seyn würden, diese Sache in einem zahlreichen Concilium deutscher und italiänischer Bischöfe entschieden, und zwar, weil Willigis offenbar Unrecht hatte, zu dessen Nachtheile würde entschieden werden. Aber nun stand der Erzbischof von Mainz bei allen geistlichen wie weltlichen Fürsten in ganz ungemeinem Ansehen. Keiner der

doch gleich im folgenden Jahre mit einem sehr zahlreichen kriegerischen Gefolge auf den Weg nach Italien. Sein und des heiligen Bernwards Beispiel bewog nun auch die meisten Bischöfe, dem Kaiser zu Hülfe zu eilen. Als Heribert in Rom ankam, machte seine Gegenwart auf Otto's Gemüth einen viel freudigeren Eindruck, als selbst der Anblick der gerüsteten Schaaren, die er ihm zuführte. Von jetzt an trennte er sich nie mehr von dem heiligen Erzbischof. Bekanntlich befand sich Otto III. um diese Zeit oft in jener Gemüthsstimmung, wo er mehr an den Himmel als an die Erde dachte, wo sein Geist mehr mit seinem ewigen Heile, als den Gegenständen seines frühern, die Welt beherrschenden Ehrgeitzes, mehr mit der Ehre vor Gott, als dem Ruhm vor der Welt sich beschäftigte. In diesen Stunden der Schwermuth ergoß sich alles, was die Seele des frommen Monarchen drückte, in den Busen seines heiligen Freundes. Von seinem eigenen innern Reichthum theilte nun Heribert in Fülle dem oft zagenden und schwerbüßenden Monarchen mit, richtete dessen durch schmerzhafte Erinnerungen tief gebeugten Blick wieder zu den tröstenden und beseligenden Höhen der Religion empor, stärkte, kräf-

Bischöfe wünschte, sich mit ihm entzweien zu müßen. Im Gegentheil suchten sie ihn, da er wirklich große Verdienste um das deutsche Reich hatte, so viel als möglich zu schonen, sannen also auf Mittel, die Sache zu vergleichen, traten demnach dieser Ursache wegen zweimal in einem Concilium zusammen, das jedoch zu nichts führte, worüber aber die zu einem Zuge nach Italien günstige Jahreszeit vorüber ging. Otto III. befand sich zwar in einer etwas kritischen Lage; aber dringende Gefahr war keine vorhanden. In diesem Falle würden die Bischöfe, wie auch unter Otto II. geschehen, selbst im Winter noch mit allen ihren Vasallen den Marsch über die Alpen angetreten haben.

tigte ihn; kurz ward ihm Führer, Tröster, Freund und einsichtsvoller Rathgeber selbst wieder in Angelegenheiten seiner Regierung. Auch an Otto's Sterbebette stand im folgenden Jahre der heilige Erzbischof, und in den Armen desselben übergab der in der Blüthe seines Lebens von Gott abgerufene, edle Monarch seinen Geist in die Hände seines Erlösers. — Mit den übrigen Fürsten brachte Heribert die kaiserliche Leiche und Reichsinsignien nach Deutschland zurück. Aus guten Gründen hatte der Erzbischof die heilige Lanze, nach der Ansicht der damaligen Zeit gerade das größte Kleinod unter jenen Zeichen der Herrscherwürde, nach Cöln vorausgeschickt; ward aber deswegen, als er nach Bayern kam, von Herzog Heinrich, der nach Otto's Tod als Throncompetent auftrat, gefänglich angehalten und zu dem Versprechen gezwungen, die heilige Lanze unverzüglich dem Herzoge zurückzuschicken. Natürlicher Weise hielt Heribert sein Versprechen. Aber er fiel demungeachtet von diesem Augenblick an in die Ungnade Heinrichs, die dieser, auch als er König und Kaiser geworden, den Erzbischof noch mehrere Jahre merkbar fühlen ließ*).

---

*) Die Ursache, warum Heribert nach des Kaisers Tod so handelte, ist ganz einfach. Otto war kinderlos gestorben. Der Erzbischof, mit den damaligen Real- wie Personalverhältnissen Deutschlands wohl bekannt, konnte voraussehen, daß die Wiederbesetzung des erledigten Königsthrons große Bewegungen veranlassen, vielleicht gar — was auch, wie wir wissen, beinahe geschehen wäre — einen blutigen, innern Krieg zur Folge haben würde. Da Heribert, jedem Partheigeiste völlig fremd, daher auch keiner Parthei angehören wollte, ihm jedoch die Bewahrung der Reichsinsignien anvertraut war; so hielt er es für Pflicht, dieselben bis zur Entscheidung eines Prozesses, der wahrscheinlich mit der größten Erbitterung und unter

Aufregung der gehässigsten Leidenschaften würde geführt werden, unter seiner Aufsicht zu behalten, und sie erst dann demjenigen zu übergeben, der endlich entweder mit Hülfe seines Schwertes, oder durch die Stimme der Nation, oder auch durch beides zusammen, den Thron bestiegen haben würde. Aber Heinrich, mit des frommen, friedeliebenden Erzbischofes Grundsätzen unbekannt, gab dem Betragen desselben eine falsche Deutung, und wähnte, Heribert habe die Deutsche Krone weit lieber auf dem Haupte eines andern, als auf Heinrichs Haupte zu sehen gewünscht. Daher das zwischen Beiden so viele Jahre dauernde traurige Mißverständniß.

4. Erst gegen das Ende seiner Regierung lernte Heinrich die Heiligkeit des großen Erzbischofes kennen. Mehrere zufällige, im Ganzen genommen wenig bedeutende Ereignisse, die Heriberts Feinde immer zum Nachtheile desselben zu deuten wußten, hatten den Kaiser bisher in dem Wahne bestärkt, der Erzbischof von Cöln sey einer seiner geheimen Feinde. Am meisten gegen denselben aufgebracht ward Heinrich, als er in dem Jahre 1021 den Grafen Otto, der die Güter der Kirche von Mainz geplündert hatte, in seinem bei Coblenz gelegenen Schloß Hammerstein belagerte. Er hatte dem Erzbischof Befehle geschickt, unverzüglich mit seinen Truppen zu ihm zu stoßen. Ohne zu zögern, schickte Heribert seine Schaaren dem Kaiser; er selbst aber, weil an einem Fieber krank darnieder liegend, kam nicht; ließ sich jedoch seines Ausbleibens wegen bei dem Kaiser entschuldigen. Heinrich hielt dieß für einen blosen Vorwand, und da er seinem Wahne nach darin abermals einen Beweis der feindseligen Gesinnung des Erzbischofes zu sehen glaubte, rief er in der ersten Aufwallung seines Zornes aus: „Nun gut; ich sehe wohl, daß ich jetzt selbst zu

ihm kommen und ihm einen Besuch machen muß." — Kaum hatte auch der belagerte Graf sich mit seiner Feste dem Kaiser ergeben, als dieser sogleich mit seinem Heere aufbrach und gegen Cöln zog. Der Erzbischof empfing den Monarchen mit einer allen Wünschen desselben zuvorkommenden Treue und Ergebenheit, die jedoch von Heinrich auch nicht durch ein einziges freundliches Wort erwiedert ward. Im Gegentheil bemerkte der Erzbischof auf dem Gesichte des Kaisers unverkennbare Spuren eines, in der Brust desselben längst schon gegen ihn genährten Grolls. Wirklich sann auch Heinrich schon auf Mittel, den, wie er wähnte, gegen ihn so feindlich gesinnten Erzbischof jetzt auf eine recht auffallende Weise zu demüthigen. Aber davon ward er schon gleich in der folgenden Nacht durch ein ihm drohendes, bedeutungsvolles Traumgesicht zurückgeschreckt. Vor ihm stand nämlich eine höchst ehrwürdige Gestalt in vollem bischöflichen Ornat: „Hüte dich, Kaiser," sprach dieselbe, „meinen Bruder Heribert im mindesten zu kränken. Er gehört zu den Auserwählten Gottes. Die Hand des Herrn ist mit ihm, und schwer würdest Du die kleinste ihm zugefügte Beleidigung büßen müßen." — Die kalte, zurückstoßende Art, mit der der Kaiser die obgleich so ehrfurchtsvolle Begrüßung des Erzbischofes aufgenommen, hatte Heriberts treues, gegen jedermann, und um so mehr gegen seinen Monarchen wohlwollendes Herz tief geschmerzt. Gleich am Morgen des andern Tages, sobald es nur der Anstand erlaubte, begab sich daher Heribert nach dem kaiserlichen Palast; ward auch auf der Stelle vorgelassen. In sanftem, ungemein rührendem Ton klagte nun der ehrwürdige Erzbischof darüber, daß er schon so viele Jahre das Unglück habe, die Ungnade seines Kaisers, obgleich völlig schuldlos, so drückend fühlen zu

müßen. Er wollte jetzt sich und sein ganzes Betragen, von dem Augenblicke an, wo er die ersten Beweise von der Ungunst des Monarchen gegen ihn bemerkt, bis auf den heutigen Tag rechtfertigen; als Heinrich, der nun einen ganz andern Begriff von dem Erzbischofe und dessen Heiligkeit hatte, auch bei dessen Eintritt sich sogleich von seinem Sitze erhoben hatte, ihm in das Wort fiel, dann offenherzig gestand, wie sehr er ihn bisher miskannt, ja in seinem Herzen sogar bösem Argwohne gegen ihn Raum gegeben habe, nun aber durch eine wunderbare Erscheinung eines Bessern belehrt worden sey. Als der Kaiser in dem Auge des Erzbischofes jetzt eine Thräne bemerkte, umarmte er ihn herzlich und küßte ihm Augen und Hände. — Völlig ausgesöhnt und voll gegenseitiger Liebe unterhielten sich nun Heinrich und Heribert lange Zeit mit einander, bis endlich der Kaiser den Erzbischof entließ, und ihn wie ein Freund den andern, zum Erstaunen des ganzen, schon im Vorsaale versammelten Hofes, bis zur Treppe des Pallastes begleitete. Doch damit noch nicht zufrieden, begab sich der Kaiser noch am Abend desselben Tages, blos in der Begleitung eines Einzigen seiner Kaplane, nach der erzbischöflichen Wohnung. Heribert war jedoch nicht zu Hause. Man sagte dem Kaiser, daß es jetzt die Stunde sey, in welcher der Erzbischof, seiner Gewohnheit nach, in der an seine Kirche anstoßenden, der holden Mutter des Erlösers geweihten Kapelle betend auf den Knieen liege. Man wollte ihn sogleich rufen; aber dieß gab Heinrich nicht zu, sondern wartete ganz geduldig die Heimkehr desselben ab. — Heribert war ganz erstaunt, als er in seiner Wohnung den Kaiser fand. Aber noch größer ward sein Erstaunen, als Heinrich den Kaisermantel ablegte, sich auf die Kniee niederließ, in Gegenwart seines Kaplans

das Bekenntniß ablegte, viele Jahre lang theils in Gedanken, theils durch Worte gegen den Erzbischof gesündiget zu haben, und diesen hierauf reumüthig bat, ihm die Lossprechung zu ertheilen. Heribert, tief gerührt bei dem Anblicke eines sich so sehr demüthigenden, vor ihm auf den Knieen liegenden, mächtigen Monarchen, vermochte jetzt kaum den Strom der ihn beinahe überwältigenden Gefühle zurückzuhalten. Aber während er dem Kaiser die Lossprechung ertheilte, perlte eine Thräne nach der andern über die ehrwürdigen Wangen des Heiligen herab. — Heinrich blieb jetzt nur noch ein paar Tage in Cöln, und brach dann mit seinem Heere wieder auf. Beim Abschied sagte ihm der Erzbischof, es sey jetzt das letztemal, daß er seinem geliebten und verehrten Kaiser seine Liebe und Ehrfurcht habe bezeigen können; und als Heinrich über diese Worte betroffen, nach der Ursache forschte, bekannte ihm Heribert ganz unumwunden, er sey durch eine unmittelbare göttliche Offenbarung von dem Tage seines Todes unterrichtet, und dieser nun nicht mehr sehr ferne. Der Kaiser ward durch diese ganz unerwartete Entdeckung auf das schmerzhafteste überrascht. Erst jetzt hatte er den Erzbischof wahrhaft kennen gelernt, erst jetzt sich überzeugt, welches kostbare Kleinod er an diesem Heiligen habe. Aber in jeder Lage sich gleich bleibend, ward Heinrich des ersten Eindrucks sogleich wieder mächtig, und die Augen gegen Himmel emporhebend, rief er aus: „Gottes heiligster Wille geschehe an meinem Freund, wie er zu seiner Zeit auch an mir selbst geschehe!“ Er umarmte hierauf den Erzbischof, empfahl sich aber desto dringender dessen frommen Gebete, und schied dann für dieses Leben auf immer von ihm.

5. Kaum waren einige Wochen verflossen, seit der Kaiser mit seinem Heere Cöln wieder verlassen

hatte, als auch die Voraussagung des heiligen Erzbischofes in Erfüllung ging. Heribert starb am 16. März desselben Jahres Ein Tausend und ein und zwanzig. Seinem Willen gemäß ward er in der Kirche des von ihm, Cöln gegenüber, erbauten Klosters Deuz begraben. Zwei und zwanzig Jahre hatte Heribert der Kirche von Cöln vorgestanden. Sein Tod versetzte die ganze Diöcese in die tiefste Trauer, und was dieselbe nur einigermaßen wieder trösten konnte, war blos des Kaisers treffliche Wahl in der Person Pilegrims, der nach Heribert den erzbischöflichen Stuhl von Cöln bestieg. — Mehrere an dem Grabe des Verstorbenen von Gott gewirkte Wunder, und besonders eine Menge wunderbarer Gnadenerweisungen, welche die Verehrer des Heiligen auf dessen Fürbitte von Gott erhalten hatten, bewogen endlich Gregor IX., welcher im Jahre 1227 auf den päbstlichen Thron erhoben ward, den Erzbischof Heribert, als einen vorzüglich begnadigten Freund Gottes, heilig zu sprechen. Die Feier seines Andenkens ward auf den Tag seines Todes, nämlich den 16. März verlegt, und sein Fest viele Jahrhunderte hindurch in Cöln, Deuz und weiter den Rhein hinauf und hinab mit der grösten Pracht gefeiert *).

6. Der heilige Ansfried (auch Aufried genannt), Bischof von Utrecht. — — Ansfried, Graf von Löwen, entsprossen aus einem der ältesten gräflichen Geschlechter in Brabant, widmete sich frühzeitig den Waffen. In allen Gefechten legte er Proben ungewöhnlicher Tapferkeit ab. Ganz besonders ließ er es sich angelegen seyn, das Land-

*) Ob dieß auch jetzt noch geschieht; dieß wissen wir nicht.

volk, so wie auch Kirchen und Klöster gegen die, damals in Belgien wie in andern Ländern, gleichsam zur Sitte gewordenen Räubereien sogenannter Raubritter zu schützen; und die Ruhe und Sicherheit, deren nicht nur die Grafschaft Löwen, sondern ganz Brabant, und weit umher auch noch andere Gegenden sich zu erfreuen hatten, waren offenbar ein Geschenk des eben so menschenfreundlichen als tapfern Grafen Ansfried. Obgleich in der Schlacht kühn und ungestüm, war er doch von sehr sanftem Charakter und ungemein nachgiebig und gefällig im Umgange mit Andern. Aber wodurch er sich unter dem ganzen damaligen deutschen hohen wie niedern Adel ganz besonders auszeichnete, war seine ausnehmende Liebe zur Lectüre. Der lateinischen Sprache nicht unkundig, waren ihm die heiligen Schriften, die Schriften der Kirchenväter, wie auch die Geschichten der Griechen, Römer, Franken und Longobarden nicht fremd; und im ganzen Lande ward von ihm gesagt: Ansfried vereine in sich zwei durchaus ganz unvereinbare Eigenschaften, nämlich die Tapferkeit eines Ritters und die Frömmigkeit und Zurückgezogenheit eines der Welt völlig entfremdeten Mönchs. Wirklich war Ansfried auch von Herzen fromm. Er und seine Gemahlin Hildswindis stifteten das Kloster Thoren, und ihre einzige, in ihrer nie getrübten Ehe gezeugte Tochter Benedikta ward die erste Aebtissin in demselben. Auch Benediktens Name glänzt in dem Verzeichniß heiliger, gottgeweihter Jungfrauen. — Wegen seiner Redlichkeit, Einsicht und unbestechbaren Gerechtigkeitsliebe im ganzen Lande weit und breit bekannt, ward er gewöhnlich zu allen Berathungen, Landtagen, wichtigen gerichtlichen Verhandlungen auf das ehrenvollste eingeladen, nicht selten auch von streitenden Partheien zum Schiedsrichter gewählt. Ueberall war seine

Stimme entscheidend, jede Berathung führte sie zu einem sichern Beschluß, oder gab demselben, wenn er noch schwankend war, feste Bestimmung. Auch seine schiedsrichterlichen Entscheidungen wurden stets als Orakelsprüche betrachtet; und niemand zweifelte mehr an der Gerechtigkeit einer Sache, welche Ansfried für gerecht erkannt hatte. — Ein durch hohe Geburt, Tapferkeit, Kenntnisse, Einsicht und tadellosen Wandel so ausgezeichneter Mann, wie Ansfried, konnte dem kaiserlichen Hofe nicht unbekannt bleiben. Schon Otto II. lernte ihn kennen, und erwies sich ihm gnädig. Noch höher in der Gunst stieg er während der vormundschaftlichen Regierung bei den Kaiserinnen Adelheid und Theophano; aber am meisten schätzte und liebte ihn Otto III. — Den jungen, liebenswürdigen Monarchen begleitete Ansfried auf allen seinen Heerfahrten; diente ihm bald mit seinem Schwert an der Spitze kriegerischer Schaaren, bald wieder, wenn den Berathungen zugezogen, im Kreise der versammelten Räthe durch seine Einsicht und erworbene Erfahrungen. — Indessen rückte Ansfried in Jahren immer weiter vor, und endlich müde des bunten Spiels der Welt, entschloß er sich, die ihm noch übrigen Tage seines Lebens in klösterlicher Abgeschiedenheit ausschließlich seinem Gott zu weihen. In diesem Entschluß bestärkte ihn noch mehr das Beispiel seiner Gemahlin. Mit seiner Zustimmung hatte Hildswindis sich schon vor einigen Jahren in die von ihr und ihrem Gemahl gestiftete Abtei zurückgezogen, dort sehr heilig gelebt, und war erst unlängst gestorben. Ihr vor Gott gefälliger Tod hatte tiefen Eindruck auf das Gemüth ihres noch mitten im Getümmel der Welt zurückgelassenen Gatten gemacht. Schnell zerriß er also jetzt die wenigen schwachen Bande, die ihn noch an das Irdische fesselten; und schon stand er im Be-

griff, seinen Harnisch und Grafenmantel gegen ein Mönchsgewand zu verlassen; als gerade die Nachricht einlief: Bischof Balduin von Utrecht sey gestorben (995). Sogleich fiel Otto auf den Gedanken, Balduins Nachfolger müße Ansfried werden. Aber wie sehr erschrack nicht dieser, als der Kaiser ihm seinen Willen kund gab. Sein Alter und sein Unvermögen vorschützend, eine so schwere und heilige Bürde zu tragen, ohne ihr zu unterliegen, that er alles Mögliche, um die Wahl des Kaisers auf ein, wie er sagte, würdigeres Subjekt zu lenken. Aber Otto, der stets seine Umgebungen sehr richtig zu beurtheilen wußte, drang nur um so mehr noch mit Bitten in ihn. Nichts ist gewaltthätiger als die Liebe. Wer vermag den Bitten eines wahrhaft liebenden und geliebten Freundes zu widerstehen? um so weniger also den dringenden Bitten eines, weil selbst liebenswürdigen, auch herzlich geliebten Monarchen. Ansfried mußte daher endlich nachgeben und den Wünschen seines Kaisers sich fügen.

7. In der Hauptkirche zu Aachen, in Gegenwart des Kaisers, vieler Bischöfe und Fürsten, und eines zahllosen Volkes, legte Ansfried seine Waffenrüstung auf den der Hochgebenedeiten geweihten Altar nieder. „Bis jetzt," sprach er, „habe ich mit diesen Waffen den Unterdrückten geschützt, innere und äussere Feinde bekämpft. Aber nun bedarf ich ihrer nicht mehr; denn von diesem Augenblicke an, o heilige, erhabene Mutter meines göttlichen Erlösers! begebe ich mich mit meiner ganzen, mir nunmehr anvertrauten Heerde unter deinen mächtigen, bei deinem lieben Sohne alles vermögenden Schutz. Du wirst für uns streiten und zermalmen alle Feinde unsers ewigen Heils." — Diese Scene soll ungemein rührend gewesen seyn, auch manchem von den

anwesenden Großen eine unwillkürliche Thräne entlockt haben. — Auf seinem bischöflichen Stuhle zeigte Ansfried dieselbe nicht zu ermüdende Thätigkeit, die er bisher auf dem Schauplatz der Welt mit so vielem Erfolge entfaltet hatte. Einfältig in der Absicht, weil einfältigen Herzens, hatten alle seine Einrichtungen, Anstalten und Verordnungen stets nur einen und denselben Zweck, nämlich Verherrlichung Gottes und das Heil des seiner Leitung anvertrauten Volkes. Da er früher mit Hildswindis ein Nonnenkloster gestiftet hatte, so ließ er jetzt, in nicht sehr großer Entfernung von der Stadt, das Mannskloster Marienberg erbauen, wies demselben sehr bedeutende Einkünfte an, führte allda die Regel des h. Benedikt ein, bevölkerte es mit zwölf aus einer benachbarten Abtei gezogenen Klostergeistlichen, und setzte diesen einen nicht nur sehr gelehrten, sondern auch im Rufe hoher Frömmigkeit stehenden Mann zum Abte. — Ungefähr fünfzehn Jahre hatte Ansfried der Kirche von Utrecht vorgestanden, als er das Unglück hatte, sein Gesicht zu verlieren. Aber auch dieser schwere Verlust vermochte weder die Ruhe seines Gemüthes zu stören, noch die Heiterkeit seines Geistes zu trüben. Sein bischöfliches Amt legte er jedoch nieder, und zog sich in die von ihm gegründete Abtei Marienberg zurück. Die Jahre seiner Verwaltung des Bisthums gehören zu den schönsten und blühendsten Zeiten der Kirche von Utrecht. Aber auch dann noch, als Ansfried den Hirtenstab schon seinem Nachfolger überreicht hatte, glaubten dennoch seine Zeitgenossen nicht, seiner Einsicht und Weisheit entbehren zu können. Obgleich im Greisenalter weit vorgeschritten und dabei noch blind, mußte er doch, bald auf Bitten der Bischöfe ihren Concilien, bald auf ausdrückliches Verlangen Kaiser Heinrichs des Zweiten, den Reichstagen beiwohnen. — Seinen ebenso

vielseitig gebildeten, als vielseitig geprüften, und in den mannigfaltigsten Verhältnissen seines Lebens stets treu befundenen Knecht ließ Gott endlich in dem Jahre 1012, am dritten Mai, in die Freude seines Herrn eingehen; und Er, wie auch seine Gemahlin Hildswindis, und seine Tochter Benedikta wurden heilig gesprochen, und deren Andenken von der Kirche der Verehrung der Gläubigen empfohlen.

8. Die beiden heiligen Bischöfe Bernward und Meinwerk von Hildesheim und Paderborn. — — Die Geschichte dieser heiligen Bischöfe liefert mehr als irgend eine andere Anschauung, den tröstenden Beweis, daß denen, die Gott wahrhaft lieben, alles zum Guten gereicht, und daß selbst, wenn ihre Verhältnisse sie mitten unter die tobenden Wellen eines oft nichts als Unrath ausschäumenden Weltlebens führen, dennoch die Hand der Allmacht sie stets aufrecht über denselben wandelnd erhält. — Wenn Jene, die, weil dazu berufen, der Welt und Allem, was sie Angenehmes und Lockendes zu bieten hat, frühzeitig entsagten, sich in eine Einöde, oder in die einsame Zelle eines Klosters zurückzogen, wo kein von der Welt hertönendes Geräusch, kein lauter, derselben noch angehörender Gedanke die Ruhe ihrer Seele stören, sie in ihren Betrachtungen göttlicher Dinge unterbrechen könnte; wenn Menschen, die durch die härtesten, jedoch blos in ihrer Lage möglichen Abtödtungen, eben so frühzeitig alle ihre Begierden zu bezähmen, alle ihre Neigungen zu beherrschen, und ihren Körper mit allen seinen Sinnen sich unterwürfig zu machen lernten, und zwar so völlig unterwürfig, daß ihr nach und nach von allen materiellen Banden gänzlich entfesselter Geist sich immer mehr zu jenem Mittelpunkte erheben konnte, dem alle Geister entströmen, und

zu dem zurückzukehren es auch ihrer Aller Bestimmung und Seligkeit ist; und die endlich, getragen auf den Flügeln göttlicher Gnade, von einer Stufe der Vollkommenheit zu immer noch höhern sich emporschwangen, sich immer mehr Gott verähnlichten, daher keinen andern, als nur Gottes heiligsten Willen mehr haben konnten, und da diesem die ganze lebende wie leblose Schöpfung gehorchen muß, nun auch sie, weil hier schon an Gottes Allmacht theilnehmend, ebenfalls den Gesetzen der Natur zu gebieten vermochten, und im eigentlichen Sinne des Wortes heilige Thaumaturgen wurden: wenn also, sagen wir, solche höhere, einer andern Welt angehörende himmlische Wesen unsere staunenden Blicke auf sich ziehen, und wir dann in anbetendem Dank gegen den uns verlieren, der sie zu dem, was sie geworden sind, gemacht hat, und von dessen ewigem Glanze jeder sie umgebende Schimmer doch nur ein matter Reflex ist; so müssen wir, und vielleicht in noch höherm Grade das Werk der geheimen schöpferischen Kraft Gottes auch in jenen nicht minder auserwählten Naturen bewundern, die, obgleich mitten in das geräuschvolle Getümmel des Weltlebens gebannt, in den Strom der Zeitereignisse hineingezogen, von den verführerischen und täuschenden Illusionen der Welt umgeben, stets von Feinden ihres ewigen Heils umlagert, und deren gefährlichen geheimen Schlingen ausgesetzt, dennoch, weil von der Hand der Allmacht gehalten, nie die Lauterkeit und Einfalt eines nur nach Gott sich sehnenden Herzens verloren, das Ziel ihrer wahren Bestimmung unverrückt im Auge behielten, zwar in der Welt, aber nicht mit der Welt lebten, zwar für dieselbe arbeiteten, aber jeden Lohn von ihr verschmäheten, und, indem ihr Geist sich über den lichten Höhen der Religion stets schwebend erhielt, auch alle irdischen,

sie hier in den Niederungen umgebenden Erscheinungen freithätig beherrschten; nur in dem Busen der erbarmenden Liebe Gottes Ruhe suchten, und so endlich, durch die sie ganz verzehrende Glut göttlicher Liebe, wahre, vollendete Heilige Gottes wurden *). — Zu dieser Klasse ausgezeichneter heiliger

*) Nicht das härene Hemd, nicht die Einöde und der harte Boden, auf welchem der Einsiedler oder Mönch seine ermüdeten Glieder ruhen läßt, auch nicht die Geiselhiebe, mit denen er seinen Körper züchtiget, oder auch das strengste Fasten, und viele im Gebet durchwachte Nächte rc. rc. machen den Heiligen aus; und zwar eben so wenig, als der Schein einer Menge gottseliger Werke und die gehäuftesten äußeren Andachtsübungen schon wahre Gottseligkeit sind. Was den Heiligen zum wahren Heiligen macht, ist blos die sein ganzes Innere verzehrende Gluth göttlicher Liebe. Zwar sind jene Abtödtungen, jene harten Buß- und Andachtsübungen treffliche, nicht genug zu empfehlende Mittel, um zur Heiligkeit und wahren Gottseligkeit zu gelangen; aber an und für sich selbst, und ohne jene alles Eigene, alle Selbstheit verzehrende göttliche Liebesflamme, vermögen sie wenig, oder gar nichts. Jeder Mund bekennt, und alle Zungen sprechen: Gott ist die Liebe selbst. Nur diese hat also die Welt und die Myriaden seliger Geister erschaffen; nur diese hat den ewigen Sohn aus dem Schooße des ewigen Vaters auf die Erde gezogen, Ihn selbst zu unserm Bruder gemacht, endlich sogar ans Kreuz Ihn geheftet; und abermals ist es dieses unbegreifliche Uebermaß göttlicher Liebe, das uns täglich Jesum Christum in dem allerheiligsten Altarssacrament zum Genuß und innigster Vereinigung darbietet. Ist aber Gott nichts als Liebe; so kann auch nur Liebe den Menschen Gott verähnlichen, und offenbar ist ja blos diese Verähnlichung auch ganz allein nur wahre Heiligkeit. — Wer also nicht die ganze Schöpfung mit einer an der Liebe Gottes erglühten Liebe in seinem Busen trägt,

Freunde Gottes gehörten nun auch gerade die beiden hier oben erwähnten ehrwürdigen Bischöfe **Bernward** und **Meinwerk**.

9. Selbst bei der größten Fülle innern hohen Seelenadels hat doch immerhin auch Stamms-, Geschlechts- und Geburtsadel noch seine Bedeutung; denn das Eine ist so wenig wie das Andere dem blosen Zufall überlassen. Blos aus diesem Grunde bemerken wir jetzt, daß Bernward einem der alleraltesten und edelsten Geschlechter Deutschlands angehörte. Frühzeitig verlor er zwar seinen Vater, den Grafen Dietrich, wie auch seine Mutter, deren Name jedoch unbekannt ist. Aber dafür hatte er das Glück, aus den Händen des seinem Hause anverwandten Bischofes Osdag von Hildesheim den eben so geistvollen als gelehrten, und eben so gelehrten als tugendhaften und frommen Priester **Tangmar** zu seinem Lehrer und Erzieher zu erhalten. Unter der

und dennoch nach Vollkommenheit strebt, der hat — und besäße er auch alle Wissenschaft der Welt — doch nur einen noch höchst unvollkommenen Begriff von Gott; und kasteiete und kreuzigte er seinen Körper vom Anfange des Kirchenjahres bis zum Ende desselben, so wäre er von wahrer Gottseligkeit doch noch weit entfernt, mithin nichts weniger als ein Heiliger; hätte sogar schon Rom ihn heilig gesprochen. Aber dazu ist Rom viel zu weise, und selbst viel zu heilig. Daher auch die strengen und lange Zeit dauernden Untersuchungen, die über allen Begriff scharfen Prüfungen, und die vielen genauen, mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit angestellten Forschungen nach allen, selbst den kleinsten, und nur von weitem damit verbundenen Umständen, bis endlich Rom seinen Mund öffnet, und durch diesen Gott selbst erklärt, daß Dieser oder Diese, die der fromme Wunsch der Christenheit dem römischen Stuhle zur Heiligsprechung dargestellt, auch wirklich den Heiligen Gottes angehören.

Leitung dieses trefflichen Führers entwickelten sich schnell alle die ungewöhnlichen Talente, mit denen die Natur den jungen Bernward geschmückt hatte. Nicht blos in allen ernsten Wissenschaften machte er daher Fortschritte, die seinen Lehrer in Erstaunen setzten; auch den schönen, das Leben veredelnden Künsten gab er sich mit gleichem Erfolge hin. Mit der Gabe der Redekunst geschmückt, mit vieler Anlage zur Poesie, und bei einer Menge oratorischer und poetischer Versuche, übte er sich zugleich auch im Zeichnen, Malen, Mosaikarbeiten, der Steinschneidekunst ꝛc. ꝛc., und da seinem wißbegierigen Geiste nichts, selbst nicht die gewöhnlichen mechanischen Künste und Handwerke fremd bleiben sollten, beschäftigte er sich in seinen Erholungsstunden auch mit Verfertigung allerlei Schreiner-, Schlosser-, Goldschmied- und andern dergleichen mechanischen Arbeiten *). — Als Bernward seine Studien vollendet, und nach einem kurzen Aufenthalt bei dem Erzbischof Willigis von Mainz von demselben die Priesterweihe erhalten hatte, begab er sich zu seinem mütterlichen Großvater, dem Pfalzgrafen Adalbert. Dieser war ein hochbetagter Greis, allen Infirmitäten des Alters unterworfen, und daher oft in sehr leidendem Zustande. Bernward machte sich zu dessen steten Gesellschafter, erheiterte die trüben Stunden desselben und schenkte ihm die zärtlichste Pflege; so daß Adalbert, obgleich Vater mehrerer Kinder, diesen dennoch seinen geliebten Enkel bei weitem vorzog. Für diese Gott so wohlgefällige kindliche Pietät ward Bernward schon großer zeitlicher Lohn zu

*) Selbst diese Spielarbeiten, in denen der junge Bernward blos eine Erholung suchte und fand, sollten einst einem ganzen Lande, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, reiche Früchte tragen.

Theil; denn kaum war Pfalzgraf Adalbert gestorben, als er, wahrscheinlich auf den Vorschlag des Erzbischofs Willigis, einen Ruf an das kaiserliche Hoflager erhielt. Hier ward ihm von den beiden Kaiserinnen Adelheide und Theophano die Erziehung des zwar schon gekrönten, aber jetzt noch nicht ganz siebenjährigen Otto III. übertragen. Schon durch Adelheide, noch mehr durch Theophano, hatte der Hof ungemein an Pracht und äusserem Glanze gewonnen. Es gab allda eine Menge Hof- und Palastbeamten; auch war Otto noch von mehreren andern, jedoch dem Bernward untergeordneten Lehrern umgeben. Alle diese, so wie überhaupt alle Bewohner des Palastes strebten nun auf jede Weise die Gunst eines Knaben zu gewinnen, in dem sie den künftigen Beherrscher Deutschlands und Italiens erblickten. Selbst Theophano, um nicht das Herz ihres Sohnes sich zu entfremden, fügte sich größtentheils den Neigungen desselben. Nur Bernward allein machte unter Allen eine Ausnahme. Den oft wechselnden Launen seines Zöglings setzte er eine unerschütterliche Festigkeit entgegen, untersagte ihm stets, was er zu untersagen für Pflicht hielt, warnte ihn vor dem in den Schmeicheleien seiner Umgebungen liegenden Gift, und gestattete bisweilen selbst das nicht, wozu Mutter oder Großmutter schon ihre Zustimmung gegeben hatten. Dieses feste, charaktervolle Betragen machte ungemeinen Eindruck auf das edle, für alles Gute so empfängliche Herz des jungen Monarchen. Statt von Bernward dessen unerbittlichen Strenge wegen sich zu entfernen, fühlte sich Otto eben dadurch nur desto mehr zu ihm hingezogen; er ehrte in ihm nicht blos einen Lehrer und Führer, sondern liebte ihn auch herzlich, gleich einem mit väterlicher Zärtlichkeit ihm treu ergebenen Freund; und wenn auch nachher Otto, als Gerbert an den

Hof kam, diesem, seiner klassischen Bildung und seiner ungemein feinen griechischen Manieren wegen, eine ganz ungewöhnliche Achtung erwies; so blieb doch Bernward stets der erste und einzige Vertraute aller seiner jugendlichen Wünsche und Bestrebungen.

10. Wo möglich noch höher stieg Bernward in der Gunst seines bisherigen Zöglings, als dieser selbst zu herrschen begann; besonders nach dem im Jahre 991 erfolgten Ableben der Kaiserin Theophano. Nun ward er des Königs vertrautester Rathgeber. Mit ihm prüfte Otto in Geheim die vielen ihm oft gemachten Vorschläge, entdeckte unter dessen Leitung nicht selten die Arglist und selbstsüchtigen Absichten jener, die unter dem Vorwand des öffentlichen Wohls blos ihr eigenes Interesse zu befördern suchten. Als gleich im Anfang einige trübe Wolken sich zwischen Otto und seiner Großmutter lagerten, ward Bernward auch Adelheidens Vertrauter, und trug nun nach Theophano's Tod nicht wenig zur Rückkehr derselben an den Hof ihres Sohnes bei. — Im Jahre 992 starb Bischof Gerdag von Hildesheim. Die Stimmen des Kapitels fielen sogleich auf Bernward; und Otto **III.** bestätigte um so leichter diese Wahl, da er selbst sich größtentheils in Sachsen aufhielt, und daher Bernwards Erhebung denselben nicht allzuweit von ihm entfernte. Der neu gewählte Bischof ward gleich im folgenden Jahre 993, am 15. Jenner, von dem Erzbischof Willigis mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten consecrirt.

11. Aber nun auf dem bischöflichen Stuhle erwartete den Bernward erst ein nicht leicht zu entwirrendes Gewirr und Gewühl von Geschäften der mannigfaltigsten Art. Große Reformen in der Kirche,

wie in der Verwaltung waren nothwendig; das Loos seiner Unterthanen sollte er erleichtern; ihren, durch die öftern Einfälle der Slaven gesunkenen Gewerbfleiß auf das Neue beleben, sie gegen die fernern Einfälle slavischer Horden schützen, dabei sich öfters an dem königlichen Hoflager einfinden, allen Concilien und Reichstagen beiwohnen. Allem diesem that Bernwards unermüdete, stets von erleuchteter Einsicht geleitete Thätigkeit vollkommen Genüge. Natürlich waren die kirchlichen Angelegenheiten der erste und vornehmste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Langsam und mit Bedacht durchzog er seine ganze, damals sehr weitläufige Diöcese, besuchte alle Kirchen und Klöster, bemerkte bald deren Gebrechen, half so schnell als möglich denselben ab, und führte überall die seit einiger Zeit ziemlich erschlaffte, und doch so heilsame Disciplin wieder ein. Er lobte hier, tadelte dort; gab Weisung bald mit Ernste, bald mit zarter Schonung; weckte die Trägen, ermunterte die Zaghaften; gab Rath, bat, ermahnte, warnte, strafte; kurz that überall, was Pflichtgefühl und die jedesmaligen Umstände ihm zu thun geboten. — Nach dargebrachtem hochheiligem Opfer gab er jeden Tag öffentliche Audienz, die oft mehrere Stunden dauerte. Erst um drei Uhr ging er zur Tafel, zu der stets mehrere Geistlichen und vornehme Laien eingeladen waren. Er selbst aß sehr mäßig, genoß nur ganz gemeine einfache Speisen, sprach auch äusserst wenig oder gar nicht während der Tafel; denn nicht einmal geistvolle, mit munterem Scherz untermischte Gespräche, sondern blos fromme, von göttlichen Dingen handelnde Lectüre sollte die Würze der aufgetragenen Gerichte seyn. Den Tag über ununterbrochen mit dem Wohl seiner Kirche, wie seines Landes beschäftigt, widmete er die Hälfte der Nacht dem Gebete und heiligen

Betrachtungen, und war doch am folgenden Tag stets der erste in der Kirche bei der Frühmetten. Die Slaven waren damals einige Zeit lang Herren der beiden Elbeufer, und ihre räuberischen Streifzüge erstreckten sich oft bis in das Hildesheimische. An der Spitze seiner sämmtlichen, wohl gerüsteten Vasallen zog nun Bernward selbst einigemal gegen die Slaven, schlug sie zurück, nahm ihnen den schon gemachten Raub wieder ab, und gab ihn den Beraubten zurück. Um aber dem Feinde, bei stärkerm Andrang desselben, mit gleicher Macht begegnen zu können, setzte sich Bernward mit den benachbarten Fürsten in Verbindung, und traf überall solche wohl überdachte Anstalten, daß auf das erste Signal sogleich von allen Seiten gerüstete Schaaren gegen die einbrechenden Feinde anrücken konnten. Endlich ließ er auf den beiden Endpunkten der Grenze seines Landes zwei starke Festungen erbauen, legte eine zahlreiche Besatzung in dieselben, und machte, daß nun auch seine auf der Grenze wohnenden Unterthanen sich einer, nicht ferner mehr unterbrochenen Ruhe zu erfreuen hatten. — So groß und bedeutend auch diese dadurch veranlaßten, aber für das Wohl des Landes durchaus nöthigen Ausgaben waren, so verloren doch die Kirchen und die Armen nichts dabei. Täglich wurden hundert der Letztern von ihm gespeiset, und an den Vorabenden vorzüglicher Feste ward jedesmal noch Geld unter sie vertheilt. Auch den Kirchen machte er reiche Geschenke an goldenen und silbernen Gefäßen; unter andern gab er der Cathedrale in Hildesheim, die er ohnehin ungemein prachtvoll ausschmückte, auch einen zwanzig Pfund schweren goldenen Kelch; und erbauete zu Aufbewahrung einer kostbaren, von Otto erhaltenen Reliquie des wahren Kreuzes Christi, eine herrliche Kapelle, die er mit der Hauptkirche in Verbindung

setzte. Endlich ließ er auch rings um das Kloster in Hildesheim eine neue Mauer aufführen. Wir würden nicht fertig werden, wenn wir hier alles aufzählen wollten, was er zur Erweiterung und Verschönerung der Kirchen, Verbesserung der Schulen und anderer gemeinnütziger Anstalten Heilsames unternahm, und auch ausführte. Um den in Deutschland überhaupt, aber besonders im Hildesheimischen noch auf sehr niederer Stufe stehenden Gewerbfleiß mehr zu beleben, sandte er beinahe alle Jahre einige Knaben, vorzüglich solche, die zu den künstlichern, feinern, in Deutschland noch weniger bekannten Gewerben Anlage hatten, in das Ausland, besonders nach Italien. Dort lebten sie blos von der Freigebigkeit Bernwards, gingen auch auf dessen Kosten in die Lehre. Kamen sie nach beendigten Lehrjahren zurück, so sorgte er auch für ihre Niederlassung entweder in seinem Lande, oder dadurch, daß er sie dem kaiserlichen Hofe und andern Fürsten empfahl, die gewöhnlich ihm auch diesfalls ihre große Verbindlichkeit zu erkennen gaben. Ueberhaupt erhielt unter Bernwards Regierung die Betriebsamkeit der Bürger in dem Lande einen weit höhern Schwung; und man kann mit Grund behaupten, daß die Stadt, wie das ganze Bisthum Hildesheim diesem wahrhaft heiligen Bischof ihren ganzen Glanz zu verdanken hatten.

12. So unermüdet auch Bernward mit dem Wohl seiner Kirche und aller Klassen seiner Unterthanen beschäftigt war, so ward dadurch doch nicht dessen warme Anhänglichkeit an seinen ehemaligen königlichen Zögling vermindert. Oefters besuchte er daher das königliche Hoflager, und leistete dem Könige und dem Reiche so wesentliche und bedeutende Dienste, daß er dadurch den Neid mancher der andern Fürsten erregte. Als endlich Heribert vom Kai-

ser zum Kanzler ernannt ward, knüpfte sich bald zwischen beiden großen und tugendhaften Männern, deren Herzen jeder Zug von Scheelsucht, wie jedes persönliche Interesse gleich fremd waren, ein sich nie mehr auflösendes Band der reinsten und edelsten Freundschaft. — Welche große Dienste Bernward auch dem Kaiser in Italien leistete, wie er, als Otto die Stadt Tivoli belagerte, aber alle seine Versuche sich der Stadt zu bemächtigen, an dem wüthenden Widerstand der Einwohner scheiterten, wie er da blos durch die Kraft seiner salbungsvollen Worte den Händen der Einwohner die Waffen entriß, und sie bewog, sich dem Kaiser auf Gnade oder Ungnade zu ergeben; welche Unerschrockenheit er bei der bald darauf erfolgten Empörung der Römer bewies, welche weise und heilsame Rathschläge er dem Kaiser gab, alles dies ist dem Leser aus der Regentengeschichte Otto des Dritten schon bekannt. Kurz, wo immer Bernward sich befand: auf seinem bischöflichen Stuhle in Hildesheim, im Kreise der Geistlichkeit seiner Kirche, oder in der Mitte seiner treuen Unterthanen, an der Spitze seiner tapfern Vasallen, wenn er sie gegen heidnische Slaven führte, oder auf Concilien und Reichstagen, im Kabinette des Kaisers, oder im Lager desselben, selbst bei dem wilden Toben empörter Völker, blieb Bernward stets derselbe, zeigte sich immer gleich groß, verlor nie die Gegenwart des Geistes. Aber das Element seiner Kraft war auch unbedingtes, festes Vertrauen auf Gott, zu dessen Ehre und Verherrlichung er ganz allein arbeitete, wirkte, lebte und athmete. Kein Wunder also, daß auch auf alle seine Unternehmungen, er mochte lehren oder ermahnen, aufbauen oder niederreissen, gegen Feinde kämpfen oder Rath ertheilen, kurz auf Alles, was er unternahm, von Oben herab sich stets sichtbarer Segen ergoß.

13. So sanft, friedliebend und nachgebend auch Bernward war, so wußte er doch, sobald es seiner Kirche Rechte galt, diese mit der grösten Festigkeit zu vertheidigen. Seinen Streit mit dem einflußreichen, mächtigen, und daher nicht wenig hochfahrenden Erzbischof Willigis, wegen der Abtei Gandersheim, haben wir unsern Lesern schon berichtet. So wechselnd der Erfolg dieses Streites auch lange Zeit war, und wie gefährlich derselbe für ihn zu werden schien, ließ er sich dennoch durch nichts, am wenigsten durch Drohungen oder Mißhandlungen einschüchtern, bestand auf Concilien und Reichstagen furchtlos auf seinem Rechte; bis endlich die Sache, obgleich erst ziemlich spät, zu Gunsten desjenigen entschieden ward, dem Wahrheit und Gerechtigkeit zur Seite standen. — Nahe am Ziele seiner irdischen Laufbahn ward Bernward durch mancherlei Leiden noch von Gott geprüft. Eine fünfjährige, schmerzhafte, nur einigemal durch kurze Fristen einer scheinbaren Genesung unterbrochene Krankheit hielt ihn in seinem bischöflichen Palaste gefangen; warf ihn auch öfters, dem Tode ganz nahe, auf das Krankenbett. Aber auch in dieser peinvollen Lage, und unter anhaltenden Schmerzen war er ein Muster der Geduld und der Ergebenheit in den Willen Gottes. Kein Klagelaut ging aus seinem Munde, und alle, die sich ihm näherten, bewunderten unter diesen Umständen seine heitere Ruhe, und sein wie gewöhnlich gegen Jedermann ungemein freundliches, herablassendes Wesen. Selbst wenn seine körperlichen Leiden einen hohen Grad erreicht hatten, beschäftigte er sich jeden Tag mehrere Stunden mit den Angelegenheiten seiner Kirche und seines Landes. Aeusserst selten ward der Geschäftsgang auch nur auf einen Tag unterbrochen; so daß man im ganzen Hochstift mit Wahrheit sagen konnte, nur Bern-

ward, nicht aber der Bischof und Landesregent sey krank. — Ein Jahr vor seinem Tode schenkte er seine sämmtlichen Erbgüter dem von ihm gestifteten Kloster zu St. Michael. Nach dreißigjährigem Episcopat starb endlich Bernward am 20. November des Jahres 1022, und ward in der Kirche des so eben erwähnten, von ihm gegründeten Klosters begraben. Durch mehrere an seinem Grabe zu verschiedenen Zeiten geschehene wunderbare Gnadenerweisungen gab Gott der Heiligkeit seines Dieners Zeugniß, wodurch auch endlich der Römische Stuhl sich bewogen fand, Bernward in dem Jahre 1194 heilig zu sprechen, und ihn allen folgenden Bischöfen als ein Muster zur Nachfolge aufzustellen.

14. Der heilige Meinwerk zu Paderborn. — Meinwerk, ein Sprößling des sächsischen Kaiserhauses, war anfänglich einer der Kapläne Kaisers Otto III. Als aber Heinrich II., dessen innigster Jugendfreund einst Meinwerk auf der Schule zu Halberstadt gewesen, den deutschen Thron bestiegen hatte, ernannte er ihn im Jahre 1009 zum Bischofe von Paderborn. Sehr angenehm ward zwar Meinwerk durch dieses Geschenk nicht überrascht, und was ihn bewog es anzunehmen, war blos des Bisthums tief herabgekommener Zustand. Der ehrwürdige, von Karl dem Großen erbaute Dom lag in Schutt. Die meisten der übrigen Kirchen waren verfallen, oder dem Verfalle sehr nahe, die Schulen in traurigem Zustande, kurz, Kirche und Land äusserst verarmt *). Meinwerk war, wie man zu

*) Sobald Heinrich den Tod des Bischofes Rothar von Paderborn erfahren hatte, ließ er den Meinwerk rufen, und überreichte ihm lächelnd einen Handschuh. „Was soll dieses bedeuten?“ fragte Meinwerk. „Das Bisthum Paderborn;“ antwortete der König. „Ich

sagen pflegt, unermeßlich reich; besonders hatte er

---

besitze Vermögen genug, um ein neues, ungleich reicheres Bisthum zu gründen." „Dieß weiß ich sehr wohl;" sagte nun Heinrich, „aber eben deswegen übergebe ich Euch das Stift Paderborn, weil ich überzeugt bin, daß Ihr mit euerm Reichthum der Armuth dieser Kirche aufhelfen werdet." — „Nun, gnädigster König!" gab jetzt Meinwerk ziemlich lustig und heiter zur Antwort, „nur unter dieser Bedingung will ich das Bisthum auch jetzt annehmen."

Freie Bischofswahlen, schon von Ludwig dem Frommen ziemlich beschränkt, hatten seit den Zeiten der Carolinger beinahe nie, oder nur äußerst selten statt, höchstens blos bisweilen bei solchen Kirchen, die diesfalls ganz eigene, besondere Privilegien hatten. Man wird sich aus dem 18. Bande unserer Geschichte erinnern, wie schon König Conrad I. nicht dem vom ganzen Kapitel gewählten Leudrad, sondern ganz eigenmächtig dem Unni das Bisthum Bremen übertrug, wofür, wie wir gesehen, diese Kirche dem Könige Dank wissen mußte. Ueberhaupt muß man gestehen, daß das von den Königen sich angemaßte Recht, die erledigten bischöflichen Stühle nach eigenem Gutbefinden zu besetzen, obgleich sich schreckliche Misbräuche einschleichen konnten, sich auch wirklich, wie z. B. unter Kaiser Heinrich IV. eingeschlichen haben, doch im Ganzen genommen, wenn man die Zeiten mit einander vergleicht, der Kirche ungleich mehr ersprieslich und heilsam war, als die freie Wahl der Kapitel. — Was die Handschuhe betrifft, welche Heinrich dem Meinwerk überreichte, so waren diese das Symbol seiner Erhebung. Eine festgesetzte Symbolik bei bischöflichen Ernennungen oder Bestätigungen hatte sich damals noch nicht ausgebildet. Die Ottonen überreichten den von ihnen ernannten Bischöfen gewöhnlich einen Stab. Heinrich II. jetzt ein Paar Handschuhe. Weit früher waren jedoch schon Ring und Stab die Symbole gewesen, wodurch bischöfliche Würde und Gewalt übertragen wurden Der Ring deutete auf die Vermählung des Bischofes mit seiner Kirche, und der Stab auf die ihm übertragene Hirtengewalt.

am Niederrhein ungemein ausgedehnte Besitzungen. Alle diese Reichthümer sollten jetzt der Schmuck seiner neuen Braut werden. Sobald er von Goslar, wo der Erzbischof von Mainz ihn consecrirt hatte, nach Paderborn gekommen war, durchwanderte er sogleich alle Theile seiner bischöflichen Stadt. Aber wohin seine Blicke fielen, wohin er seine Augen richten mochte, ward ihm stets auch die Ueberzeugung, daß es hier überall seiner schaffenden, erneuenden, nachhelfenden Hand bedürfe. Noch an demselben Tage gab er Befehl zum Aufbau eines neuen Doms. Zwar hatte man schon unter seinem unmittelbaren Vorfahren, dem Bischof Rothar, mit demselben angefangen; derselbe erhob sich auch schon über die Erde. Aber Alles schien Meinwerk viel zu kleinlich. Er befahl also es wieder einzureißen, und ließ nach einem ungleich großartigern, von *ihm selbst* entworfenen Plan den Bau auf das Neue anfangen. Alle seine Zeit weihete Meinwerk nun ungetheilt der Sorge für seine Kirche und sein Land. Unaufhörlich bereiste er seine Diöcese, gröstentheils zu Fuß, einigemal sogar in einen Kaufmann verkleidet, ging er von Pfarre zu Pfarre, unterhielt sich lange mit den Pfarrherren; forschte nach ihrem religiösen und sittlichen Charakter, und besonders nach dem Umfang ihrer Begriffe über ihren heiligen Beruf und die schweren, ihnen obliegenden Pflichten; sprach auch überall mit den Landleuten, und ging oft selbst nicht bei der niedrigsten Hütte, ohne sie zu besuchen, vorüber. Auf diese Art erhielt er in Kurzem eine vollständige Kenntniß von dem moralischen wie materiellen Zustande seines Bisthums. Aber nun zögerte er auch keinen Augenblick mehr, allen Gebrechen, die er entdeckte, abhelfend entgegen zu kommen. Vorerst wurden alle baufällige Kirchen theils ausgebessert, theils völlig niedergerissen und neu

auferbaut. Alten, nicht mehr diensttauglichen Pfarrern ward ein anständiger Gnadengehalt angewiesen, und jüngern noch rüstigen Geistlichen die Seelsorge übertragen. Ueberall ward nach und nach die ziemlich zerfallene Kirchenzucht wiederhergestellt, und in Klöstern, wo die Unregelmäßigkeit oder gar Zuchtlosigkeit der Mönche blos eine Folge der Fahrläßigkeit des Abtes war, derselbe abgesetzt, und an dessen Stelle ein anderer ernannt, von dessen Einsicht und Frömmigkeit er überzeugende Beweise hatte. Ein nicht minder wichtiger Gegenstand seiner Aufmerksamkeit war das Schulwesen. Der Schule von Paderborn widmete er eine ganz besondere Pflege, versah sie mit tüchtigen Lehrern, die er aus fremden Ländern berief, und erhob sie in wenigen Jahren zu einem solchen Flor, daß sie den berühmtesten Schulen Deutschlands und Frankreichs beigezählt ward. Auch noch lange nachher behauptete die Schule von Paderborn ihren unter Bischof Meinwerk erlangten Ruhm. Mehrere große Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte gingen aus ihr hervor *). Gleichen Antheil an seiner über alles waltenden Sorgfalt hatte auch der Stand der Bauern und Leibeigenen; und nie achtete er auf engherzige Geldberechnungen, sobald es darauf ankam, durch auch noch so ansehnliche Vorschüsse bedeutende Verbesserungen in der Landwirthschaft zu erzielen, und schon im sechsten Jahre seiner Regierung bemerkte man überall auffallende Spuren einer in dem ganzen Bisthum höher gestiegenen Ruralindustrie.

15. Ganz und ungetheilt konnte Meinwerk sich zwei Jahre der Verwaltung seiner Kirche und

*) Wie z. B. die beiden Erzbischöfe Hanno und Friederich von Cöln und Mainz, der Bischof Altman von Passau, und noch viele andere mehr.

seines Bisthums hingeben. Aber nun sehnte sich König Heinrich nach dem ehemaligen Genossen seiner jugendlichen Studien, dessen Einsicht und weisen Rathes er jetzt im höchsten Grade bedurfte. Meinwerk ward also in dem Jahre 1011 an das Hoflager berufen, allen Berathungen über die wichtigsten Reichsangelegenheiten beigezogen, und besonders bei den durch die Empörung des Bischofs Adalbert von Metz, des Bruders der Gemahlin Heinrichs, entstandenen Verwirrungen, mit vielfachen sehr bedeutenden Missionen beauftragt. Bei den verschiedenen dieser Wirrnisse wegen in Mainz und Coblenz gehaltenen Reichstagen, wie auch dem bekannten, aus derselben Ursache in Trebur zusammenberufenen Concilium mußte Meinwerk sich ebenfalls einfinden, und endlich im Jahre 1013 auch Heinrich auf dessen zweiter Heerfahrt nach Italien begleiten. In Rom war Meinwerk Zeuge der feierlichen Kaiserkrönung, ward von dem Pabste ganz besonders ausgezeichnet, erhielt von demselben eine Menge kostbarer Reliquien, und zugleich auch eine päbstliche Bestätigung aller der Kirche von Paderborn gemachten Schenkungen. Diese waren jetzt schon sehr beträchtlich; denn um Meinwerks Verdienste um Kirche und Staat einigermaßen zu belohnen, hatte Heinrich auf dem Concilium von Trebur sämmtliche, durch Erlöschung der männlichen Linie der Grafen von Hahold dem Reiche heimgefallene Lehen der Kirche von Paderborn geschenkt. — Auf der Rückkehr nach Deutschland besuchte Meinwerk an der Seite des Kaisers das Kloster Clugny. Entzückt über die darin herrschende strenge Zucht, wie über die Frömmigkeit der zahlreichen Bewohner desselben, erbat er sich von dem Abte zwölf, durch klösterliche Tugend ausgezeichnete Mönche, führte sie mit sich nach Deutschland, und in der Absicht eine Pflanzschule für

fromme Klostergeistlichen anzulegen, bevölkerte er mit denselben das von ihm gestiftete Kloster Abdinghofen, unweit von Paderborn.

16. Meinwerk fuhr jetzt fort, sich zwischen seiner bischöflichen Stadt und dem kaiserlichen Hoflager zu theilen; leistete dem Kaiser noch manche wichtige Dienste; und da er seiner Bescheidenheit, seiner Liebe zum Frieden, und besonders seiner sanften Ueberredungsgabe wegen, bei allen Fürsten Deutschlands geehrt und beliebt war, so bediente sich seiner der Kaiser sehr oft, um die zwischen den Großen ausgebrochenen Irrungen, die gewöhnlich sehr traurige Folgen nach sich zogen, glücklich wieder beizulegen; und gelang es ihm auch nicht immer seinen Zweck vollkommen zu erreichen, so bahnte und ebnete er doch in solchem Fall wenigstens die Wege, auf denen dann später ein die streitenden Parteien zufrieden stellender Vergleich zu Stande kam. — Obgleich Meinwerk zur Ehre Gottes, zur Erhebung der ihm anvertrauten Kirche, so wie zum Wohl seines Landes und oft des ganzen Reiches unausgesetzt arbeitete und sich abmühete, gefiel es doch Gott, noch manches schwere Kreuz ihm auf die Schultern zu legen. Der härteste Schlag traf ihn ungefähr in dem Jahre 1018. Nach dem Tode seines Vaters, des Grafen Iman, hatte sich Meinwerks Mutter, Adela, mit dem Grafen Balderich vermählt; aber in dem so eben erwähnten Jahre, weil von ihrem Gemahl dazu aufgereizt, ihren eigenen Sohn Theoderich auf der Burg Uplag bei Elten ermorden lassen. Die Mörderin ward von dem Kaiser zum Tode verurtheilt, jedoch auf Meinwerks Fürbitte wieder begnadigt. Tief beugte die Greuelthat der Mutter den heiligen Bischof; getröstet ward er zwar in etwas durch die Gottseligkeit seiner Schwester

Azela. Diese hatte sich frühzeitig Gott geweiht, in der Abtei zum heiligen Vitus, bei Elten, sich mit dem jungfräulichen Schleier geschmückt, und war durch ihren eingezogenen frommen Wandel eine Zierde dieses Klosters geworden. Als der Kaiser ihr die Hälfte der von ihm eingezogenen Güter ihrer strafbaren Mutter zurückgab, schenkte sie dieselben sogleich demselben Kloster, hinter dessen heiligen Mauern sie gegen alle Versuchungen der Welt einen so sichern und ruhigen Zufluchtsort gefunden hatte.

17. Meinwerk überlebte seinen kaiserlichen Freund, Heinrich den Heiligen, noch um zwölf Jahre. Aber auch von Heinrichs Nachfolger, Kaiser Conrad II., ward er nicht minder geschätzt und geliebt, selbst in einigen schwierigen Angelegenheiten von demselben mit Aufträgen beehrt. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er jedoch ununterbrochen in seiner Diöcese zu. Durch das Beispiel leuchtender Frömmigkeit erbauete er nicht blos die Geistlichkeit seiner Kirche, sondern auch sein ganzes Land, und gründete noch verschiedene Anstalten zur Beförderung der Ehre Gottes und des Heiles der Menschen. Gleich einem freundlichen, ihn von allen oft so schwer drückenden zeitlichen Banden befreienden Engel, sah er dem Tode heiter entgegen, und entschlief endlich am 5. Juni des Jahres 1036 ruhig und sanft in dem Herrn. Sieben und zwanzig Jahre hatte der heilige Meinwerk mit immer zunehmendem Segen seiner Kirche vorgestanden. Im Jahre 1376 ward er von dem römischen Stuhle heilig gesprochen, und sein Leichnam erhoben.

18. Der heilige Simeon, Klausner bei Trier. — Unter den verschiedenen gottseligen Einsiedlern, welche um dieselbe Zeit in Deutschland

blüheten, verdienen der heilige Simeon und dessen sonderbare Schicksale ganz vorzüglich unsere Aufmerksamkeit. Er gehört unstreitig zu den grösten, von Gott am meisten begnadigten Heiligen dieser Periode. — Zu Syrakus, in Sicilien, kam er auf die Welt. Sein Vater, ein geborner Grieche und Sprößling einer der edelsten und vornehmsten Familien in Konstantinopel, war troß seiner ungeheuern Reichthümer dennoch ein schlichter, gerechter Mann. Von ihm erhielt also auch der junge Simeon eine sehr christliche Erziehung. Sobald er das siebente Jahr vollendet hatte, nahm ihn sein Vater mit sich nach Konstantinopel, und ließ ihn dort in allem Wissenswürdigen von den geschicktesten und berühmtesten Lehrern unterrichten. Als er seine Studien vollendet hatte, war er Meister von fünf Sprachen, und mit gleicher Fertigkeit drückte er sich im Aegyptischen, Syrischen, Arabischen, Griechischen und Lateinischen aus. — Das Beispiel so vieler frommen, über Konstantinopel nach Jerusalem wallender abendländischer Pilger zog ihn endlich ebenfalls nach Palästina. Mit immer mehr erhöhter Inbrunst besuchte er hier öfters alle heiligen Orte. Aber bald hatte das heilige Land, das Land der Wunder, wo die ganze Natur geheiliget zu seyn scheint, wo Berge und Thäler, Flüsse und Bäche an die zahllosen Erbarmungen Gottes, an Jesum Christum und das große Werk der Erlösung erinnern, so viel Anziehendes für ihn, daß er es gar nicht mehr zu verlassen beschloß. Auf immer entsagte er also seinem Vaterlande und seiner Familie, brachte selbst das reiche, ihm einst zu Theil werdende väterliche Erbe Gott zum Opfer, und begab sich unter die Leitung eines einen Thurm am Ufer des Jordans bewohnenden Eremiten. Hier blieb er einige Jahre, lernte, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, die ersten Anfangs-

gründe des **innern Lebens**, und hatte oft Gelegenheit, in seinem heiligen Führer die unfehlbaren wunderbaren Kräfte des Gebetes kennen zu lernen. Nun geschah es eines Tages, daß Simeon aus einem kleinen Fenster im unteren Theile des Thurms, mit einem zwar an sich noch nicht sündhaften, aber nicht sehr weit davon entfernten Vorwitz die vielen jungen Frauen betrachtete, welche am jenseitigen Ufer ihre Kameele in dem Strom tränkten. Aber auf einmal hörte er die Stimme des Eremiten, der ihn zu sich rief. Derselbe befand sich in dem obersten Stockwerk des Thurms, hatte also das, was sein Zögling sich erlaubt, durchaus nicht sehen, oder nur das Mindeste davon bemerken können. Wie sehr erstaunte also Simeon, als gleich bei seinem Eintritt der Mann Gottes über das, was er gethan, ihm nicht nur einige sanfte Vorwürfe machte, sondern zugleich auch sagte, was er dabei gedacht habe. Der Jüngling erröthete. „Mein Sohn", begann nun der ehrwürdige Greis, „was kann es dir helfen, daß du der Welt und den Schätzen deines Vaters entsagt hast, wenn noch nicht alle sinnlichen Begierden in deinem Herzen erstorben sind; wenn dasselbe für Regungen fleischlicher Lüste noch empfänglich ist. Doch verliere nicht den Muth, mein Kind! ich habe große Hoffnungen von dir. Du wirst Feinde zu bekämpfen haben; aber die Gnade von Oben wird dich stärken. Indessen danke ich dir für deine geleisteten treuen Dienste. Aber nun müssen wir uns trennen; der zu große Volkszusammenlauf am Strome wird für mich störend." — Wirklich verließ der heilige Einsiedler schon in der folgenden Nacht seinen bisherigen Aufenthalt im Thurme, begab sich tiefer in die Einöde; und als der um seinen geistlichen Vater trauernde Simeon ihn am andern Morgen suchen wollte, vermochte er

auch nicht die mindeste Spur von demselben zu entdecken.

19. Das von allem Umgange mit Menschen abgeschlossene Leben eines gottseligen Einsiedlers hatte für Simeon von jeher großen Reiz. Aber nun erinnerte er sich des Rathes der ehemaligen Väter aus der Wüste, daß nämlich, um in völliger Abgeschiedenheit von den Geschöpfen ein gottseliges Einsiedlerleben zu führen, man vorher erst in einem Kloster den Gehorsam gelernt, und allen eigenen Willen schon Gott zum Opfer müsse gebracht haben. Unverzüglich eilte er also jetzt nach dem St. Marienkloster in Bethlehem, wo er bei dem frommen Abt auch sogleich freundliche und wohlwollende Aufnahme fand. Nachdem er hier zwei Jahre lang durch seinen Gehorsam und seine ungeheuchelte Demuth die ganze Gemeinde erbauet hatte, begab er sich mit Bewilligung des Abtes in ein am Fuße des Berges Sinai liegendes Kloster; das, wie er gehört hatte, einer ungleich strengern Regel folgte. Nachdem er hier wieder einige Jahre sich in Ausübung aller klösterlichen Tugenden auf das Strengste geübt hatte, glaubte er endlich dem Ziele seiner Wünsche nahe zu seyn, begehrte und erhielt daher von dem Abte die Erlaubniß, sich in eine einsame, am Gestade des rothen Meeres befindliche Grotte zurückzuziehen. Hier hatte Simeon noch keine zwei volle Jahre gelebt, als das Gerücht von einem in einer Höhle wohnenden heiligen Einsiedler sich weit umher in der ganzen Gegend verbreitete. Von denen, welche die Küsten des rothen Meeres beschifften, ward nun Simeon immer fleißiger besucht, so daß endlich die allzuhäufigen, ihn in seinem Gebete wie in seinen Betrachtungen störenden Besuche, die gröstentheils blos die Befriedigung einer müßigen Neugier zum

Zwecke hatten, ihn zwangen, seine Grotte zu verlassen, und in das Kloster am Sinai zurückzukehren.

20. Um diese Zeit lebte Richard II., Herzog von der Normandie. Dieser großmüthige Fürst war ein besonderer Freund und Beschützer der Kirchen und Klöster, und seine Freigebigkeit erstreckte sich nicht blos auf die abendländischen, sondern selbst auch auf die orientalischen Kirchen und Klöster. An das heilige Grab schickte er jährlich hundert Goldstücke; und auch dem Kloster am Sinai hatte er eine bedeutende jährliche Rente ausgeworfen. Zu gewissen Zeiten ward ein Ordensbruder nach Frankreich geschickt, der in Rouen, der Residenz des Herzogs, das Geld in Empfang nahm und nach Sinai zurückbrachte. Der im vorigen Jahre zu diesem Geschäfte nach Frankreich gesandte Bruder war unterwegs gestorben, und die Nachricht von seinem Tode erst jetzt nach Jahresfrist in das Kloster gekommen. Ein Anderer mußte also abgeordnet werden, und auf Simeon, weil so vieler Sprachen kundig, fiel nun einstimmig des Abtes und der ganzen Gemeinde Wahl. Sehr ungern und blos aus Gehorsam unterzog er sich dieser Sendung. Er nahm seinen Weg über Aegypten, und schiffte sich auf dem Nil auf einem venetianischen Fahrzeuge ein. Leider ward dieses schon am ersten Tage seiner Fahrt von Seeräubern überfallen, und alle darauf befindlichen Schiffsleute und Reisenden ermordet. Nur dem Simeon gelang es zu entkommen. Er stürzte sich in den Fluß, erreichte durch Schwimmen glücklich das jenseitige Ufer, und kam nach einer langen, sehr mühsamen Reise zu Fuße, in einem höchst elenden Zustande in Antiochien an. Von den dortigen Christen, die ihm viele Liebe erwiesen, ward er reichlich unterstützt, machte auch hier die Bekanntschaft des ehrwürdigen Abtes Richard von Verdün,

der auf dem Rückwege von einer Wallfahrtsreise nach dem heiligen Grabe sich jetzt einige Zeit in Antiochien aufhielt. Gleiche gottselige Gefühle verbanden bald beide ehrwürdige Männer in innigster Freundschaft. Mit Richard trat nun auch Simeon die Reise nach Frankreich an. Als er aber in Rouen ankam, fand er den Herzog Richard den Großmüthigen nicht mehr unter den Lebenden. Sein Nachfolger hatte gegen die Klöster nicht gerade dieselben wohlwollenden Gesinnungen. Die den Mönchen von Sinai gereichte jährliche Spende hörte demnach auf. Simeon erhielt nichts, und begab sich zu seinem Freunde, dem Abt Richard von Verdün, bei dem er lange Zeit blieb.

21. Der Aufenthalt eines ganz ausgezeichnet frommen Mönchs vom Berge Sinai in Richards Kloster ward bald im ganzen Land kund. Auf dem Stuhle von Trier saß damals der ehrwürdige Erzbischof Popo. Nach der damaligen, allgemein gewordenen schönen und christlichen Sitte, zu dem Grabe unsers göttlichen Erlösers nach Jerusalem zu wallen, entschloß sich auch Popo zu dieser frommen Reise, schrieb daher an den Abt Richard, und bat sich den bei ihm wohnenden Orientalischen Mönch zum Führer und Gesellschafter auf seiner Reise aus. Simeon begleitete also jetzt Popo nach Palästina, und der Erzbischof gewann ihn so lieb, daß er, als die Zeit der Rückkehr nahete, ihn dringend bat, mit ihm nach Deutschland zurückzukehren. Aus Liebe zu Popo willigte auch diesmal Simeon wieder ein, jedoch unter der Bedingung, daß es ihm alsdann erlaubt seyn müßte, seiner eigenen Lebensweise zu folgen. Gerne ward ihm dieß von dem Erzbischofe zugestanden; und als sie beide in Trier angekommen waren, wählte sich Simeon einen am

Stadtthor gelegenen, verfallenen Thurm zu seinem Aufenthalt; und da er feierlich erklärte, daß er diesen Ort nie mehr verlassen werde, so schloß der Erzbischof, in Gegenwart seiner gesammten Geistlichkeit und einer Menge Volkes, hinter Simeon die Thurmthüre auf immer zu. Von allem menschlichen Umgange abgeschlossen, lebte er hier noch sieben Jahre, in einer engen Kammer, weder gegen die Hitze im Sommer, noch gegen die Kälte im Winter geschützt. Wasser und Brod waren seine einzige Nahrung, die er jedoch nur über den andern Tag sich erlaubte. Oefters ward er hier von bösen Geistern beunruhiget, deren höllisches Gaukelspiel ihn zwar nicht schrecken, aber doch die Ruhe seines Gemüthes bisweilen stören, und im Gebet und frommer Betrachtung ihn unterbrechen konnte. Als die Hölle sah, daß sie auf diese Weise dem *heiligen* Eremiten nichts anhaben konnte, versuchte sie ein anderes Mittel. Plötzlich ward nämlich jetzt auf einmal alles Volk in und um Trier gegen unsern Heiligen offenbar dämonisch bewegt. Der Pöbel gerieth auf den Gedanken, der im Thurm eingeschlossene Mönch müße einst abscheuliche Verbrechen begangen haben; und als zu derselben Zeit eine große Ueberschwemmung mehrere Aecker, Wiesen und Gärten um die Stadt herum verwüstete, entstand vor dem erzbischöflichen Palast ein furchtbarer Volksauflauf. Mit Ungestüm begehrte der Pöbel von dem Erzbischof, den fremden Mönch aus dem Thurm und dem ganzen Erzbisthum zu verjagen; und als alles Schreien und Toben an der Festigkeit des Erzbischofs scheiterte, wälzte sich der wüthende Haufe nach dem Thurm am Stadtthor. In der Absicht den Eremiten zu steinigen, warf das rasende Volk eine zahllose Menge Steine durch das Fenster in den Thurm. Betend lag Simeon während dieses

Tumults auf den Knieen, und flehete mit nur noch größerer Inbrunst für seine Verfolger und grimmigen Feinde. Menschlichem Ansehen nach hätte Simeon in seiner engen Kammer, in die jetzt nach allen Richtungen eine so große Menge oft ungemein schwerer Steine hineinflogen, wo nicht auf der Stelle getödtet, doch tödtlich verwundet werden müssen, und dennoch ward er von keinem einzigen Steinwurf auch nur gestreift. — Die Stunde seines Todes war dem Heiligen bekannt. Die letzten acht Tage seines Lebens nahm er gar keine Nahrung zu sich; sprach auch mit dem Diener, der ihm seine sparsame Kost in den Thurm brachte, auch noch einige andere unumgänglich nothwendige Hülfsleistungen ihm erwies, keine Sylbe mehr. Er starb am 1. Juni des Jahres 1035. Nicht nur an seinem Grabe gefiel es Gott mehrere auffallende Wunder zu wirken, sondern Simeon hatte auch während seines Lebens, seit der Zeit seines Aufenthaltes in der Grotte am Gestade des rothen Meeres, eine Menge wunderbarer Gnadenerweisungen von Gott erhalten. Durch die Auflegung seiner Hände hatte er vielen, an unheilbaren Krankheiten Darniederliegenden ihre Gesundheit wieder gegeben; zu Ende gehende Vorräthe armer Leute durch seinen Segen wunderbarer Weise vermehrt, und vor seinem prophetischen Blicke sich oft die Zukunft enthüllt, er selbst einigemal auch ganz genau gewußt und gesagt, was an weit entfernten Orten geschehen war, oder in demselben Augenblick geschah. Auf Befehl des Erzbischofs mußte der Abt Eberwein zu St. Martin in Trier von dem Leben des heiligen Simeons, so weit es Popo bekannt war, und dann hauptsächlich von den vielen durch ihn von Gott gewirkten Wundern eine geschichtliche Darstellung entwerfen, welche der Erzbischof an den Pabst nach Rom sandte mit der Bitte,

einen so ausserordentlichen Mann, dem Gott selbst so viele und auffallende Zeugnisse seines Wohlgefallens gegeben, den Heiligen feierlich beizuzählen, und als einen verherrlichten Freund Gottes ihn allen Gläubigen zur Verehrung aufzustellen. Der Pabst Benedikt IX. genehmigte die Bitte des Erzbischofs; jedoch nicht alsogleich, und erst einige Jahre nachher ward diesfalls ein päbstlicher Legat abgesandt, und nun kam die feierliche Canonisation des heiligen Simeon am siebzehnten November des Jahres Eintausend und zwei und vierzig, unter einem ungeheuern Zulauf des Volkes, selbst aus den entferntesten Gegenden, in Trier zu Stande. Um das Andenken des heiligen Simeon noch mehr zu feiern, gründete Erzbischof Popo ein nach demselben genanntes Collegiatstift, dessen Kirche über dem Grabe des Heiligen erbaut ward. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts stand diese Kirche, die, obgleich nur ein stummer Zeuge, doch noch ungleich deutlicher und eindringlicher an das Leben, die Thaten und Wunder des einst dort lebenden, von Gott so sehr verherrlichten Einsiedlers erinnerte, als selbst dessen von dem Abt zu St. Martin in Trier geschriebene, und auch auf uns gekommene Lebensgeschichte. Man findet diese bei den Bollandisten mit den trefflichen Anmerkungen des Henschenius und Papebroch.

XV.

Heilige in Frankreich und Italien aus dieser Periode.

1. Von den ungewöhnlichen Erscheinungen, mit deren Hervorbringung die schöpferische Hand der Allmacht aus Gründen ihrer unendlichen Weisheit nicht in allen Jahrhunderten, nicht in jeder Periode gleich freigebig ist, die aber dann durch ihre Heiligkeit und

durch die Fülle ihrer geistigen Kraft die Kirche des Sohnes Gottes verherrlichen, die Welt erbauen, sie belehren und beseligen; können wir in Beziehung auf Frankreich und Italien, weil die uns vorgezeichneten Grenzen unseres Buches es uns nicht anders erlauben, hier blos nur von dem großen und gottseligen Bischof Fulbert von Chartres, und den beiden von Gott vorzüglich begnadigten heiligen Einsiedlern Romuald und Nilus jetzt noch eine kurze Erwähnung machen *).

2. Bischof Fulbert von Chartres. — Fulberts früheste Jugendgeschichte verliert sich in nicht aufzuhellendes Dunkel. Man weiß selbst nicht einmal welchem Lande er zugehörte. Einige glauben, man müsse seine Wiege in Italien suchen. Indessen ist es gewiß, daß er frühzeitig nach Frankreich kam und auf französischen Schulen, unter der Leitung ausgezeichneter Lehrer, unter denen man auch den berühmten Gerbert nennt, Unterricht und Bildung erhielt. Die Natur hatte ihn mit hohen Geistesgaben und den trefflichsten Anlagen geschmückt. In allen Wissenschaften machte er demnach reißende Fortschritte, Fortschritte, die alle seine Lehrer in Erstaunen setzten. Eben so schnell reifte er zum Jüngling und Mann; und alle gleichzeitigen Geschichtschreiber geben uns nicht blos von Fulberts Geiste und Reichthum an Kenntnissen, sondern auch von dessen Weisheit und Gottseligkeit ganz ungemein hohe Begriffe. In Jahren noch nicht sehr weit vorgerückt, erhielt er den

---

*) Mit den wenigen andern heiligen Männern, welche um dieselbe Zeit in Frankreich und Italien blüheten, haben wir schon im XIII. Abschnitte unsere Leser wenigstens dem Namen nach bekannt gemacht.

philosophischen Lehrstuhl auf der Schule von Chartres. Aber sein Herz sehnte sich nach etwas Höherem; und schon stand er im Begriffe, sein mit so großem Beifall und so vielem Ruhm geführtes Lehramt niederzulegen und in ein Kloster zu gehen, als sein ehemaliger Lehrer, jetzt Pabst Sylvester II., ihn zu sich nach Rom berief. Der heilige Vater billigte Fulberts Vorhaben und veranlaßte, daß derselbe bei seiner Rückkehr nach Frankreich als Abt der damals berühmten und reichen Abtei Verrieres vorgesetzt ward. Bald darauf wurde er Kanzler der Kirche von Chartres. Hier gründete er eine theologische Facultät, die, weil von einer Menge Ausländer besucht, nicht nur für Frankreich, sondern auch für Deutschland, England und andere Länder eine Pflanzschule gelehrter und erleuchteter Theologen ward; obgleich auch ein Berengar, dessen Irrlehre nachher die Kirche so sehr trübte und ihre bisherige Ruhe störte, ebenfalls ein Sprößling dieser Anstalt war. — Einige Zeit darauf starb Rudolph, Bischof von Chartres; und da alle Stimmen der Geistlichkeit wie des Adels und des Volkes von Chartres Fulbert auf den erledigten bischöflichen Stuhl riefen; so bestätigte auch König Robert sogleich diese Wahl. Gern hätte Fulbert diese heilige, aber eben daher auch so schwere Bürde auf den Schultern eines Würdigern gesehen. Aber was der bescheidene, demüthige und verdienstvolle Mann auch thun mochte, um diese hohe Würde von sich abzulehnen, so scheiterten doch alle seine Bemühungen an dem festen Willen des frommen Königs, und den vereinten Wünschen der ganzen Diöcese von Chartres; und so ward dann Fulbert, obgleich erst in der Blüthe männlichen Alters, im Jahre 1007 von dem Erzbischofe Leutherich von Sens zum Bischofe von Chartres geweihet.

3. Auf den bischöflichen Stuhl erhoben, schien anfänglich sein Verstand mit seiner Vernunft sich entzweien zu wollen. In seinem frommen, beschauenden Sinne wollte sich seine Erhebung nicht als ein Gott gefälliges Werk bewähren; ihn beunruhigte jetzt eine ganze Wolke banger, sein zartes Gewissen verletzender Zweifel, und Tag und Nacht machte er sich die bittersten Vorwürfe, in das Episcopat sich eingedrungen, nicht stärkern und kräftigern Widerstand geleistet zu haben. Diese traurige Stimmung seiner Seele gibt er selbst in einer langen Reihe auch auf uns gekommener, sanft klagender, elegischer Verse kund. Die Kritik legt zwar diesem Gedicht keinen sehr großen poetischen Werth bei; aber sie erkennt und bewundert den darin liegenden tiefen, frommen Sinn, und die aus jeder Zeile athmenden heiligen Gesinnungen und Empfindungen der Demuth, der Buße und eines grenzenlosen Vertrauens in die Gnade des Allbarmherzigen. Mit der Inbrunst einer geängstigten Seele fleht darin der heilige Bischof zu Gott, daß er doch sein Licht ihm leuchten lassen, und die Offenbarung seines allerheiligsten Willens die Leuchte seiner Füße werden möchte. In gleichem Sinne schrieb Fulbert an zwei durch Frömmigkeit ausgezeichnete Aebte, nämlich an Odilo von Clugny und Abbo von Fleury, mit denen er lange schon in Verhältnissen der innigsten Freundschaft und Liebe stand. Beiden erleuchteten Männern ward es nicht schwer, ihren heiligen Freund zu trösten und wieder aufzurichten; besonders suchte Odilo ihm vor seine zagende Seele den Umstand recht lebhaft vorzuführen, daß, da er von niedern und armen Eltern geboren, ohne alles Vermögen, ohne Freunde und mächtige Beschützer, und ohne alles Zuthun von seiner Seite, dennoch zur bischöflichen Würde gelangt sey, er hierin offenbar den Finger einer alles leitenden Vorsehung

anbetend erkennen müsse. Wirklich ward sehr bald auch das Flehen des demüthigen Bischofs um Licht von Oben von Gott erhört. In höherem Maße und in größerer Fülle, als auf alle seine Brüder im heiligen Amte, ergoßen sich nach und nach auf ihn die unsichtbaren Kräfte heiliger Weihe; und seine Leuchte erhellte nun nicht blos die Kirche von Chartres, sondern zugleich auch alle Kirchen Frankreichs ohne Unterschied. Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte wendeten sich an ihn, um Rath, Belehrung, Trost und Gebet von ihm zu erhalten. Blos von seinen auf uns gekommenen Briefen zählt man mehr als hundert, und zwar des mannigfaltigsten Inhalts: über den Glauben, das Dogma, über Disciplinar- und liturgische Gegenstände, über Volkserziehung und öffentliche Sittenzucht, und endlich selbst über Staats- und bürgerliche Angelegenheiten. Er ward gleichsam das Orakel von ganz Frankreich. Als nach dem Tode des Erzbischofs Arnulph von Rheims ein Laie von dem König, nach dem Wunsche der Geistlichkeit und des Volkes, auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben ward, und mehrere Bischöfe gegen diese Wahl, weil den Canons zuwider, feierlich protestirten, bedurfte es nur einiger Worte Fulberts, der ihnen durch die Beispiele des heiligen Ambrosius und des heiligen Germanus von Auxerre erwies, daß jener Canon auch Ausnahmen gestatte, und sogleich hörte jeder Widerspruch auf. Der Neugewählte ward consecrirt, und erwies sich in der Folge, wie Fulbert vorausgesagt hatte, des bischöflichen Amtes vollkommen würdig. — Eben so stand Fulbert nicht blos bei dem frommen König Robert, dessen Vertrauen er in vorzüglichem Maße besaß, sondern auch bei den übrigen Großen Frankreichs in ungemein hoher Achtung; besonders schätzte und liebte ihn der mächtige Herzog von Aquitanien, Wilhelm IV., mit dem Beinamen

der Große. Von allen französischen Fürsten war Wilhelm der mächtigste, mithin weit mächtiger als der König selbst. Nach dem Tode des Bischofs von Limoges übertrug Wilhelm das dadurch erledigte Schatzmeisteramt des heiligen Hilarius von Poitiers dem Fulbert. Um dem Herzog nicht zu mißfallen, nahm er dieses einträgliche Amt zwar an, legte es aber wegen der beiden Städte allzugroßer Entfernung von einander schon nach einigen Wochen wieder nieder, dem großmüthigen Fürsten betheuernd, daß er auch ohne jenes Amt ihm dennoch mit derselben Liebe und Treue wie bisher ergeben bleiben werde. — Aber dessenungeachtet verstummte der gottselige Bischof doch nie, sobald Pflichtgefühl ihm gebot, seine Stimme bald belehrend, bald auch warnend hören zu lassen. Mit Kraft erhob er sich gegen den schrecklichen Mißbrauch, den die weltlichen Fürsten damals nicht selten von ihrer Gewalt machten, indem sie Kirchen und Klöstern nach Willkür Güter und Einkünfte nahmen, und Laien, um deren Dienste zu belohnen, sie ertheilten. Blos Fulberts heiligem Eifer hatten mehrere verarmte Kirchen und Klöster es zu danken, daß man ihnen die geraubten Güter jetzt wieder zurückgab; und lag es auch nicht in seinen Kräften, diesen so höchst verdammungswürdigen Unfug gänzlich aus Frankreich zu verbannen, so setzte er demselben doch, wenigstens so lange er lebte, weit engere Schranken. — In allem, was Fulbert unternahm, hatte er stets nur einen und denselben Zweck: Verherrlichung Gottes, Erhebung der Kirche, ewiges Heil der Menschen; daher auch jene ächte evangelische Freiheit und Wahrheit in allem was er that, sprach oder schrieb, und jene liebenswürdige Reinheit und Einfalt der Sitten, verbunden mit unerschütterlichem Gleichmuth und einer bewundernswürdigen Seelenruhe in allen Lagen und

Verhältnissen seines Lebens. — Einer der schönsten Züge reiner Frömmigkeit in Fulberts Leben war auch dessen grenzenlose Verehrung und Liebe zu der erhabenen jungfräulichen Mutter unsers göttlichen Erlösers. Wahrhaft sinnreich wußte er jede Gelegenheit zu benutzen, um diese heiligen Gefühle, und sein kindliches Vertrauen zu der holden Himmelskönigin vor den Augen der ganzen Welt kundzugeben. Als die der Hochgebeneiten geweihete prachtvolle Kirche zu Chartres im Jahre 1020 durch eine furchtbare Feuersbrunst in einen Schutthaufen war verwandelt worden, ließ er dieselbe sogleich wieder aufbauen, und suchte nun Alles, was nur immer Kunst und Religion Schönes, Erhabenes und Heiliges haben, sowohl im Baue der Kirche selbst, als auch bei deren Ausschmückung mit einander zu vereinigen. Aber ein noch weit höheres Verdienst erwarb sich dieser gottselige Oberhirte bei allen wahren Verehrern Mariens dadurch, daß er der erste war, der die festliche Feier ihrer Geburt in seiner Diöcese einführte. In kurzer Zeit folgten alle übrigen Kirchen Frankreichs diesem, jedes fromme Herz erfreuenden Beispiel der Kirche von Chatres; und so ward nun nach und nach die Geburt der so hochbegnadigten Mutter unsers Herrn — exordium salutis, wie die Kirche spricht — auch bald in allen andern christlichen Ländern festlich begangen. Mit der Geburt Marias brachen ja die ersten Strahlen einer neuen Morgenröthe an dem nun bald wieder mit der Erde versöhnten Himmel für das tief gefallene Menschengeschlecht hervor: welch ein würdiger Gegenstand des Jubels, der höchsten Feier und inbrünstigsten Andacht! — Es wird allgemein erzählt, Bischof Fulbert sey von der reinen, unbefleckten, über alle Chöre der Engel erhabenen, huldvollen Himmelskönigin, die er so zärtlich liebte,

so kindlich verehrte, ganz besonderer Gnaden und Erleuchtungen gewürdiget worden. — Er starb nach zwei und zwanzigjährigem Episcopat, am 10. April des Jahres 1029. — Förmlich heilig gesprochen ward er zwar nicht. Aber schon während seines Lebens verehrten ihn der König und alle Großen des Reichs, alle Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte als ihren Lehrer und Führer auf der Bahn ihres heiligen Berufes. Er war eine flammende Leuchte, die ihren milden Glanz über sämmtliche Kirchen Frankreichs verbreitete.

4. Der heilige Romuald, Stifter des Camaldulenser Ordens. — Schwerlich würde man einen Fehlgriff thun, wenn man Romuald den vorzüglichsten Vätern der Thebaide, den größten und heiligsten Einsiedlern aus den ersten und schönsten Zeiten der Kirche an die Seite setzen wollte. — Sohn des Sergius, eines vornehmen mit dem Titel eines Herzogs von Ravenna geschmückten italiänischen Großen, erhielt der junge Romuald in dem väterlichen Hause keine andere Erziehung, als wie es sich von einem Vater erwarten läßt, der im Besitze ungeheurer Reichthümer, keinen höhern Zweck des Lebens kennt, als sinnliches Vergnügen, Befriedigung seiner Lüste und aller ihn anwandelnden Launen. — Aufgewachsen unter Pracht und Ueppigkeit, und herumgetrieben in einem ewigen Wirbel von Zerstreuungen und Vergnügungen, lebte und streifte auch Romuald, als er das Jünglingsalter erreicht hatte, blos in der äussern Sinnenwelt herum, ward endlich durch Frauenliebe bethört, und fiel, Gottes Gebote uneingedenk, in Ausschweifungen jeder Art. Aber kostbar war vor Gott die Seele Romualds. Er war ein rein organisirter, zart und lebhaft fühlender, für die schönsten Ergießungen des

Herzens empfänglicher Jüngling; und je weniger bisher christliche Erziehung und Bildung von aussen an ihm gethan hatte, desto wirksamer und kräftiger zeigte sich jetzt nach und nach in ihm die alles schaffende, alles erneuende und erhaltende Gotteskraft. Mancherlei bis hieher ihm völlig fremde Gefühle und Empfindungen schwellten nun bisweilen seine jugendliche Brust. Eine gewisse Sehnsucht nach Etwas, das er nicht kannte, nur dunkel ahnete, ward mit jedem Tage reger in ihm, und auch der Gedanke an den Tod und die Gerichte Gottes, obgleich in seinem gegenwärtigen Alter das Bild des erstern ihm nur in weiter Ferne sich zeigen konnte, rückte jetzt dennoch öfters und immer näher und näher vor seine Seele. Als er eines Tages auf der Jagd sich verirrt hatte, immer tiefer und tiefer in den Wald gerathen war und endlich, weil des Weges völlig unkundig, sich gänzlich seinem Pferde überlassen mußte, brachte dieses ihn zuletzt in eine ihm ganz unbekannte, höchst einsame Waldgegend. Seinem ermüdeten Rosse mußte er einige Ruhe gönnen, auch er selbst bedurfte derselben. Romuald stieg also vom Pferde; aber kaum einige Minuten auf das Gras hingestreckt, erzeugte der Anblick der schauerlichen, von schroffen Felsenwänden begränzten Einöde, und besonders die weit umher herrschende feierliche Stille nun bald in ihm eine Reihe sehr ernster Betrachtungen, unter denen er endlich in die Worte ausbrach: „O, wie glücklich ein jeder, der hier von dem Geräusche der Welt getrennt, und den Menschen unbekannt, nur für Gott und die Ewigkeit leben könnte!" Immer stärker ward von jetzt in ihm die Neigung zu einem einsiedlerischen, von dem Getümmel der Weltleute abgeschlossenen Leben. Oefters dachte er sogar daran, einst selbst noch in eine Einöde zu entfliehen, und dort jene

Seelenruhe zu finden, die ihm in dem Wirbel wilder Vergnügungen bis jetzt noch nie zu Theil geworden war. Aber diese Entschlüsse waren gewöhnlich nur vorübergehend, wenigstens noch äusserst schwankend, und eine feste Bestimmung gab ihnen erst einige Zeit nachher eine neue Greuelthat seines Vaters, des Herzogs Sergius. Wegen einiger Grundstücke, die Sergius einem seiner Verwandten streitig machte, war er mit demselben schon lange in einem vor den Gerichten schwebenden, mit der äussersten Bitterkeit geführten Streithandel verwickelt. Um der Sache ein Ende zu machen, forderte der leidenschaftliche Mann seinen Vetter zum Zweikampfe heraus. Seinem Sohne gebot er beim Kampfe gegenwärtig zu seyn, ihm drohend, daß er widrigenfalls ihn enterben, nie mehr für seinen Sohn ihn anerkennen werde. Romuald mußte gehorchen, und Sergius hatte das Glück oder Unglück, seinen Gegner im Kampfe zu erlegen. Aber als jetzt Romuald die blutende Leiche des Erschlagenen vor sich liegen sah, überfiel ihn ein ganz übernatürlicher Schrecken; er glaubte, auch gegen ihn, weil Zeuge des Mordes, schreie jetzt das Blut des Ermordeten um Rache zum Himmel. Noch in derselben Nacht verließ er das väterliche Haus, eilte nach dem vier Meilen von Ravenna gelegenen Kloster des heiligen Apollinaris von Classe, und bat als ein Büßender in die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Aus Furcht vor dem Zorne des Herzogs Sergius wiesen die Mönche die Bitten eines Sohnes desselben zurück. Aber nun wandte sich Romuald an den Erzbischof Honestus von Ravenna, ehemaligen Abt des Klosters von Classe. Dieser befahl, und sogleich legten die Mönche dem Romuald das Klostergewand an.

5. Romuald befand sich jetzt im zwanzigsten Jahre seines Alters. Drei Jahre blieb er in dem Kloster. Aber nun machte er die traurige Bemerkung, daß die Mönche anfingen immer mehr und mehr von der Richtschnur ihrer Klosterregel abzuweichen. Romuald, der bisher in Ausübung der strengsten Klostertugenden sich vor allen ausgezeichnet hatte, hielt es endlich für Pflicht der Liebe, seine Brüder über die Folgen ihrer immer mehr zunehmenden Lauigkeit aufmerksam zu machen. Aber sobald in einem Kloster heilsame strenge Zucht aufgehört hat die Gemüther in der Furcht des Herrn zu erhalten, dann erkaltet auch die Liebe, und das Triebwerk selbst der gehäßigsten Leidenschaften geräth in Bewegung. Der Stolz der Mönche fühlte sich daher auch jetzt auf das empfindlichste beleidiget, daß ein junger Bruder, selbst noch ein Anfänger, ihnen, den weit ältern und klügern, Vorschriften geben zu wollen sich erkühne. Um eines so frechen, anmaßungsvollen Censors sich zu entledigen, ward beschlossen, ihn in der Nacht, wenn er, wie er zu thun pflegte, zu ungewöhnlicher Stunde in die Kirche zum Gebet gehen werde, von einer Terasse des Klosters herabzustürzen. Der Mordanschlag ward jedoch von einem Mönche, der nur unwillig seine Zustimmung dazu gegeben hatte, dem Romuald entdeckt. Dieser ging also in derselben Nacht nicht in die Kirche, machte auch am folgenden Tage denen, die ihn hatten ermorden wollen, nicht die mindesten Vorwürfe, klagte nicht einmal gegen sie bei dem Abte; sondern begehrte blos unter dem Vorwand, sich noch mehr zu vervollkommnen, die Erlaubniß von demselben, das Kloster verlassen und sich unter die Leitung eines in dem Venetianischen wohnenden Einsiedlers begeben zu dürfen. — Dieser Eremit hieß Martin, war ein wahrhaft frommer, gegen sich

selbst strenger Eremit, aber von beschränkter Fähigkeit und durchaus nicht geeignet, einem Andern, der dieselbe Bahn betreten wollte, zum Lehrer und Führer zu dienen. Romuald hatte in dem väterlichen Hause gar nichts gelernt; auch jetzt war er selbst des Lesens noch nicht einmal recht kundig. Wenn er also mit Martin die Psalmen betete, sprach er nur gar zu oft die Worte höchst fehlerhaft aus, wo dann der Eremit ihn jedesmal mit einem Stabe sehr derb auf die linke Seite des Kopfes schlug. Lange Zeit ertrug Romuald diese Behandlung ganz geduldig; aber endlich sah er sich doch gezwungen zu Martin zu sagen: „Lieber Vater! ich muß Euch bitten, mich in der Zukunft einige Zeit lang nicht mehr auf die linke, sondern auf die rechte Seite des Kopfes zu schlagen; denn auf jener ist mein Ohr schon halb taub;“ — diese seltene Demuth und himmlische Sanftmuth rührten das Herz des Eremiten, er änderte sein bisheriges Betragen und behandelte nun seinen Schüler mit ungleich größerer Schonung. — Martins und seines Schülers Romualds Name ward nach und nach auch in Venedig bekannt. Eines Tages, als sie es vielleicht am wenigsten erwarteten, erhielten sie einen Besuch von dem ehemaligen Dogen von Venedig, Urseolus II. Dieser kam in Begleitung eines sehr frommen, sich seit einiger Zeit in Venedig aufhaltenden catalonischen Abtes, Namens Guerin, ferner seines Eidams Morosini und des Johannes Gradenigo, eines seiner ehemaligen Jugendfreunde. Urseolus war nach der Ermordung des Peter Candidiano Herzog von Venedig geworden. Obgleich unschuldig an dem Morde, hatte doch seit seiner Erhebung der Gedanke, eine mit dem Blute seines Vorfahrers besudelte Würde angenommen zu haben, ihn unaufhörlich beunruhiget, er daher dieselbe schon im zweiten Jahre

wieder niedergelegt, und war nun zu den beiden Männern Gottes gekommen, um bei ihnen sich Raths zu erholen, welcher Lebensweise er in der Zukunft folgen sollte. — Gleichgestimmte und dabei von dem Geiste Gottes beseelte Männer, die nur einen und denselben Zweck haben, sind auch über die Mittel, diesen zu erreichen, nie lange verschiedener Meinung. Schon am andern Tage war man daher übereingekommen, den Abt Guerin nach seinem Kloster von Cusan in Catalonien *) zu begleiten. Dort sollten Urseolus, Morosini und Gradenigo das Klostergewand anlegen; Martin und Romuald aber nach einer in einer nahe gelegenen Wüste befindlichen Einsiedelei sich begeben. Ohne lange zu zögern, trat nun die kleine auf Gott vertrauende Karavane ihre Reise an. Kein widerliches Ereigniß begegnete ihr auf derselben. Alle kamen glücklich in dem Kloster von Cusan an.

6. In der Wüste errichteten sich die beiden Einsiedler eine gemeinschaftliche Zelle. Mit jedem Tage nahmen beide jetzt an wahrer Gottseligkeit zu. Aber vorzüglich wirksam zeigte sich in Romuald die Kraft des heiligen Geistes, immer klarer ward ihm jetzt das Verständniß der heiligen Schriften; und er, der vor ein Paar Jahren noch kaum die Psalmen recht lesen konnte, erklärte nun den darin liegenden frommen und heiligen Sinn mit solcher Wahrheit und Salbung, daß Martin öfters darüber staunte, und nun selbst ein Schüler seines ehemaligen Schülers ward. — Nach und nach erhielten Martin und Romuald auch bisweilen Besuche. Selbst Per-

---

*) Es ist hier von jenem Theile Cataloniens die Rede, der damals noch zu Frankreich, das heißt, zu Aquitanien gehörte.

sonen von höherem Stande, wie z. B. Graf Oliban, kamen zu ihnen, erbauten sich an ihren Reden und erklärten endlich, der beiden Einsiedler strenge Lebensweise mit denselben zu theilen. Auch Urseolus, Morosini und Gradenigo verließen mit Erlaubniß ihres Abtes das Kloster und begaben sich in die Einsiedelei. Bald bildete sich eine schon ziemlich zahlreiche Genossenschaft, die nun einstimmig Romuald zu ihrem Oberhaupt und Führer wählte. — Die Lebensart dieser Einsiedler war nichts weniger als den Sinnen schmeichelnd. Brod und Wasser, bisweilen auch in Wasser abgekochte Kräuter waren ihre Nahrung; der harte Boden war ihr Lager, und mit schwerer Handarbeit nicht minder strenges Fasten verbunden. Gebet, Psalmengesang und geistliche Betrachtungen füllten die übrigen Stunden des Tages, wie auch eines Theiles der Nacht. — So strenge jedoch Romuald gegen sich selbst war, so ungemein nachsichtsvoll erwies er sich gegen Andere. Nie befahl er seinen Untergebenen eine Uebung, in der er sich nicht selbst schon einige Zeit vorher hinreichend geprüft hatte. So sehr sich auch Romuald und seine Genossen von allem menschlichen Umgang abgeschlossen hatten, zog doch das Gerücht von ihrer Heiligkeit oft vieles Volk nach der Einsiedelei; besonders da es Gott gefiel, durch seinen Diener mehreren unheilbaren Kranken ihre Gesundheit wieder zu schenken, auch Romuald durch die Kraft seines Gebetes auf Einzelne, wie auf ganze Familien oft sichtbaren Segen herabzog. — Um dieselbe Zeit empfand endlich selbst Herzog Sergius die Wirkungen des Gebetes seines frommen Sohnes. Tag und Nacht lag dieser auf den Knieen und flehete zu Gott um die Bekehrung seines Vaters. Romualds kindliche Liebe ward überschwänglich von Gott belohnt. Getroffen von einem Strahl göttlicher Gnade, machte

Sergius plötzlich eine Einkehr in sich selbst. Mit Schrecken überschaute er jetzt alle Unordnungen seines bisherigen, mit so vielen Sünden befleckten Lebens. Er fühlte das Bedürfniß ernster Buße, und beschloß alle Verirrungen seines jugendlichen wie männlichen Alters hinter den Mauern eines frommen Klosters zu büßen. Diesen Entschluß führte er sogleich aus, und ward Mönch in dem bei Ravenna gelegenen Kloster zum heiligen Severus. Unaussprechlich war die Freude Romualds, als er diese Nachricht erhielt; leider jedoch nicht von langer Dauer. Schon einige Monate nachher schrieb ihm ein frommer Mönch aus demselben Kloster, daß Herzog Sergius, getäuscht durch Vorspiegelungen des Satans, seine Gedanken völlig geändert, daß sein anfänglicher Eifer sich in Lauigkeit verwandelt, und man sogar zu befürchten habe, daß er nächstens das Kloster wieder verlassen und in die Welt und seinen Palast zu Ravenna zurückkehren werde. — Nach Italien zu gehen und seinem in so großen Gefahren schwebenden Vater zu Hülfe zu eilen, war jetzt Romualds erster und letzter Gedanke. Von seinem Vorhaben glaubte er kein Geheimniß machen zu dürfen, daher dasselbe nun auch schnell in der ganzen Gegend ruchbar ward. Aber nun kamen die Bewohner aller umliegenden Gegenden haufenweise in die Einsiedelei, Romuald flehentlichst bittend, sie doch ja nicht zu verlassen. Als sie aber sahen, daß alle ihre Bitten und Thränen fruchtlos waren, faßten sie unter sich den unerhört fanatischen Entschluß, den Heiligen zu ermorden, um alsdann doch wenigstens seinen Körper als eine heilige Reliquie zum Schutze des Landes in Catalonien zu behalten. Zum Glücke erhielt Romuald noch bei Zeiten Kunde von der ihm drohenden Gefahr. Um ihr zu entgehen bediente er sich folgender List. Er stellte sich einige Tage halb wahnsinnig. Wenn die

Leute zu ihm kamen um ihre bisherigen Bitten zu wiederholen, schwätzte er so viel verkehrtes Zeug, daß diese, ganz erstaunt darüber, ihren bisherigen hohen Begriff von der Heiligkeit des Mannes völlig verloren. Sie dachten bei sich selbst, daß ein Mensch, den Gott habe halb närrisch werden lassen, doch unmöglich ein Heiliger seyn könne, und ließen ihn nun ruhig und ungestört ziehen, wohin er wollte.

7. In Italien angekommen, begab sich unser Heilige sogleich zu seinem Vater in das Kloster. Da Romuald alles, was er unternahm, mit Gott that, so war auch stets die Hand des Herrn mit ihm. Es gelang ihm, seinen Vater nicht nur auf der einmal von ihm betretenen Bahn zu erhalten, sondern ihn auch so sehr zu kräftigen, daß er auf derselben von jetzt an immer größere Fortschritte zur Vollkommenheit machte. Sergius lebte noch einige Jahre in dem Kloster, und starb auch darin eines vor den Augen Gottes wohlgefälligen Todes. — Nur kurze Zeit war Romuald bei seinem Vater geblieben; und hatte, sobald er sah, daß Gott seine Bemühungen gesegnet, sich in eine Einsiedlershütte zwischen den Sümpfen von Classe, nicht ferne von dem dortigen Kloster zurückgezogen. Mancherlei Versuchungen und schweren Prüfungen ausgesetzt, blieb er hier beinahe zwei Jahre. Schwere Kämpfe hatte er während dieser Zeit gegen den Feind Gottes und der Menschen zu kämpfen. Durch schreckhafte Gaukeleien suchte dieser ihn öfters aus der Einöde zu vertreiben. Bald ward seine Zelle plötzlich so erschüttert, daß er ihren Einsturz befürchten mußte. Bald hörte er wieder das furchtbare Brüllen reissender Thiere ganz nahe vor der Thüre seiner Hütte. Einmal ward ihm sogar das Loos des großen Eremiten, des heiligen Antonius zu Theil,

und er in einer Nacht auf das Härteste mit Schlägen von dem bösen Geist mißhandelt *). Aber in allen diesen Kämpfen bestand Romuald als Sieger, so daß endlich der Satan, sich gleichsam als überwunden erkennend, ihn zuletzt in Ruhe ließ. — Indessen war der Abt des Klosters von Classe gestorben, und die Wahl der Mönche fiel einstimmig auf unsern Heiligen. Um keinen Preis wollte jedoch dieser die ihm angetragene Würde annehmen. Als Kaiser Otto III., der sich damals gerade in Ravenna aufhielt, und die Nothwendigkeit einer Reform des Klosters sehr wohl einsah, dieses erfuhr, besuchte er selbst den Heiligen in dessen Einsiedelei, verweilte eine ganze Nacht bei ihm, und drang ebenfalls auf die sanfteste und liebevollste Weise in ihn, die Leitung des Klosters zu übernehmen. Aber auch die Bitten des Kaisers blieben fruchtlos. Otto klagte darüber bei den in Ravenna anwesenden Bischöfen. Diese traten sogleich zu einem Concilium zusammen, und faßten einen conciliarischen Beschluß, Kraft dessen dem Romuald, unter der Strafe der Excommunication, die Abtswürde anzunehmen geboten ward. Nur zu bald reuete es jedoch die Mönche, sich einen so heiligen und strengen Mann zum Obern gewählt zu haben. Es entstand eine förmliche Empörung in dem Kloster; worauf Romuald, vollkommen überzeugt, daß hier keine Besserung zu hoffen sey, den von dem Kaiser erhaltenen Hirtenstab wieder in

*) Da Gott dieses bei dem heiligen Antonius zugelassen — und daß Er es zugelassen, daran kann nicht gezweifelt werden, denn es beruhet auf dem Zeugniß des heiligen Athanasius, eines Freundes und Zeitgenossen des großen Eremiten — so ist nicht einzusehen, warum Gott es nicht auch bei einem andern seiner Diener, der dieselbe Lebensweise führte, hätte zulassen können.

dessen Hände zurückgab, und sich in seine vorige Einöde zurückzog. Hier erhielt er bald darauf einen Besuch vom Kaiser, der bei ihm eine Generalbeicht ablegte, sich der von dem Heiligen ihm auferlegten Buße unterwarf, und die letzten vierzig Tage vor Ostern bei strengem Fasten, beinahe ununterbrochenen Gebete und unter mehreren sehr harten Abtöödtungen in dem Kloster von Classe zubrachte. Als Otto von Romuald schied, soll dieser dem Monarchen das Jahr, in welchem derselbe sterben werde, vorausgesagt haben. — Aber die täglich zunehmende Zahl der Schüler Romualds, unter denen sich selbst viele Edle aus der Umgebung des Kaisers befanden, und denen er endlich keine Wohnungen mehr geben konnte, zwang ihn zuletzt mehrere Klöster zu erbauen. Ueberhaupt glaubte er jetzt, und gewiß nicht ohne göttliche Eingebung, daß er zur Ehre Gottes und zum Heil der Menschen noch viel wirksamer seyn könne, wenn er nicht immer in einer Klause in völliger Abgeschiedenheit von der Welt lebe. Er veränderte demnach nun öfters den Ort seines Aufenthaltes, erbauete in allen Theilen Italiens eine Menge Klöster, fand überall zahllose Schüler, und wo er hinkam die willkommenste Aufnahme; denn Herzoge, Grafen und Bischöfe betrachteten es als eine besondere Wohlthat des Himmels, wenn der Heilige sich einige Zeit in ihren Gebieten oder Diöcesen aufhielt. Ja, der Bischof von Parenzo, in Istrien, ließ sogar, um ihn in seiner Diöcese zu behalten, ein allgemeines Gebot kund machen, dem zufolge es keinem Schiffer oder Reisenden erlaubt seyn sollte, Romuald in seinem Fahrzeuge aufzunehmen; und dieser würde noch lange Zeit auf der Istrischen Halbinsel haben bleiben müssen, hätte nicht der Bischof von Pola ihm ein Schiff geschickt, welches ihn nach Capreolo brachte. — Von den vielen Klöstern, die ihre Grün-

dung dem heiligen Romuald zu danken hatten, waren lange Zeit die berühmtesten die Klöster von Parenzo, Bifolco, Val-de-Castro, Orvietto, Ascoli und besonders jenes, das er auf dem Berge Sitria erbauet hatte. Die letzte und nachher berühmteste Stiftung unseres Heiligen war das bei Arezzo im Toscanischen, in einem Thale der Apenninen gelegene Kloster von Camaldoli. Mit diesem verband er eine, auf einem mit Bäumen beschatteten und an Quellen sehr reichen Berge angelegte Einsiedelei, wozu nachher auch noch Klausen kamen, die aber von keinem bewohnt werden durften, der nicht von dem Abte eine besondere Erlaubniß erhalten hatte, die jedoch nur Jenen gegeben wurde, die von Gott zu einem sehr hohen Grade von Vollkommenheit berufen zu seyn schienen. Wer einmal eine Klause betreten hatte, durfte sie nie, auch nur auf wenige Augenblicke mehr verlassen. Hinter ihm ward die Thüre auf immer geschlossen; und dennoch ward die enge Zelle, zu der selbst das Licht der Sonne nur wenig Eingang fand, für Manchen ein grenzenloses Gefilde himmlischer Freuden. — Die letzten sieben Jahre seines Lebens brachte Romuald in dem Kloster auf dem Berge Sitria zu; aber von der Welt und den Menschen völlig getrennt, nur im innigsten Verkehr mit Gott lebend und athmend; daher man auch in dieser Zeit von keiner jener großen Bekehrungen mehr Etwas weiß, durch die er bis dahin an allen Orten, wohin er kam, der Retter so vieler am Rande des Verderbens taumelnder Seelen geworden war. Wenige Monate vor seinem Tode begab er sich in das Kloster Val-de-Castro. Schon vor zwanzig Jahren hatte er vorausgesagt, daß er hier sterben werde. Eine Brustkrankheit machte seinem kostbaren Leben ein Ende. Aber Niemand sollte Zeuge seines Todes seyn. Als er fühlte, daß die

Stunde seiner Auflösung sich nähere, befahl er den beiden Brüdern, die ihn während seiner Krankheit bedient hatten, seine Zelle zu verlassen, und erst am folgenden Morgen zur Zeit der Frühmetten wieder zu ihm zu kommen. Die Brüder ahneten jedoch Etwas. Statt fortzugehen blieben sie horchend vor der Thüre stehen. Als sie gegen Mitternacht nicht den mindesten Laut, auch nicht einen Athemzug mehr vernahmen, traten sie wieder in die Zelle und fanden den Heiligen mit verklärtem Angesicht auf dem Rücken liegend, todt (1027). — Gott hatte dem Leben des heiligen Romuald ein weit hinaus gestrecktes Ziel gesetzt. Als er starb, zählte er neunzig Jahre, wovon er die zwanzig ersten in der Welt, und von den übrigen siebenzig, zehn in Klöstern, und sechszig in verschiedenen Einöden und Einsiedeleien, stets unter denselben schweren und harten Abtödtungen verlebt hatte.

8. Vorzüglich wirksam war in Romuald die Kraft Gottes bei Bekehrung der Sünder. Bewunderungswürdig war die Macht, die er über dieselben hatte. Seine Flammenworte durchdrangen das Innerste selbst der verhärtetsten Gemüther. Die ausschweifendsten Wollüstlinge wurden keusch und tugendhaft; die Stolzen demüthig, die größten Geizhälse eben so große Wohlthäter der Armen und Nothleidenden; und endlich — was an ein Wunder grenzt — Bischöfe und Aebte, die durch Simonie ihre Würden erhalten hatten, legten sie nieder und suchten in einem einsamen Kloster für ihren Frevel zu büßen. Selbst jene, denen Gott in seinem strengen und gerechten Gericht seine Gnade völlig entzogen zu haben schien, zitterten wenigstens vor dem Anblick des Heiligen, suchten, wo sie konnten, ihm zu entfliehen oder sich vor ihm zu verbergen. Graf Rainer, nachheriger Mark-

graf von Toscana, hatte unter dem erdichteten Vorwand allzunaher Verwandtschaft sich von seiner Gemahlin getrennt, und mit der Wittwe eines seiner Anverwandten sich vermählt. Als Romuald mit seinen Schülern in das Gebiet des Grafen kam, hielt er es für seine Pflicht, den hochgestellten Sünder über den so sehr gefährdeten Zustand seiner Seele zu belehren. Die Worte des Heiligen gingen zwar für jetzt an dem Grafen verloren; aber dieser wandte nun auch jedes Mittel an um einer zweiten Unterredung zu entgehen. „Vor keinem Kaiser oder König," sagte Rainer zu seinen Vertrauten, „wie erzürnet sie auch seyn möchten, würde ich je so erschrecken, wie vor diesem Mönch. In seiner Gegenwart verwirren sich meine Sinne; die Zunge ist mir wie an den Gaumen gefesselt, kein Wort vermag ich vorzubringen, und muß gänzlich vor ihm verstummen." — Es war offenbar ein obgleich nur matter Reflex von der unendlichen Heiligkeit Gottes, die, von dem Antlitz des Heiligen wieder zurückstrahlend, verstockten Sündern entgegen blitzte, und sie in ihrem Innern zermalmte. — Lange hatte unser Heiliger fruchtlos zu Gott um die Gabe der Thränen gefleht. Endlich erhielt er dieselbe, und zwar in einem so hohen Grade, daß er das hochheilige Opfer nie anders, als unter einem Strome von Thränen darbringen konnte, daher er auch, so viel wie möglich es vermied, dasselbe in Gegenwart vieler Fremden zu verrichten. Sein von dem Pfeile göttlicher Liebe durchbohrtes Herz brach nun öfters in die Worte aus: „Jesus, Du süßester Trost der wallenden Pilger; Du mein unaussprechliches Verlangen; Du einzig Geliebter meiner Seele!" Thränenbäche entstürzten denn seinen Augen, und sein Angesicht glänzte wie jenes eines ganz in Wonne göttlicher Liebe zerfließenden Seraphs. — Durch vielfache Wunder gab Gott seinem treuen Knechte

schon während dessen Leben oft auffallendes Zeugniß. Er heilte nicht nur Kranke und Preßhafte auf wunderbare Weise, sondern er gebot einigemal selbst den empörten Elementen. Als er von Parenzo abfuhr, erhob sich während der Fahrt ein furchtbarer Sturm. Die Schiffleute hielten sich und das Fahrzeug für verloren. Einige kleideten sich schon aus, um schwimmend ein kleines nahe gelegenes Eiland zu erreichen; Andere banden sich an die Mastbäume, um vielleicht mit Hülfe dieser ihr Leben zu retten. Romuald ging in eine Ecke des Schiffes, legte seinen Kopf zwischen seine Kniee, betete einige Augenblicke zu Gott, und befahl dann einem seiner Schüler, der ihn auf dieser Reise begleitete, den Schiffleuten zu sagen: sie möchten ganz ruhig seyn, ihre Kleider nur wieder anlegen, denn alle Gefahr sey jetzt vorüber. Wirklich legte sich auch gleich darauf das Toben der Wellen, und die beruhigten Fluthen trugen nun das Schiff schnell in den Hafen von Capreolo. Bei allen Großen und Mächtigen dieser Erde stand Romuald in einer Achtung und einem Ansehen, von dem man sich gar keine Vorstellung machen kann. Kaum war König Heinrich zum römischen Kaiser gekrönt, als er ebenfalls den heiligen Eremiten zu sich berief. Bei seinem Eintritt erhob sich der Monarch von seinem Sitze, und ging ihm mit den Worten entgegen: „Möchte doch meine Seele mit dir in deinem Leibe wohnen!“ Heinrich wollte von verschiedenen Gegenständen mit Romuald sprechen; aber dieser beobachtete ein tiefes Schweigen. Der Kaiser errieth leicht die Ursache davon. Es war blos die Demuth des Heiligen, welche ihm in Gegenwart des so zahlreichen und glänzenden kaiserlichen Hofes nicht zu sprechen erlaubte. Der Monarch ersuchte ihn demnach, am folgenden Tage ihn noch einmal zu besuchen, führte ihn aber alsdann in ein besonderes Gemach und hatte

nun eine lange Unterredung mit demselben. Beim Abschied schenkte der Kaiser dem Heiligen das auf dem Berge Aimat gelegene Kloster. Die vielen in dem Gefolge des Kaisers befindlichen deutschen und italiänischen Herzoge, Grafen und Markgrafen wußten gar nicht, welche Ehrenbezeugungen sie dem Heiligen erweisen sollten. Sie gaben ihm ihre ausserordentliche Ehrerbietung nicht blos durch die tiefen Verbeugungen, die sie vor ihm machten, zu erkennen, sondern suchten auch, wo sie es nur immer unbemerkt thun konnten, aus Romualds wollenem Kleide etwas Wolle auszurupfen, die sie dann als eine kostbare Reliquie in ihre Länder oder Schlösser zurückbrachten. — Da an dem Grabe des heiligen Romuald eine Menge Wunder geschah, so erlaubte der römische Stuhl schon im fünften Jahre nach dem Tode des heiligen Romualds den Mönchen von Val-de-Castro, auf dem Grabe desselben einen Altar zu errichten. Dies war, wie Fleury bemerkt, damals noch ein höherer Grad von Heiligsprechung. — Nach vierhundert Jahren, nämlich in dem Jahre 1466, fand man den Leichnam des Heiligen noch völlig unversehrt, und ohne irgend ein Merkmal der Verwesung. Als man aber zehn oder zwölf Jahre nachher den gottesräuberischen Versuch machte denselben zu stehlen, zerfiel er sogleich in Staub. Die Gebeine wurden nach verschiedenen Kirchen gebracht. Ein Armbein erhielt das Kloster von Camaldoli. — Romuald gehört zu den ausserordentlichsten, reichsten und heiligsten Naturen des ganzen Mittelalters.

9. Der heilige Nilus. — Nilus war eigentlich ein geborner Grieche; denn der gröste Theil von Calabrien gehörte noch den Griechen, und Rosano, die Residenz des griechischen Statthalters, war

die Vaterstadt des Nilus. Schon in den ersten Jahren der Kindheit verlor er seine Eltern, und eine weit ältere Schwester leitete nun seine, und zwar sehr christliche Erziehung. Zum Jüngling gereift, zeichnete er sich durch körperliche Wohlgestalt und blühende Gesichtsfarbe vor der ganzen männlichen Jugend seiner Vaterstadt aus. Was ihm aber vorzüglich alle Herzen, besonders die weiblichen gewann, war der sanfte, ungemein einnehmende Klang seiner Stimme; und unter den edelsten und reichsten Töchtern Rosano's gab es keine einzige, die nicht in Geheim sich wünschte, einst des schönen Nilus beglückte Gattin zu werden. Aber auf der Wagschaale des Nilus, obgleich selbst reich und von edler Geburt, hatten weder Adel noch Reichthum großes Gewicht; und das Herz des Jünglings entschied sich für ein zwar reizendes, aber einem der niedrigsten bürgerlichen Stände angehöriges Mädchen. Leider war es jetzt nicht der Segen des Priesters, sondern blos gegenseitige Neigung, welche die beiden Liebenden mit einander verband. Die Frucht dieser Verbindung war eine Tochter. Aber Nilus hatte eine zu christliche Erziehung genossen, als daß ein Verhältniß, welches die Kirche im höchsten Grade mißbilliget, nicht nach und nach auch ein zartes Gewissen hätte beunruhigen sollen. Bald fing er daher an mancherlei fromme Entschlüsse zu fassen, aber zur Ausführung derselben brachte ihn erst eine höchst gefährliche, ihn dicht an den Rand des Grabes führende Krankheit. Ohne sich mit irgend Jemand darüber zu besprechen, und ohne noch völlig genesen zu seyn, entfloh er plötzlich in einer Nacht aus Rosano und eilte nach dem Kloster zum h. Mercur, wo er sogleich das Ordenskleid anzulegen entschlossen war. Aber früher, als er, kam in dem Kloster die Abschrift eines von dem griechischen Statthalter erlasse-

nen Mandats an, dem zu Folge es allen Klöstern in Calabrien verboten war, den Nilus aufzunehmen, und zwar bei Strafe der Verstümmelung für den, der es wagen würde, ihm die Hände aufzulegen; ja das ganze Kloster ward mit Aufhebung bedroht. In dem Kloster zum heiligen Mercur ward Nilus demnach zurückgewiesen, jedoch ihm der Rath ertheilt, sich nach einem andern, nicht in Calabrien liegenden Hause zu begeben. Unverzüglich machte er sich nun auf den Weg nach dem ziemlich weit entfernten, aber nicht unter griechischer Herrschaft stehenden Kloster zum heiligen Nazarius. Hier fand er willige Aufnahme, und übte sich nun einige Jahre im Gehorsam, der Demuth, Beschauung und Abtödtung aller seiner Sinne. Aber in der Ueberzeugung, daß das von der Welt völlig abgeschlossene Leben eines nur für und in Gott lebenden Eremiten, auf eine weit höhere Stufe von Vollkommenheit führe, begehrte und erhielt er von den Obern des Klosters die Erlaubniß, sich in eine, in dem nahen Walde neben einer kleinen Kapelle zum heiligen Michael liegende Einsiedelei zurückzuziehen. Hier lebte Nilus auf folgende Weise: Von frühe Morgens an bis zur Terz beschäftigte er sich mit Bücherabschreiben, denn er schrieb sehr schön und mit großer Fertigkeit, welches in jenen Zeiten ein nicht kleines, selbst ein bedeutendes Ansehen gebendes Verdienst war. Von der Terz bis zur Sext betete er stehend vor einem Kreuzbilde den ganzen Psalter, wobei er stets eine Menge Kniebeugungen machte. Von der Sext bis zur Non las er in der heiligen Schrift und in den Schriften der Väter. Nach der Non und Vesper verließ er seine Zelle, um sich einige Bewegung zu machen, und durch Betrachtung der Schönheiten der Natur sein Herz zu dem Schöpfer derselben zu erheben. Erst nach Sonnenuntergang

nahm er seine gewöhnliche Nahrung zu sich. Diese bestand bald blos in einem Stücke trockenen Brodes, bald auch in gekochten Kräutern, oder auch einigen Früchten ohne Brod, so wie es ungefähr die Jahrszeit mit sich brachte. Er war so arm, daß er durchaus nichts, nicht einmal einen Sack besaß. Sein Tisch war ein bloser Stein, seine Schüssel ein Stück von einem zerbrochenen Topf, und der harte Boden seine Lagerstätte. Das Kleid, wenn man es so nennen darf, das er trug und in Wahrheit nur ein Sack zu seyn schien, war aus Ziegenhaaren gewebt und in der Mitte mit einem Stricke zusammen gebunden. Wasser war sein einziger Trank und dabei ungemein streng sein Fasten. Oefters nahm er eine ganze Woche hindurch gar keine Nahrung zu sich, und die heilige Eucharistie war es dann, die seine Seele wie seinen Körper stärkte. Bald darauf ward auch die Gegend, wo Nilus seine Grotte hatte, von den Sarazenen beunruhigt. Er verließ sie also und ließ sich auf einem ihm angehörigen Gute nahe bei Rosano nieder. Das Gerücht von seiner Heiligkeit und strengen Lebensweise verbreitete sich in kurzer Zeit weit umher. Jünglinge und Männer kamen zu ihm, ihn bittend, sie in seine Genossenschaft aufzunehmen, die auf diese Weise bald zu einem zahlreichen Kloster anwuchs, wovon er aber, obschon er alles leitete, nie als Vorstand geehrt seyn wollte. Nichts war ihm unerträglicher, als wenn man ihn mit dem Titel: Meister! begrüßte. — Endlich streiften die Sarazenen selbst bis vor die Thore von Rosano; nahmen auch bei einer ihrer Streifereien drei Mönche des heiligen Nilus gefangen. Dieser traf sogleich Vorkehrung die Gefangenen zu befreien. Er brachte hundert Goldstücke zusammen, und schickte diese sammt einem Maulthier durch einen zuverläßigen Bruder an den Befehls-

haber der Sarazenen. Aber durch verschiedene Wunder und besonders durch die prophetische Gabe, welche er von Gott erhalten, stand Nilus jetzt schon in einem so hohen Rufe, daß sein Name selbst dem Emir nicht unbekannt war. Der Bruder ward also sehr freundlich aufgenommen. Auch die drei gefangenen Mönche ließ der Emir sich unverzüglich vorführen, erwies sich ihnen sehr gütig und schenkte ihnen auf der Stelle die Freiheit. Von dem Lösegeld nahm er durchaus nichts an, als blos das Maulthier, wofür er aber dem Kloster verschiedene ungleich werthvollere Geschenke zurücksandte. Merkwürdig ist der Brief, den derselbe Emir bei dieser Gelegenheit dem heiligen Nilus schickte. „Wenn deine Mönche," schrieb der Sarazene, „als sie gefangen wurden, etwas hart behandelt wurden, so ist dies blos deine eigene Schuld; warum gabst du dich nicht mir zu erkennen? Ich würde sogleich dir und deinem Kloster einen Sicherheitsbrief gesandt haben. Hättest du Lust zu mir zu kommen, so könntest du hier oder auch in Sicilien an jedem Ort, der dir gefiele, dich niederlassen, und wo nur immer du dich aufhalten wolltest, sollte dir von allen Seiten mit der grösten Ehrerbietung und Hochachtung begegnet werden."

10. Nilus nahm jedoch das Anerbieten des Emirs nicht an; denn sein prophetischer Geist hatte ihm gesagt, daß die Sarazenen bald ganz Calabrien beinahe in eine Einöde verwandeln würden. Er wollte daher nicht mehr länger in der Gegend von Rosano weilen, und zog mit seinen Schülern in das Fürstenthum Capua. Die Ursache, warum er diese Provinz wählte, war blos, weil er glaubte und hoffte, unter den Lateinern ungleich weniger geachtet zu seyn, als bei den Orientalen; besonders

da kurz vorher der Patriarch von Konstantinopel, der ebenfalls schon von den Thaten des heiligen Nilus gehört, ihm zwei Geistlichen seiner Kirche mit der Einladung gesandt hatte, nach Konstantinopel zu kommen, und durch seine hohen Tugenden, seine Weisheit und die großen von Gott erhaltenen Gnaden auch die orientalische Kirche zu verherrlichen. — Aber bald sah Nilus sich in seinen Erwartungen getäuscht; denn gerade unter den Lateinern hier bei Capua drohete seiner Demuth die gröste Gefahr. Pandulf, Fürst von Capua, und die Vornehmsten seines Hofes sammt dem ganzen Magistrat der Stadt waren übereingekommen, Nilus auf den jetzt in Capua erledigten bischöflichen Stuhl zu erheben. Alle Anstalten waren schon so gut getroffen, daß der Heilige sich dieses Antrages gar nicht mehr hätte erwehren können; und nur der Tod des Fürsten, der plötzlich und ganz unvermuthet darüber starb, gab ihm Mittel an die Hand, der ihm bestimmten bischöflichen Würde sich zu entziehen. Ohne zu zögern verließ er nun auch wieder die Gegend von Capua, und zog mit seinen Schülern, sechzig an der Zahl, auf den Berg Cassino. Seine Absicht war, von den Obern dieses Klosters sich an dem Fuße des Berges, in nicht allzu großer Entfernung von demselben, einen Ort zu erbitten, wo er eine Einsiedelei errichten könnte. Aber noch ungleich größere Ehrenbezeugungen wurden ihm jetzt auf Cassino von dem Abte Aligernus erwiesen. An der Spitze seiner ganzen Gemeinde ging derselbe mit brennenden Kerzen, mit Rauchfässern und dem schönsten, nur für große Feste bestimmten Kirchenschmuck ihm entgegen, und anstatt dem Heiligen eine Einsiedelei anzuweisen, räumte er ihm das zur Abtei von Cassino gehörige Kloster Valdeluca ein. — Hier lebte Nilus fünfzehn Jahre. Immer höher und höher schwang

sich in dieser Zeit sein Geist zu Dem empor, dessen göttliches Ebenbild er in seiner, weil von der Flamme göttlicher Liebe entflammten Brust wiederhergestellt hatte. So sehr er die Einsamkeit liebte, und daher jeden ihn in seinem steten Verkehr mit Gott störenden menschlichen Umgang vermied, so duldete er dennoch die vielen und häufigen Besuche, denen er hier in Valdeluca ausgesetzt war. Wahre Nächstenliebe erleichterte ihm dieses Opfer; daher er auch allen, die im Sinne wahrer Buße oder aus Durst nach Wahrheit, oder auch weil sie ihr erkaltetes Herz an der Gluth des Heiligen wieder entzünden wollten, zu ihm gekommen waren, Trost und Belehrung gab, ihren Glauben belebte, in ihren Hoffnungen sie stärkte. Alle diese verließen ihn stets heiter und gekräftiget, denn sein Segen verscheuchte jedesmal jede Wolke der Schwermuth oder des Trübsinnes von ihrer Seele. Merkte er aber, daß nur Neugier die ihn Besuchenden zu ihm geführt habe, und diese dann, weil ihr leeres Herz ihm nichts zu sagen hatte, nur müßige und alberne Fragen vorlegten, so wußte er stets durch witzige, oft beissende Antworten sie zu beschämen, und von sich ferne zu halten. Einer aus dieser Klasse sagte einst zu ihm: „Ehrwürdiger Vater! wenn ich das ganze Jahr alle Gebote Gottes und der Kirche halte, und am Ende desselben nur ein einzigesmal an einem gebotenen Fasttag Fleisch esse: sollte dieses dennoch wirklich eine so große Sünde seyn?“ — „Sage mir vorher,“ erwiederte der heilige Greis, „wenn du ein ganzes Jahr lange munter und muthig Berge und Thäler durchstreifst hast, aber im letzten Monate dieses Jahres Arme und Beine brichst: sollte dies wirklich ein sehr großes Unglück seyn?“

11. Indessen war das Kloster Valdeluca an Grundeigenthum und andern Einkünften immer reicher und reicher geworden. Aber nun mußte Nilus

auch bald die traurige Erfahrung machen, wie verderblich für die Mönche der Reichthum sey; wie sehr er ihren Eifer erkalte, allerlei Gelüste in ihrem Herzen wecke, und sie in die Welt, der sie doch hatten entfliehen wollen, wieder zurückführe. Nilus gab also Valdeluca wieder der Abtei von Cassino zurück, und zog mit den Seinigen nicht weit von Gaeta, in eine sehr einsame und wüste Gegend *). Der Boden war äusserst unfruchtbar. Nilus Schüler oder Mönche mußten anfänglich an Allem Mangel leiden. Aber durch angestrengte Handarbeit und im Schweiße ihres Angesichts verschafften sie sich bald wenigstens die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse, und mehr als dies wollte Nilus nicht, daß sie haben sollten. — Hier war es, wo unser Heiliger von Kaiser Otto III., der von einer Wallfahrt auf den Gargano zurückkam, einen Besuch erhielt. Als der Kaiser die um die Einsiedelei des Nilus errichteten armen Hütten der Mönche erblickte, sagte er zu seinen Begleitern: „Diese Leute sind auf dieser Erde nicht zu Hause. Sie sind Bürger einer höhern Welt, und jetzt auf der Reise nach ihrer wahren Heimath begriffen; daher wohnen sie auch hier gleich Fremdlingen in Zelten." — Nilus führte den Monarchen zuerst in die Kirche, und nachdem sie hier einige Zeit gebetet hatten, auch in seine Zelle. Otto bat den Heiligen, ihn als seinen Sohn zu betrachten, und was er nur immer wünsche von ihm zu fordern. Alles sollte ihm gewährt werden. „Um nichts," erwiederte der heilige Einsiedler,

---

*) Einige seiner Mönche waren jedoch schon so verdorben, daß sie ihm nicht folgten, sondern in Valdeluca blieben; aber einige Zeit darauf, wegen ihrer immer zunehmenden schlechten Aufführung, von dem Abte in Monte Cassino fortgejagt wurden.

„bitte ich Eure Majestät, als daß Sie für das Heil ihrer Seele besorgt seyn möchten; denn obgleich Sie jetzt ein mächtiger Monarch sind, werden Sie doch gleich jedem andern Menschen sterben, und dem Könige aller Könige Rechenschaft von Ihren Thaten abzulegen haben." Bis zu Thränen gerührt nahm Otto die Krone von seinem Haupte und bat um den Segen des Heiligen. Beide umarmten sich, und tief in seinem Innern bewegt und erbauet durch alles, was er hier gesehen hatte, verließ der liebenswürdige junge und fromme Kaiser den neunzigjährigen heiligen Freund Gottes; nicht ahnend, daß er, obgleich beinahe noch um sieben Decennien jünger, dennoch demselben in die andere Welt vorangehen werde.

12. Nilus fühlte endlich, daß das Ziel seines Lebens nicht mehr sehr ferne sey. Kurz vorher war sein liebster Schüler Sebastian gestorben. Für diesen hatte er ein doppeltes Grab bereiten lassen, weil er einst selbst neben demselben begraben seyn wollte. Als der Fürst von Gaeta, ein sehr frommer Herr, und der eine ungemeine Verehrung für den Heiligen hatte, dieses erfuhr, sagte er eines Tages zu Einigen seiner Vertrauten: „Ihr werdet doch nicht glauben, daß, wenn dieser heilige Einsiedler hier sterben sollte, ich je zugeben werde, daß dessen Leiche in jenem Grabe ruhe. Auf der Stelle werde ich selbst kommen, sie wieder erheben, in der Hauptkirche dieser Stadt beisetzen, und als eine kostbare Reliquie zum Schutze meines Landes sie aufbewahren." Diese Worte des Fürsten wurden dem Nilus wieder hinterbracht. Aber nichts war ihm mehr zuwider, als äussere Ehrenbezeugungen. Wie oft bat er nicht unter heißen Thränen, ihn doch um Gotteswillen damit zu verschonen. Noch weit unerträglicher war ihm der Gedanke, daß man

ihn nach seinem Tode gar als einen Heiligen werde verehren wollen. Ohne selbst seinen Schülern etwas zu sagen, verließ er also wieder die Gegend von Gaeta und ging nach Frascati. Hier glaubte er völlig unbekannt zu seyn. Aber noch war er keine vier und zwanzig Stunden allda, als schon Graf Gregor von Frascati, obgleich ein ziemlich gewaltthätiger und nichts weniger, als nach der Richtschnur der christlichen Moral lebender Herr, ihn aufsuchte, sich ihm zu Füßen warf und ihn inständigst bat, von ihm nur immer was er wünschte zu begehren. „Zwar," sagte der Graf, „ist ein Sünder, wie ich, nicht würdig einen so heiligen Freund Gottes unter sein Dach aufzunehmen. Da Ihr aber nach dem Beispiel euers göttlichen Meisters, diesmal den Sünder dem Gerechten vorgezogen habt und zu mir gekommen seyd, so biete ich Euch alles an, was ich habe, meinen Palast, meine Stadt, mein ganzes Gebiet; kurz Alles steht Euch zu Gebot." — Nilus erbat sich blos einen einsamen, menschenleeren, von Niemand besuchten Ort, wo er ruhig beten und sterben könnte. Da er durchaus nichts anders wollte, so gab ihm der Graf eine, einst zu Cicero's Tusculanischem Landgut gehörige Ruine. Man nannte sie gewöhnlich die eiserne Grotte (Grotta ferrata). — Als Nilus Mönche nach zwei Monaten merkten, daß ihr heiliger Lehrer nicht mehr zu ihnen zurückkommen werde, machten sie sich auf den Weg, suchten ihn auf, entdeckten seinen Aufenthalt und kamen nun sämmtlich zu ihm in seine Einsiedelei. Dieser Beweis der Liebe hatte für das Herz des heiligen Greises einen ungemein hohen Werth. Er lebte jetzt nur noch eine kurze Zeit, und hatte den Trost in dem Kreise der Seinigen zu sterben. Zwei Tage vor seinem Tode sprach er kein Wort mehr; aber die Bewegung seiner Lippen zeigte an, daß er betete; auch hatte er noch

Kraft genug, sich bisweilen mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu bezeichnen. Seinen Mönchen hatte er auf das Strengste geboten, seine Leiche alsogleich zu begraben, und ja nicht zu gestatten, daß man sie in einer Kirche beerdige, oder auch über seinem Grabe ein Gewölbe oder irgend ein Denkmal errichte. Aufrichtig und ungeheuchelt war sein ganzes Leben hindurch, bis zu dessen letztem Athemzug, des heiligen Nilus beispiellose, tiefe Demuth; daher auch immer glühender dessen Liebe zu Gott und den Menschen. — Als er starb hatte er das fünf und neunzigste Jahr seines Alters zurückgelegt. Die Kirche feiert sein Andenken am 24. Juni, am Tage seines Todes. — Da der heilige Nilus den Gottesdienst in griechischer Sprache und nach griechischem Ritus hielt; so findet man seinen Namen nicht in dem Verzeichniß der aus dem Benediktinerorden hervorgegangenen Heiligen. — Seine Einsiedler blieben auch nach dem Tode ihres geliebten Meisters beisammen. Dieser hatte früher schon ihnen einen seiner liebsten Schüler, den Paulus, zum Vorstand geordnet; und aus der Einsiedelei entstand nun bald das nachher nicht wenig berühmt gewordene und viele Jahrhunderte hindurch blühende Kloster Grotta Ferrata.

13. Bevor wir nun diesen Abschnitt und mit ihm zugleich auch den zwanzigsten Band unserer Geschichte schließen, erlauben wir uns noch folgende kurze Bemerkung hinzuzufügen. — Wir stehen nämlich jetzt am Ende des zehnten Jahrhunderts, haben selbst schon die Schwelle des eilften überschritten. Wenn wir nun in dem langen Laufe von zehn Jahrhunderten manche düstere, ja wohl schwarze Schatten in dem Gemälde unserer Kirche entdeckten; wenn wir z. B. einen in Sittenlosigkeit versunkenen Pabst

an dem obersten Ruder erblickten *), oder verweltlichten und lasterhaften Bischöfen, oder gar solchen begegneten, die durch fluchwürdige Simonie ihre Würden erhielten, so möge man doch bedenken, daß diese nicht immer, ja nur selten aus dem Schooße unserer Kirche hervorgingen, sondern größtentheils von Aussen ihr aufgedrungen, gewöhnlich durch Lug und Trug ihr gewaltsam unterschoben warden. Man vergesse dabei auch nicht, daß zwar unsere heilige Kirche von Gott gegründet ward, sie jedoch aus Menschen besteht, und von Menschen verwaltet wird. Wenn also auch jene Aergernisse bisher in uns oft die schmerzhaftesten Gefühle erzeugten und erzeugen mußten, so dürfen wir unsere Blicke doch nur wieder auf jene endlose Schaar großer und heiliger Naturen richten, die von unserer heiligen Kirche genährt, gepflegt und groß gezogen, auch unmittelbar aus derselben in jedem Jahrhundert hervorgingen. Welche unendliche Mannigfaltigkeit der reinsten und heiligsten Individualitäten! in deren oft Jahre lang ununterbrochenem, unmittelbaren Verkehr mit Gott — unstreitig das gröste Wunder, das die staunende Vernunft sich denken kann — wir ein neues, kostbares Unterpfand für die Erfüllung jener tröstlichen Verheißungen Jesu erblicken, daß Er nämlich nie seine ihm so theuer erkaufte Braut, die Kirche verlassen, und seine unendlichen Erbarmungen stets mit Adlersflügeln über derselben bis an das Ende der Zeiten schweben werden. — **Quis sicut Deus noster,** und wo gibt und gab es je eine Kirche wie unsere Kirche!

*) Nämlich Johann XII. Aber auch nur der einzige in einem ganzen Jahrtausend!

Bei den Verlegern dieses sind ferner erschienen:

Gründliche Unterweisung in der katholischen Religion.

Nach dem Plane des ehrwürdigen Petrus Canisius, mit besonderer Rücksichtnahme auf die übrigen Diöcesankatechismen Deutschlands, entworfen und neu ausgeführt von

Martin Krautheimer,

Pfarrer zu Planig in der Diöcese Mainz.

In drei Theilen.

Erster Theil: Von dem katholischen Christenthume überhaupt; vom Glauben und der erste Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnißes.

Zweiter Theil: Das apostolische Glaubensbekenntniß; von der christlichen Hoffnung und das heilige Vaterunser; von der Liebe und die drei ersten Gebote Gottes.

Dritter Theil: Die sieben letzten Gebote Gottes und die Gebote der Kirche; von den heiligen Sakramenten und der christlichen Gerechtigkeit.

Zweite, sehr verbesserte Auflage.

Mit Genehmigung des hochwürdigen Ordinariats.

Preis aller drei Bände 6 fl. oder 3 Rthlr. 8 ggr.

Unter allen Versuchen der älteren und neueren Zeit, das Wort Gottes, wie es der katholischen Kirche zur Aufbewahrung und Verkündigung anvertraut worden, dem Volke auf eine gemeinfaßliche und dabei gründliche Weise vorzutragen, nimmt der Katechismus des ehrwürdigen Petrus Canisius immer noch die erste Stelle ein, und er verdankt es seinen großen, allgemein anerkannten Vorzügen, daß er in den meisten Bisthümern Deutschlands als Diöcesankatechismus eingeführt wurde und großen Theils noch eingeführt ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß Manches in demselben mit besonderer Rücksicht auf die religiösen Fragen der Zeit, in welcher der Verfasser lebte, behandelt wurde, daß Manches in einem für das Volk bestimmten Handbuche nur kurz angedeutet, Manches, das sich als Folgerung aus dem Vorhergehenden ergab, auch ganz übergangen werden mußte. Es war daher ein glücklicher Gedanke, der den würdigen Verfasser des vorliegenden Werkes vor einigen Jahren bewog, einen Commentar zu Canisius in der Weise zu schreiben, daß in demselben die in dem Katechismus vorliegende Glaubens- und Sittenlehre biblisch und traditionell in möglichster Vollständigkeit erläutert, das Fehlende ergänzt, und in Allem auf die Bedürfnisse unserer Zeit Rücksicht genommen wurde. Dabei mußte das Ganze von einem kirchlichen Geiste getragen seyn, wie er dem katholischen Priester und Katecheten als Diener des Heiligsten ziemt. Daß dem Verfasser seine Aufgabe in hohem Grade gelungen, dafür bürgen uns die vielen Freunde, welche dieses Handbuch in allen Ländern deutscher Zunge sich erwarb, das baldige Bedürfniß einer neuen Auflage, und die beifälligen Urtheile aller katholischen Zeitschriften, unter welchen wir nur die glänzende Empfehlung eines so competenten Richters, wie Friedrich von Kerz, namentlich anführen wollen. Die

Verhältnisse hatten sich indessen seit dem Erscheinen der ersten Auflage insofern geändert, als in einigen Diöcesen seit dieser Zeit neue Katechismen eingeführt worden waren, ein Umstand, den der Verfasser, der gemeinnützig für Alle arbeiten wollte, bei einer neuen Auflage berücksichtigen mußte. In der gegenwärtigen zweiten Auflage ist daher zwar Canisius im Allgemeinen als Grundlage, an welche der Commentar sich anlehnt, beibehalten, dabei sind aber alle übrigen Diöcesankatechismen so benuzt und berücksichtigt worden, daß unser Werk jezt eine allgemein brauchbare

Populäre katholische Glaubens- und Sittenlehre

in einer Klarheit und Vollständigkeit bildet, wie wir sie bis jezt noch nirgends besitzen. An den katholischen unverwüstlichen Kern des Canisius, dessen Mange uns in den meisten modernen Katechismen so unangenehm entgegentritt, lehnen sich die controversen Fragen unserer Zeit, Erläuterungen über Glaubens- und Sittenlehre, Geschichten und Erzählungen, wie der Seelsorger ihrer jezt bedarf, methodisch verschlungen an, und da der Verfasser ein in Schrift und Tradition tief bewanderter Theolog und im Seelsorgeramte ergrauter Priester ist, so dürfen wir nicht zweifeln, daß er uns aus dem Schatze seiner Erfahrungen hier ein Werk geliefert habe, das für Geistliche, Lehrer und jeden Laien, der sich über seinen Glauben Rechenschaft geben will, zur wahren Fundgrube werden kann.

Um den Gebrauch zu erleichtern wurde die frühere unbequeme Eintheilung in sechs Bändchen jezt beseitigt und statt derselben das Ganze in drei schönen Octavbänden gegeben. Was uns betrifft, so haben wir, um die Anschaffung des Werkes auch Unbemittelten möglich zu machen, den Preis für neunzig compreß gedruckte Bogen auf nur 6 fl. oder 3 Rthlr. 8 ggr festgesezt, wofür es durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

SANCTI ALPHONSI MARIA DE LIGORIO

THEOLOGIA MORALIS.

EDITIO ABSOLUTISSIMA.

Neun Bände in gr. 8. auf Velinpapier. br.

Preis: 14 fl. oder 8 Rthlr.

INHALT.

Vol. I.	Complectens tractatus de conscientia, de legibus, de praeceptis virtutum theologicarum.
Vol. II.	Tractatus de I. II. III. IV. V. VI. et IX. Praeceptis Decalogi.
Vol. III.	Tractatus de VII. VIII. IX. et X. Praeceptis Decalogi, necnon de Praeceptis Ecclesiae.
Vol. IV.	De Praeceptis particularibus, de actibus humanis, necnon de peccatis.
Vol. V.	De Sacramentis in genere; de baptismo et confirmatione, necnon de eucharistia.
Vol. VI.	Tractatus de Poenitentia.
Vol. VII.	De extrema unctione et ordine, necnon de matrimonio.
Vol. VIII.	De censuris et irregularitate, adjunctis in fine Pontificum decretis.
Vol. IX.	Praxis confessariorum, examen ordinandorum, cum indice alphabetico.

Es wäre unbescheiden, ein Werk empfehlen zu wollen, das schon früher von so hohen Auctoritäten, wie *Benedikt XIV.*, *Leo XII.* und der Sacra Poenitentiaria unbedingt empfohlen worden und dessen Verfasser erst in diesen Tagen von dem heiligen Vater unter die Zahl der Heiligen aufgenommen worden ist, aus dessen Feder also nur Heiliges, über allen Verdacht Erhabenes geflossen seyn kann. Wir erlauben uns hier nur, die ausgezeichnete praktische Brauchbarkeit *Ligorios* in Erinnerung zu bringen. Es gibt allerdings viele Lehrbücher der theologischen Moral, die theils zur Förderung der Wissenschaft, theils zur Erbauung geschrieben sind. Da sie sich aber alle mehr oder minder nur um die allgemeinen Principien bewegen, und die Application derselben dem Ermessen des Einzelnen unbedingt überlassen, so muss gewiss dem jüngeren gewissenhaften Theologen ein Lehrbuch willkommen seyn, das alle einzelnen Fälle in ihrer concreten Form vorführt und die Würdigung derselben durch die erfahrensten Auctoritäten mittheilt, so dass ein solches Werk in Wahrheit selbst für den, der es gebraucht, ein Führer auf dem Wege des Heiles werden kann. Sowie kein praktischer Jurist einen schwierigen ihm vorgelegten Rechtsfall ohne Weiteres auf die Principien einer allgemeinen, oft schwankenden Rechtsphilosophie hin entscheiden, sondern Commentare zu den Rechtsquellen und Sammlungen früherer Decisionen und Ansichten zu Rathe ziehen wird, also wird auch der Theologe verfahren, und die Scheu vor der sogenannten Casuistik war auch ein Produkt jener jezt bereits verschollenen Zeit, das, besonders durch Beförderung eines unerhörten Laxismus, für den Beichtstuhl gefährliche Folgen nach sich gezogen hat. Wendet sich, wie es scheint, unsere Zeit auch in dieser Beziehung zum Bessern hin, so hat sie es gewiss dem frommen Ligorio und seinen Geistesverwandten zu verdanken.

Der Preis ist *für neun Bände* in so schöner Ausstattung sehr billig gestellt.

Riffel, Dr. C., Decan und ordentl. Professor der Theologie zu Gießen, Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. 2 Bände auf Velinpapier. gr. 8. 1839.

4 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr. 8 ggr.

Der Verfasser dieser Predigten, durch seine wissenschaftlichen Arbeiten schon längst hochgeachtet, übergibt hier die Früchte seiner Pastoralthätigkeit dem Publicum. Wer indessen hier jene privilegirte Mittelmäßigkeit, die man unter dem Namen Predigten zu Markte zu bringen pflegt, suchen wollte, würde sich irren. Es sind vielmehr christliche Reden in jenem höheren Sinne, wie ein geistvoller Seelsorger und akademischer Lehrer die tiefen Wahrheiten des Christenthums auffaßen und darstellen wird, wenn er das absolut Nothwendige, was sonst leider in den Hörsälen der Schule verschlossen bleibt, auch in das Leben einführen und den Gemüthern seiner Gemeinde und sonstiger gebildeter Zuhörer einpflanzen will. Die ganze Tiefe und Wahrheit der christlichen Lehre tritt hier in dieser Sammlung in dem schönsten und anmuthigsten Gewande auf. Daß der Verfasser dabei nicht im Allgemeinen stehen bleibt, sondern stets die geistigen Ansprüche und Gebrechen der Zeit, sowie positive Verhältnisse und Mängel des gegenwärtigen Lebens im Auge behält, ist eben der ganz eigenthümliche Vorzug dieser Predigten, der ihnen den Charakter des Modernen gibt: ein Vorzug, der selten geworden ist, obgleich gerade in ihm die ganze Aufgabe des christlichen Redners ausgesprochen liegt, die da heißt: die ewige Wahrheit in zeitgemäßer Hülle zu produciren.

Digitized by Google

STOLBERG, Friedrich 911
Leopold, Graf zu S875ge
Geschichte der Rel- 1817
igion Jesu Christi v.33

Digitized by Google

Digitized by Google